Hannoversch... Dichterbuch

Hans Müller-Brauel

Hannoversches Dichterbuch.

Hannoversches Dichterbuch.

Ein Sammelbuch heimatlicher Dichtung.

Mit vielen Beiträgen lebender Dichter
und
reichem Buchschmuck von Maler Heinr. Vogeler-Worpswede.

Herausgegeben
von

Hans Müller-Brauel.

Göttingen 1898.
Dieterich'sche Universitäts-Buchhandlung
Becker & Eidner

Von diesem Buche sind für Bücherliebhaber

25 handschriftlich nummerierte Sonderabzüge

hergestellt und zwar

6 Exemplare auf kaiserl. japanischem Papier

5 Exemplare auf Kupferdruckpapier

und

14 Exemplare auf deutschem Büttenpapier.

Diese Exemplare sind zu beziehen vom Herausgeber des „Hannoverschen Dichterbuches, Hans Müller-Brauel, Zeven in Hannover. Diese Exemplare sind ungebunden, haben ein handkolorirtes Titelblatt und kosten: 50 Mark, resp. 25 Mark das Exemplar.

Ein paar Einleitworte.

Ach! — eine Vorrede?!

Jawohl, Verehrtester, eine Vorrede! Nun erst recht.

Ich sehe gar nicht ein, warum dieses Buch keine Vorrede haben soll, — haben doch so viele Bücher eine!!

Warum ich das „Hannoversche Dichterbuch“ herausgab?

Ich sah gar nicht ein, warum ich es nicht herausgeben sollte. Giebt es doch z. B. ein Bremisches, ein Niedersächsisches, ein Oldenburgisches, ein Westfälisches, ein Münchener, ein Oesterreichisches Dichterbuch u. a. m. Warum also kein „Hannoversches“?

Als ob unser Heimatland sich keins leisten könnte! Aber feste, Herr, Herr . . . . . ! Im Ernst:

Hannoverland hat viel gute Dichternamen aufzuweisen. Wie unter der älteren Dichtergeneration Namen von vorzüglichem Klange sind, — ich nenne nur den silberhaarigen Deichvogt von Rechtenfleth, der eine ganze Reihe von Dichterlingen oder auch „berühmt gewordene Größen“ s. Z. überragt; oder die Gebr. Aug. und Friedr. Freudenthal, A. Möser u. s. w., — so gehören viele der besten Häupter der heutigen deutschen, modernen Dichtung unserer Provinz an; ich brauche nur die Namen Franz Evers, Otto Erich Hartleben, Karl Henckell, Ed. Grisebach und Freiherr

v. Ompteda zu nennen. Andere, ganz junge Talente, traten erst in neuester Zeit ans Licht. Man sehe ihre Publicationen ein; ich meine: sie werden sich ihren Weg schon bahnen und sie tragen die sichere Anwartschaft auf die Poetenkrone im Rucksack.

Aber es giebt noch einen Grund, weshalb ich das „Hannov. Dichterbuch“ herausgab.

Es giebt ein altes Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!“ — Man könnte es neu münzen: „In seinem Vaterlande ist der Prophet ungekannt!“ Es wär so auch richtig, vollkommen richtig. —

Leider! — — —

Heiliges Gewitter! — Ja, wirklich, man könnte fluchen, — wenn es nicht so tief traurig wäre: unser Volk kennt seine Dichter nicht. — —

„Volk“ ist vielleicht nicht ganz richtig ausgedrückt. Darum ein paar Worte dazu: Wer sollte eigentlich am ersten unsere Dichter kennen? Antwort: Unsere „Gebildeten!“ Wer sind dies? Nach landläufigen Begriffen alle Studierten: als Professor, Pastor, Landrath, Oberförster, Apotheker u. s. w. Zu den „Gebildeten“ rechnet sich freilich auch die sog. „Gesellschaft“ in kleineren und kleinen Orten.

Und wie ist es wirklich?

Ich kenne einen Gymnasialprofessor, der hatte sein Lebelang noch nichts von Friedrich Nietzsche gehört; — wie kann Einer da nur erwarten, daß ein solcher Mann die Dichter seiner Heimatprovinz kennt, kennt er nicht einmal den großen Geistesrevolutionär der neuen Zeit.

Er kannte auch fast keinen! Ja doch: Karl Henckell „Ist das nicht der ausgewiesene Anarchist!“ „Nicht, daß ich wüßte!“ — „Ja, doch! seine Dichtungen sollen ....

Und Sie muthen mir zu, die Gedichte eines solchen — — zu kennen!?" — „Ich weiß nur daß Henckell einer der bedeutendsten Lyriker unserer Zeit ist, und . . . ." —

Es half nichts! Der Herr Professor war loyal bis in die Stiefelsohlen. — — — Er hat neulich einen Orden bekommen. . . . .

Es war am Honoratiorenstammtisch: Landrath, Oberförster, Apotheker und einige „Spitzen." Durch eine Notiz des „Hannoverschen Couriers" veranlaßt, kamen die Worte: „Litteratur" und „Kunst" in die Debatte. „Lächerlich" sagte der Herr — „sich um die Kerls zu kümmern! Gedichte sind mir sooo schnuppe!" — Und er schnippte mit den Fingern. — „Ja, und diese Leute machen gegenseitig ein Aufheben von ihren Sachen, — versteh das nicht!" sagte der Gutsbesitzer Herr E. — „Man kann etwas Vernünftigeres thun, als Verse lesen!" sagte der Oberförster. — Der Apotheker nickte blos . .

Bald saßen sie hinter ihren Scat-Karten. . .

Denn der Scat ist das heilige Buch der Deutschen geworden!

Ich habe die „Gesellschaft" in kleineren Flecken kennen gelernt, ich m u ß t e ein paar Mal damit zusammen sein. — (Einen Augenblick, laßt mich erst beten: „Lieber Gott, bewahre mich, daß ich nie, nie, nie wieder damit zusammenkomme, und niemals, damit zu verkehren gezwungen bin!")

So, nun weiter: Drei Dinge füllten ihr Dasein aus: der Klatsch war die einzige geistige Beschäftigung, Bier das Nationalgetränk, und Scat das Allerheiligste! — — —

Herr, Herr, vernichte sie nicht in deinem Zorn.

Nicht als ob es nun n i m m e r so w ä r e. Nein, es

giebt, gottlob, auch glänzende Ausnahmen. Aber es ist sehr oft so. —

Dagegen giebt es im Volke manch rühmliche Ausnahme. Ich kenne liebe Menschen — sie gehören allen Berufsständen an, vornehmlich aber dem niedersächsischen Bauernstande, — denen die heimatliche Dichtung durchaus kein unbekannter Begriff ist, Leute, die in der Abendfeierstunde, oder auch Sonntagsvormittags still ein Buch zur Hand nehmen und sich versenken in die Geschichte und in die Poesie ihrer niedersächsisch-hannoverschen Heimat. Treu niedersächsischen Stammesgruß Ihnen Allen! Denen gehört die Zukunft.

„.... und ich weiß, daß in deinen Kindern
eine werdende Zukunft flammt"

sagt Franz Evers.

Für die ist das Buch zunächst geschrieben. Und dann für die, die wohl gerne wollen, aber nicht die Zeit haben, allen heimatlichen Dichtern nachzuspüren und sie kennen zu lernen.

Endlich aber wohnen auch außerhalb unserer Provinz Menschen, und nicht wenige, die gern ein übersichtliches Bild davon haben möchten: was wir können! All diesen sei hier eine Auswahl geboten.

Zum Schluß ein paar Worte für die Herrn „Kritiker" u. s. w.

1. Jeder Beitrag ist genau nach der Schreibweise des Herrn Verfassers gedruckt; ich hielt mich nicht, und ich halte Keinen für befugt, die Schreibweise eines Dichters eigenmächtig zu verändern. So hat dies Buch also eine einheitliche Schreibweise nicht bekommen.

2. Der leitende Gedanke bei der Herausgabe war:

nur die in der Provinz Hannover geborenen und heute noch (irgendwo) lebenden Dichter zu berücksichtigen. Hier aber wurde Vollständigkeit angestrebt. Ist sie nicht erreicht, so hat es wenigstens an ehrlichem Wollen nicht gefehlt.

Bevor man also schilt über einen, vermeintlich fehlenden Namen, schlage man erst einen Litteraturkalender nach, um sich über den Geburtsort des betreffenden Dichters zu vergewissern, — abgelehnt haben nur einzelne Dichter.

3. Waltete bei der Auswahl der aufzunehmenden Dichtungen das Bestreben ob, einmal in dieser Auswahl den betreffenden Dichter zu characterisieren, dann aber sollte das ganze Buch, — kurz gesagt: einen Heimatston haben, den Erdgeruch der Scholle an sich tragen!

Inwieweit mein Können hinter dem Wollen zurückgeblieben ist, mögen Berufene entscheiden — unberufene Kritikusse mögen ganz nach Belieben . . . . . u. s. w.

Die mundartliche Dichtung ist, als vollkommen ebenbürtig, demgemäß berücksichtigt worden. Wer sich etwa daran stoßen sollte, wird freundlichst gebeten, dies Buch aus der Hand zu legen; für solche Leute ist es nicht bestimmt.

Durch die liebenswürdige Freundlichkeit des jungen Malers Heinrich Vogeler, einem Mitgliede der so schnell berühmt gewordenen Malerkolonie von Worpswede im Teufelsmoor, und durch die Opferwilligkeit des Herrn Verlegers hat dieses Buch einen reichen und characteristischen Schmuck erhalten. „Illustrationen" sind es, Gott sei Dank! nicht; aber dennoch steht dieser Buchschmuck in enger Beziehung zu den Dichtungen und dem ganzen Buche. — Man wird, nach ganz wenig Jahren schon, gezwungen sein, den Namen Vogeler neben den berühmten

heutigen Meistern auf dem Gebiete des Buchschmucks zu nennen; — umsomehr freut es mich, den Lesern diese kleinen Kunstwerke hier bieten zu können. —

Allen denen, die mich mit Rath und That unterstützt haben, sei hier herzlich gedankt. Nicht minder danke ich auch den Herren Verlegern für die Entnahme-Erlaubniß von Dichtungen aus den jeweils angegebenen Büchern.

Möge das Buch seinen Weg gehen und freundlich aufgenommen werden.

Mit niedersächsischem Stammesgruß

Zeven, Anfang October 1897.

Hans Müller-Brauel.



Vier Eingangslieder.

Heimatwege.

Es duftet die blühende Heide
im niederdeutschen Land;
mein Herz ist so frei vom Leide
und bebend klopft mir die Hand.

Oh wie ich dich lieben lernte,
du Heimat, die mich gebar,
da ich von dir mich entfernte
und in fremden Landen war.

Nun füllen glückliche Träume
aufs neue mir Seele und Sinn . . . .
durch die lilafarbenen Räume
summen die Bienen hin.

Ich bin wie ein Seher und tauche
in die glänzenden Fernen hier,
die silbergrauen Rauche
werden Gestalten mir.

Sie dehnen sich und wachsen,
meine Seele hört Siegesmusik,
und ich sehe Heinrich den Sachsen,
den Löwen von Bardewiek.

Und hinter ihm steigen und schwanken
die Völker, dem Meere gleich;
so deutet er seine Gedanken
vom großen nordischen Reich.

Es lebt in den Geistern sein Wille
am Schwertknauf ruht ihre Hand,
sie durchwandern die Heidestille
und bewachen ihr heiliges Land.

Solch Heer von Ueberwindern,
oh Heimat, ist dir entstammt —
und ich weiß, daß in deinen Kindern
eine werdende Zukunft flammt.

Du Land mit tiefen Gemüten,
dein Sommer glimmert und gleißt;
deine Bienen umsummen die Blüten:
Möge dich Gott behüten,
du niederdeutscher Geist.

Franz Evers.

Min Heideland, min Heimatland!

(Zevener Mundart.)

Wo knorrig de Eekboom sin Twigen reckt,
Wo wiethen Wischen un Filder sick streckt,
Dar hett min Weegen ins stahn!
Wo büst Du so leew mi trotz Heid un Sand,
Wo heff ick so leew Di min Heimatland, —
Wo männigen Schritt ick heff gahn!

Wo dat Hart so week, — doch de Fust so hart,
Wo Trö un wo Globen, — ol' Sassenart,
Sünd fast biwahrt noch bitt nu.
Danne Elw bitt an den Weserstrand
Min Heimatland — ol Sassenland,
Wat is woll schöner as Du!

Min Heimat! Wo röwer van'n Karkdörp her
Süht de ole Turn, so massig un swer,
Hoch öwer Hüser un Böhm.
Un wenn ick em seeg, wat slög mi dat Hart,
Wat tög dat to Hus mi, in Lust un in Smart! —
Min Heimat! Wat büst Du so schön!

Wo knorrig de Eekboom sin Twigen reckt,
Wo de brune Heide wiethen sick streckt,
Dar hett min Weegen ins stahn!
Dar will ick, wenn ins min Leben verweiht,
Dar will ick, wo brune Heide mi bleiht, —
Dar will ick ok slapen ins gahn! — —

Brauel im October 1892.

Hans Müller-Brauel.

Plattdütsche Sprak.

(Lüneburger Mundart.)

Plattdütsche Sprak, min Mudderspraк,
Du leewste mi von alle Spraken,
Enfach von Lud un week von Klang,
In Freud so froh, in Leed so bang,
Min Wegenleed, min Starwesang,
Wenn ins dat Hart mi braken!

Plattdütsche Sprak, ol Sassenspraк,
Se willt di uut de Weld verdriwen.
Doch lat jüm man, dat is blos Tand —
Wi Lüd' von Elv un Werserkant,
In Marsch un Moor un Heideland
Sind plattdütsch 'born, willt plattdütsch bliwen!

Friedrich Freudenthal.

Der Heimat.

Du Land der Niedersachsen,
Da meine Wiege stand,
Du Land der herben Eigenart,
Du tiefes, ernstes Land!

Da knorrig wächst die Eiche,
Die Buche kronenweit,
Die Aeste stumm hinausgereckt
In öde Einsamkeit!

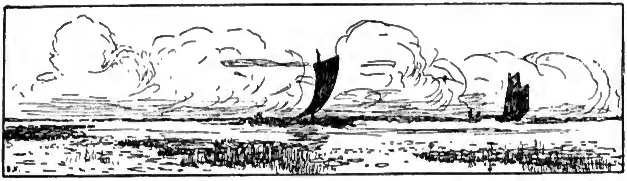
Da über dunkle Moore
Und Heidebruch und Kraut
Ein ernster ew'ger Himmel stumm
Herab zur Erde schaut!

Da an den kahlen Dünen
Die See das Land bedroht:
Erkämpft, erstritten jeder Zoll
Mit eigner Lebensnoth!

Da langsam sind die Menschen,
Doch grade, wenn auch schwer,
Doch wetterfest wie Eichenstamm
Und seelentief wie Meer.

Du Land der Niedersachsen,
Da meine Wiege stand!
Ich grüße dich mit heißem Gruß,
Mein theures Heimatland!

Georg Freiherr von Ompteda.



Hermann Allmers.

Hermann Ludwig Allmers wurde am 11. Februar 1821 zu Rechtenfleth a. d. Weser auf einem freien Friesenhofe, als letzter Sproß eines uralten Stedingschen Häuptlingsgeschlechts geboren. Ursprünglich für die Landwirtschaft erzogen, folgte er später, nach dem Tode seiner Eltern, seiner Wandersehnsucht und seinen Lieblingsstudien. So weilte er längere oder kürzere Zeit in Bremen, Berlin, München, Rom und andern Städten und trieb künstlerische und wissenschaftliche Studien. Seit seiner Rückkehr lebt Allmers in seinem Heimatdorfe, dessen Gemeinde er längere Jahre als Deich- und Gemeindevogt vorstand. Hier entstanden seine beiden berühmten Werke: „Marschenbuch" (1857). „Römische Schlendertage" (1869). Auch die meisten seiner Dichtungen entstanden hier. — Seit gut 40 Jahren widmete er sich fast ausschließlich der Kunst und förderte Kunstbestrebungen aller Art. Seine gesammelten Werke erschienen von 1892 an in der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg und lagen zu seinem 75. Geburtstage in sechs Bänden vor. In ganz Nordwestdeutschland, besonders aber in den Wesermarschen ist er unter seinem Ehrennamen „Der Marschendichter" allgemein bekannt.

Entnahme aus: „Dichtungen", Oldenburg, Schulze.

Friesengruß.

Ich grüße dich, mein Friesenland,
Wo der Nebel wallt, wo die Woge braust,
Wo die Möve schwebt und die Wildgans lärmt,
Mein Friesenland, mein Heimatland!

Vom hohen Deiche schrankenlos
Schweift hin der Blick über Land und Meer —
Hier ödes, weites, schlammiges Watt,
Dort reicher Fluren sonnig Grün;
Hier Mövenschrei, dort Taubenflug,
Hier das Fischerboot, dort das rasselnde Rad;
Und das Kirchlein dort uralt und ernst
Und wetterbraun auf kahler Wurt,
Und Rinderlaut und Sensenklang
Um den reichen, stattlichen Bauernhof.

Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
Volk alter Freiheit, alter Kraft,
Das trotzig mit den Wogen rang
Und selber sich für Weib und Kind
Den theuren Heimatsboden schuf,
Das dieser Deiche starke Wehr
Aufwerfend zu den Fluten spricht:
„Bis hierher sollt ihr, weiter nicht!"
Das mit dem stolzen Gruß sich grüßt:
„Eala frya Fresena,"
Das seiner Freiheit Heiligthum
Lang' gegen Pfaffenübermut
Und Adelsmacht verteidigte.

Nicht Männer zogen nur zum Streit,
Auch hohe Jungfrau'n ernst und mild,
Und sanken bleich und blutend hin,
Gedenkend, als der Stahl sie traf,
Des Friesenspruchs: „Lieber todt als Sklav!"

Du prächtig Wort: „Lieber todt als Sklav!"
O, brause du wie Nordlandssturm
Durch alle deutschen Herzen hin,
Vom meerbespülten Friesenland

Bis zu der Alpen Hochgebirg,
Und von den Alpen bis ans Meer
Erdröhne donnernd wieder her,
Rings Alles rüttelnd aus dem Schlaf,
Du stolzes Wort: „Lieber todt als Sklav!“ —

Ich grüße dich, mein Friesenland,
Wo der Nebel wallt, wo die Woge braust;
Ich grüße dich mein Friesenvolk,
Wo noch Manneskraft und Freiheit haust!

In der Fremde.

Einsam und still
Schreit ich dahin
Im fremden Land.
Die Heimat fern,
Die traute Heimat,
Die Jugend vorbei,
Die glückselige Jugend,
Und mein Liebstes, mein Theuerstes
Nun im Grab,
Auch du — o Mutter!

Still ist dein Herz,
Das so lange geschlagen
Für mich allein
In Leid und Lust,
Das treue, das heilige
Mutterherz;
Geschlossen dein Aug',
Das so manche Stunde
Gewacht und geweint
Um mich allein.

Und es modert die Hand,
Die liebe Hand,
Die so oft mich gestreichelt
In seliger Zeit.
Herz, Aug' und Hand
Und all' deine Liebe,
Hast alles genommen
Mit hinein
Ins dunkle, in's schaurige
Grab — o Mutter!

Und es fällt mein Blick
Auf das weiße Linnen,
Das kühl und lind
Den Leib mir umhüllt.
Aus Heimatserde
Grünte hervor,
Dicht hinter des Gartens
Süß duftender Hecke
Wuchs und blühte
Der blaue Lein;
Im Elternhause
Ward er bereitet
Und schimmerte hell
Und seidenweich
Als buschiger Rocken.
Im Wohngemach,
Bei traulicher Lampe
Saßest und spannst du,
Indeß ich dir vorlas
Aus Deutschlands Dichtern;
Und jeder Faden,
Durch deine Finger
Ist er geglitten,
Die lieben Finger

Haben geweiht ihn,
Die oft mir die glühende
Wange gestreichelt
Und segnend geruht
Auf des fröhlichen Knaben
Blondem Gelock.
Und tausend Wünsche,
Fromme, heilige
Segenswünsche
Spannst du mit hinein,
Mutter — Mutter! —

Ich fühle, ich fühl' es,
Aus des Gewebes
Verschlungenen Fäden
Strömet dein Segen
Mir in's vereinsamte
Trauernde Herz. —

Und trostvoll heimisch
Wird mir zu Muth,
Als ob du selbst
Mit den theuren Armen
Liebend und schützend
Still mich umfingst,
Mutter — Mutter!

Feldeinsamkeit.

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.

Und schöne, weiße Wolken ziehn dahin
Durch's tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Die Heimatglocken.

Ihr Heimatglocken!
Wenn eure Klänge über's grüne Feld
In feierlicher Sonntagmorgenstille
Vom alten schiefergrauen Thurm zu mir
Herüber hallen, dann will euer Ton,
Erinnerungen weckend ferner Tage,
Oft bis in's Tiefste mir das Herz durchzittern.
Erlosch'ne Bilder fangen an zu leuchten,
Liebe Gestalten steigen vor mir auf
Und schau'n mich an; die einen freundlich grüßend,
Die andern traurig mit dem Haupte schüttelnd,
Daß wonnig mir und wohl zu Mute wird. —

O Kindheit, o traumselig frommes Dasein! —
Am liebsten denk' ich dein in stillen Stunden,
Du Sonntagmorgen, da zum ersten Mal
An meiner Eltern Hand ich es betrat,
Das kleine, altehrwürd'ge Gotteshaus,
Und lauschte mit erstaunt bewegtem Herzen
Dem nie zuvor vernomm'nen Orgelspiel.
Ich faßte nicht, woher die Töne kamen,
Die wie aus andrer Welt herniederströmten.
Doch als ringsum nun anhub der Gesang,
Da sang auch ich, unwissend welche Worte,
Doch meine ganze Seele tönte mit.
Und stille ward es, nur der Pred'ger sprach.

Zwar nicht verstand ich seiner Worte Sinn,
Jedoch in Andacht war ich still versunken
Und dacht' an Gott und dacht' an Jesus Christus,
Von dem die Mutter mir so viel erzählt,
Und an die lieben sel'gen Engel dacht' ich,
Die wunderbar mit ihren goldnen Flügeln
Den Himmelsraum durchziehen, doch auf Erden
Unsichtbar schützend stehn bei frommen Kindern;
Dazwischen aber glitt in stiller Lust
Mein Blick von einem Bild zum andern hin;
Es war die ganze biblische Geschichte
An der Emporen Brüstung abgebildet.
O Kindheit, o traumselig frommes Dasein! —

Auch eines spätern Tag's lebendig Bild
Ruft euer Klang herauf, ihr Heimatglocken,
Da mit den andern Kindern der Gemeinde
Ich am Altare stand zum ersten Mal,
Um offen zu bekennen: ich sei Christ. —
Wohl war ich es, nur so nicht, wie man wollte,
Denn manches Wahngebild war schon dahin,
Das einst mit Himmelsfreude mich erfüllte.
Zerflossen war der Engel sel'ge Schaar,
Die Bibel war ein Buch wie andre Bücher,
Nur älter und ehrwürdiger als diese,
Und Christus war ein Mensch wie and're Menschen,
Nur edler, reiner, göttlicher als alle,
Doch lieb hatt' ich ihn, ach, wie nie zuvor. —
Und dem zu Ehren sollt' ich heut bekennen:
Er sei nicht ird'scher Mensch, sei Gottes Sohn,
Ja sei Gott selbst zugleich? Heut' sollt ich lügen?
Das konnt' ich nimmer. — Wehvoll schneidend fuhr's
Durch meine Seele, als ich um mich her
Von allen Lippen laut das Ja vernahm.
Die meinen blieben stumm und auf zu Gott

Stieg mein Gebet: er solle mir nicht zürnen,
Daß eig'ne Bahnen schon mein Denken ging,
Die zu bekennen mir's an Mut noch fehlte.
Doch that ich dafür tief aus Herzensgrund
Ein freudiges Gelübde: nimmermehr
Von Gott zu lassen, wahr und treu zu sein
Und edel immerdar, hülfreich und gut,
Und ging dann ruhig zum Gedächtnißmal.
Doch heiße Thränen, wie ich nimmer sie
Geweinet, rannen mir die Wang' hernieder.
Ihr Heimatglocken, mir war euer Klang
Das Grabgeläut' versunk'nen Jugendglückes. —

Wie manches Jahr versank seit jener Stunde
Im ew'gen Zeitenstrome und mit ihm
Der alten Glaubenslehren letzter Rest.
Wie selten ruft ihr Heimatglocken mich
In's Gotteshaus, wo ich ein Fremdling ward,
Denn längst verlernt' ich Kniefall und Gebet.
Und dennoch bin ich heut' nicht minder glücklich
Als einst, da ich noch fromm an Wunder glaubte,
Mit Engeln Zwiesprach hielt und allezeit
In Freud' und Leid zu Gott mich wendete,
Dem ich die ganze Seele dargebracht;
Denn freudig blick' ich auf die ferne Zeit
Der kindlichen Gebete heut' zurück,
Und freudig auch blick' ich auf das Verstummen
Der Lippen am Altar, doch größer ist
Denn je das Hochgefühl, das heute mir
Die Brust erfüllt mit nie empfund'nem Frieden.

Befreit von jenem selbstsuchtvollen Streben,
Das nach des Himmels Gnadenlohn nur trachtet,
Erhebt geläuterter sich heut' mein Herz,

Entgegenschlagend einem andern Ziele:
Der ganzen Menschheit Glück ist's und Vollendung!

Und wär' es kaum dem Sandkorn gleich an Werth,
Was ich dafür gethan in treuer Liebe,
Was ich an gutem Samen ausgestreut
Für künft'ge Zeit durch Vorbild, Wort und Werk,
So hab' ich hier vergebens nicht gelebt.
Dran will ich halten, dessen mich getrösten,
Wenn meines Menschenthumes Ende naht.

Und klar erkenn' ich's, frei sprech' ich es aus:
Der Völker Dogmen und Religionen,
Sie waren seit Jahrtausenden
Nichts als Gebilde ew'ger Phantasie,
Die sich um ew'ge Wahrheit blühend schlingen,
Indeß gebieterisch Geburt und Leben
Den Glauben jedes Einzelnen gestalten.

Drum was auch mich das Leben glauben macht,
Und sei es trostlos selbst, ich will's empfangen
Demütig fromm wie einst; ich hab's gelobt,
Als mahnend jüngst die Heimatglocken klangen.

Ostern in Rom.

Weich und wonnig weht die Luft,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom,
Glanzvoll ragt aus goldnem Duft
Die Kuppel vom Sanct Peters Dom,
Kirche reiht an Kirche sich,
Palast steigt an Palast empor
Und drüber hin tönt feierlich
In blauer Luft der Glocken Chor.

Das hallt und klinget fort und fort
Bis draußen, wo's so still und grün,
Wo Trümmer hier und Trümmer dort
Im Frühlingssonnenglanze glühn,
Wo über Mauern, alt und braun,
Cypressen schau'n und Pinien
Und fern in Zauberschöne blau'n
Der Berge feine Linien,
Wo sich in ernster Einsamkeit
Die mächtige Campagna dehnt,
Drin man sich tausend Meilen weit
Von andrer Menschen Treiben wähnt.

O glücklich, wer im Frühling war,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom,
Dem singt und klingt es immerdar
Wie Glockenklang: O Rom, o Rom! —

Bernolef.

I.

Bernolef, der alte, der Barden letzter war,
Blind seine Augen beide, hell wie Schnee sein Haar;
Doch immer noch ertönte herrlich sein Harfenklang
Und hell zur alten Harfe und machtvoll sein Gesang.
Im Friesenland längst Alles zum Christengotte schwor,
Nur er sang seine Lieder dem Wodan und dem Thor;
Kein Einz'ger wollt' es hören, ab wandten rings sich All',
Einsam stand er am Meere und sang in den Wogenschwall.

Gezogen kam der Bischof, der heilige Mann Ludger,
Im Friesenland zu festen die neue Gotteslehr'.
Der Bischof sprach zum Barden: „Laß ab vom Heidenthum
Und singe deine Lieder zu Christi Preis und Ruhm;

Schwör' ab die alten Götter, die haben dich blind gemacht,
Christus wird dich erlösen aus banger, banger Nacht."
„Nun wohl denn," sprach der Alte, „schau wieder ich das Licht,
Sing' ich zu Christi Preise, sonst glaub' ich an ihn nicht."
Da über ihn Ludgerus inbrünstig betet laut,
Auf thun sich seine Augen, daß er die Sonne schaut,
Die Sonne und die Erde; — er sinkt auf seine Knie,
Laut preisend Gott im Himmel und Christus und Marie.
Er neigt sein Haupt der Taufe, schwört ab das Heidenthum
Und singt hinfort zur Harfe zu Christi Preis und Ruhm.

II.

Am Hünenmal steht Bernolef, die Harfe ruht im Arm,
Still ist's auf weiter Haide, die Luft ist schwül und warm;
Wolken kommen gezogen, Donner grollt dumpf und weit,
Vom Meer her tönt die Brandung, dunkel wird die Haid'.
Stäubend kommt der Sturmwind, stäubend und mit Getos,
Schwarz wälzen sich her die Wolken, laut bricht das Wetter los;
Bernolef, der alte, steigt auf den Hünenstein,
Weiß weht sein Haar im Winde, voll Wonne schaut er drein.
Die Harfe in den Händen, hoch hält er sie empor,
Singend nach alter Weise ein lautes Lied dem Thor.

„Ich höre deinen Hammer, alter, gewalt'ger Thor,
Machtvoll mit dem Miöllner dringest du hervor;
Wieder hast du verlassen Walhallas wonnigen Sitz,
Dumpf dröhnen lässest den Donner, blauleuchten du den Blitz,
Mit deinem Wolkenwagen durchrollst du die weite Welt,
Und was die Räder erreichen, zerrissen wird's, zerschellt;
Dir singen des Meeres Wogen, lautbrausend ihr Lied erschallt,
Dir neiget sich und beuget sich voll Angst der wilde Wald.
Und ich soll dir nicht bringen meinen Preisgesang?
Und dir soll nicht erklingen meiner Harfe Klang?
Und ich soll dir nicht neigen anbetend mein altes Haupt,
Soll nicht mehr an dich glauben, an den ich so lang geglaubt?"

Die Harfe in den Händen, hoch hält er sie empor,
Und laut ertönt von der Lippe das lobende Lied dem Thor.
Da — plötzlich niederwettert ein langer Strahl glühroth, —
Und die Harfe liegt zerschmettert, und Bernolef wie todt.
Und als er dann allmählich wiederum erwacht
Bedeckt die alten Augen aufs Neue die alte Nacht *). — —

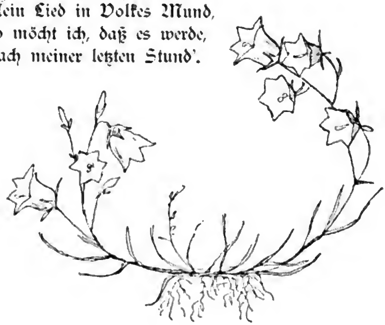
*) Anm. Diese beiden letzten Zeilen, mit neuer Schlußfassung, (hier zum ersten Male gedruckt), hat der Dichter in letzter Zeit nachgefügt. D. H.

Wahlspruch.

Stark und fest in Noth und Streit,
Weich und mild bei fremdem Leid,
Frisch und warm für alles Schöne,
Wahr und treu zu jeder Zeit.

Letzter Wunsch.

Mein Leib in Heimatserde,
Mein Lied in Volkes Mund,
So möcht ich, daß es werde,
Nach meiner letzten Stund'.





Carl von Arnswaldt.

Carl von Arndswaldt, geb. am 4. November 1869 zu Böhme im Lüneburgischen, wurde bis zur Konfirmation von Hauslehrern unterrichtet und ging dann nach Celle, wo er das Gymnasium absolvierte. Darauf studierte er die Rechte, gab aber dieses Studium, das ihm durchaus nicht zusagte, wieder auf und wandte sich der Erlernung der Landwirtschaft und litterarischen Studien zu. Bereits vorher hatte er den ersten deutschen studentischen Musenalmanach herausgegeben („Göttinger Musenalmanach für 1896.“ Göttingen. Verlag von Lüder Horstmann. 1895.). Anfang 1897 erschien in demselben Verlage von ihm ein Band „Gedichte“. Er lebt z. Z. auf Schloß Böhme bei Rethem an der Aller.

Entnahme aus: „Gedichte“ und Originalbeiträge.

Mondnacht.

Der Syringen Blütentrauben
Duften durch die Sommernacht,
In verschwiegnen, dunkeln Lauben
Klingt ein Flüstern liebesacht.

Fern und nah sonst Stille. Schweigend
Nimmt der Fluß selbst seinen Lauf.
Und am Horizont großäugend,
Traumschwer geht der Vollmond auf.

Seelen.

Schwül lagerte die Luft und schwer
Auf sonngebräunten Landen,
Im glanzdurchwellten Lüftemeer
Zwei Sperber reglos standen;
Und weit in all der Sonne war
Ein Schweben und ein Schwingen,
Das ging so süß und sonderbar
Und war als wie ein Singen.

Der Hahnenfuß im Kleefeld glich
Gelbgoldbrokatnen Streifen,
Tief beugten schon die Aehren sich
Des Korns, des sommerreifen;
Ein Atmen, Weben drängte rings,
Ein Leben, nicht zu zügeln; —
Und Seelen flohn auf Schmetterlings-
Blauweißdurchträumten-Flügeln.

Sommerglut.

Schwerer drängt des Sommers süßer Duft,
Ueppger in die Halme schießt das Korn,
Sonnenfreudig durch die blaue Luft
Leuchtet purpurrot der Heckendorn.

Tiefe Stille. Auf dem Weideland
Wiederkäuend liegen Rind und Kuh.
Selbst der Falter flieht die Sonnenwand,
Setzt im Baumesschatten sich zur Ruh.

Matt ein Hauch nur durch die Linde weht,
Ahnungsbang erschauert all die Flur;
Da! — ein Lachen durch die Lüfte geht,
Selig wie die Götter lachen nur.

Schweigen.

Müd streichen des Südwinds Schwingen
Ueber die Wiesen her,
Von Schlick und Schlamme bringen
Sie Düfte herb und schwer.

Rauchwölkchen vom Dorfe steigen
Schrägauf in schläfrigem Gang;
Großäugig staunendes Schweigen
Wandelt die Hecken entlang.

Nächtliche Stille.

Die grauen Nebel lagern ohne Regung
Silberumrändert in dem Mondenlicht.
Und Stille rings. Die eigene Bewegung
Ob man sie hört, man weiß es selber nicht.

Nur manchmal fällt ein Apfel dumpf hernieder;
Und eine wilde Taube fernher lacht
Ein-, zweimal — dann verstummt sie plötzlich wieder,
Und groß und schweigend liegt die Sommernacht.

Schöne Stunde.

Im Grase zirpt noch eine Grille,
Vom Waldrand her ein Käuzchen schreit,
Sonst feiertäglich große Stille
Und Abendfriedenseligkeit.

In Sommerwinden ist verklungen
Der Wagenlärm auf der Chaussee,
Lang hat ihr Lied schon ausgesungen
Die Amsel in der Parkallee.

Das ist die Stunde, wo Violen
Und Nelken süßre Düfte wehn,
Wo Engel nahn auf weichen Sohlen
Und alle Wünsche schlafen gehn.

In Sommerschwüle.

So drückend lag die Luft, so schwül
Auf den dämmernden Sommerlanden,
Am Horizont auf schwarzem Pfühl
Blitze kamen und schwanden.

Die Akazienblüten sogen tief
In den Kelch den Tau aus den Lüften
Und schauerten leis; die Narzisse schlief,
Betäubt von den eigenen Düften.

Tiefstill der Park. Ein Eulenschrei glitt
Allein durch die dunkle Bläue.
Ich wandelt in Träumen. Mit schlurfendem Tritt
Hinter mir ging Frau Reue.

Abendstimmung.

Noch nie so überirdisch friedvoll war es,
So schön, so still;
Mir ist, als ob ein Großes, Wunderbares
Entstehen will.

Mir ist, der Himmel müßte sich erschließen
So weltenweit,
Und selig müßt ich mit hinüber fließen
In Herrlichkeit.

Stimmen.

Blutend hinter Buchen,
Stirbt die Sonne fern im West,
Schnelle Schwalben suchen
In den Ställen schon ihr schützend Nest.

Und schon seh ich wandeln
Weither übers Feld die Nacht;
Weich auf Silbersandeln
Kommen ihre Himmelskinder sacht.

Volle Lebenschöre
Zittern durch den Sommerwind,
Und ich lausch — und höre
Stimmen, die aus selgen Landen sind.

Abendfriede.

Tiefer dunkeln jetzt die Schatten,
Dichter schwelt der Tau und dichter;
Scheu nur fliehn auf den Rabatten

Wolkenbange Mondeslichter.
All die freudig bunte Farbe
Schwand, die jüngst die Welt durchsonnte,
Selbst die letzte blutge Narbe
Heilte fern am Horizonte.

Und da kommt der Abendfriede,
Wandelt durch das Land leis, leise,
Singt den Herzen, die so müde,
Seine weiche Wunderweise;
Und obs eben noch gewittert
In der Brust, es ebbt in Träumen. —
— — — — — — — — —
Und ein tiefes Atmen zittert
In den blühnden Lindenbäumen.

Frühlingslied.

Als ich durchs Feld ging, sangen
Lerchen ihr jubelndes Lied.
Siehe, in lichtblauem Prangen
Kam der Frühling gegangen,
Schon sind verborgene Veilchen erblüht.

In dem Waldrauschen klingt es
Wie ein verliebter Chor;
Aus dem Wässerlein singt es
Hell auflachend dringt es
Bis in die silbernen Wolken empor.

In dem Freudengedränge
Trauerst du, Herz, allein?
Fort aus der drückenden Enge!
Sing deine seligen Sänge
Laut in den sonnigen Himmel hinein.

Mittagsschwüle.

Die Wiesenteiche liegen
In tiefer Mittagsruh,
Nur wilde Enten fliegen
Und Kiebitze ab und zu.

Es klingt wie ein Schrei um Hilfe
Her über die Wasserbahn, —
Und in dem dichten Schilfe
Hockt brütend der alte Pan.

Dolce far niente.

Umschmiegt vom duftgen Haidekraute,
Wie wonnig ist es, so zu ruhn!
Wie schön, ein Stündchen nichts zu thun,
Umschmiegt vom duftgen Haidekraute.
Der Straßenlärm verhallt, der laute,
Dem Vogelzwitschern lausch ich nun.
Umschmiegt vom duftgen Haidekraute,
Wie wonnig ist es, so zu ruhn!

Mittag.

Welch drückend schwüles Sommerwetter!
Heiß strahlt die Sonne vom Zenith,
Geheimnißvoll raunt durch die Blätter
Der weiche Wind sein Sommerlied;
Er geht so leis, nur schwach bewegt er
Die Blüten am Akazienbaum,

Und nur mit Mühe zu mir trägt er
Den Duft und wiegt mich sanft in Traum

Die schlaffen Erlenblätter neigen
Sich durstig nieder zu dem Bach;
Die Hähne auf dem Hofe schweigen,
Die Tauben schlafen auf dem Dach.
Von Zeit zu Zeit nur klingt ein müder
Fischreiherruf vom Anger her,
Doch bald verhallt der Schrei, und wieder
Ist Totenstille wie vorher.

Haidezauber.

In rosenrotem Schimmer
Die Haidefläche liegt;
Nichts regt sich, ein Falter nur immer
Im Traume sich drüber wiegt.

Weither wie aus Märchenräumen
Klingt Abendglockenton,
Es liegt in tiefen Träumen
Die ganze Haide schon.

Wende.

In braunen Blättern wühlt der Wind,
Vom Holz gellt eines Hähers Schrei;
Die süßen Sommerfreuden sind
Nun alle, alle längst vorbei.
Tief mir im Herzen wühlt verstört
Ein heiß Begehren, sehnsuchtsbang,
Mein Ohr, erschrocken lauschend, hört
Fern, leise Sterbeglockenklang.

Das Publikum.

Wilder braust um mich des Lebens Flut.
Aber froh wird mir und leicht zu Mut,
Wenn ich daran denk, was einstens war.—

Wie der Zeitstrom rinnt! Bald sinds vier Jahr,
Drückend war die Sommerluft und schwül;
Doch in meinem Dämmerstübchen kühl
Lag die Nachtluft, durch das Fenster drang
Von dem nahen Wald verworrner Klang,
Und ein Käuzchen schrie bang durch die Nacht.
Sonst kein Laut. Der Vollmond stand in Pracht.
Und ich saß versonnen. Leise kam
Eine heiße Sehnsucht. Und sie nahm
Völlig mich gefangen, ließ nicht los
Und umflutete mich reich und groß. —
Sehnte mich nach etwas Sonnenglanz,
Nach ein bißchen Freude, Spiel und Tanz,
Sehnte mich nach Liebe, tief und treu,
Nach dem Tag, da alles Leid vorbei,
Da das Leben, das so finster lag,
Wär ein einzger, lachend goldner Tag. . . .

Da — wie mir schon müd die Wimper sank,
Ging die Thür: mit hoheitsvollem Gang
Kam ein Weib, berückend, wunderbar,
Weich zur Schulter floß das schwere Haar,
Kraftvoll wölbte sich die hohe Stirn;
Und wie sommernächtens blitzend schwirrn
Goldne Käfer um des Lichtes Glanz,
Funkelte ihr Aug in wirrem Tanz,
Und um ihre Lippen lag ein Zug,
Heiß verlangend: „Nie, nie, nie genug!

Unaufhaltsam stürm ich, flutengleich!
Unermeßlich weit dehnt sich mein Reich. . . ."
— Also stand sie da, selbstherrlich, stolz;
All mein Trotz zu weicher Wehmut schmolz
Vor dem tiefen, königlichen Blick.
Doch wie sie zur Thüre sich zurück
Langsam wandte, wieder fort zu gehn,
Da entrang sich mir ein heißes Flehn:
„Phantasie, du hehres Götterweib,
Lasse mich nicht einsam, bleib, o bleib!
Bleib, erheitre den zerquälten Sinn,
Unvergleichlich hohe Trösterin!
Leg um meine Schultern deinen Arm;
Also will ich ruhen, süß und warm,
Träumen, daß mich trügen wellenweich
Schwanenfittiche zum Märchenreich,
Selig träumen, du auch liebtest mich,
Die ich liebe heiß, wild, inbrünstiglich."

Und sie sah mich sonnig an und blieb.
Lehnte Wang an Wange. Und ich schrieb
Ein Gedicht. Das klang wie Sturmgesang,
Wild aufbrausend, heulend, gell und bang
Und dann wieder weich und wonnig lind,
Wie durch Blüten atmet Maienwind,
Glanzdurchflammt, wie Wetterleuchten zuckt. —

* * *

Und nicht lang, so ward das Lied gedruckt,
Ging zu wandern. — Und das Publikum?
Dieses sprach: „Wie abgeschmackt, wie dumm!
Spricht naiv uns vom Tritonenpaar,
Und ein Kind weiß, daß so was nicht wahr!!"

Sanftes Entschlummern.

Schon sank die Sonne. Müdigkeit besiegt mich
Im Grase zirpt die Grille noch allein. —
Ein seligsüßes Deingedenken wiegt mich
In sanften Schlummer ein.

Nächtens.

Ich habe geschrieen in tiefer Nacht,
Und neben dem Bett hat es leise gelacht.

Die Strafe war es. Und hielt sich geduckt,
Wie ein Tiger, der gierig zum Sprung aufzuckt.

Dumpfmurmelnde Worte drangen hervor;
Halb drohend, halb spöttisch traf es mein Ohr:

Du wähntest vergessen, was du gethan?
Und ewig vor dir hellsonnige Bahn?

Mein Griffel schreibt gut! Es wird alles gebucht,
Ein Thor, wer mir zu entrinnen versucht.

Und komm ich nicht gleich, ich vergeß es doch nicht
Und halt ein andermal strenges Gericht.

Hoch staut sich die Arbeit; Geduld! nur Geduld!
Noch räch ich auf Erden jede Schuld.

Du sündigtest schwer. Bald sind es drei Jahr.
Nun kam ich und nahm, was das Liebste dir war.

Und schwieg. Nur leise noch hat sie gelacht.
Aufschrie ich. Wild. Grell. Und war tieftiefe Nacht.

Lied der Freude.

Nun tritt noch einmal an zum Freudentanze,
Mein Lied, und lache fort, was dich bedrückt.
Noch einmal badet sich in selgem Glanze
Die Welt, die sich mit roten Rosen schmückt;
Noch einmal stürmt in ausgelaßnen Sprüngen
Der Sommer an und jauchzt sein Evoë!
Schwer biegen übern Zaun sich die Syringen,
Und Sonne, Sonne rings, wohin ich seh.

Im Busche sucht sich eine sichre Stätte
Der Fink und füllt die Luft mit Liedern ganz,
Von Amoretten eine lustge Kette
Tanzt singend Ringelringelrosenkranz;
Und auf dem Flusse zittern wirre Funken,
Libellen flattern drüber durch die Luft.
Sonst keine Regung. All die Welt liegt trunken,
Berauscht von dieses Sommers schwülem Duft.

Liebe.

O Liebe, dunkelrote Rose,
Dein Atem geht betäubend schwer,
Du schwankest seltsam hin und her,
Und seltsam streust du deine Lose.

Sommergang.

Sommermittag. Auf den Bäumen
Dehnt sich still die müde Luft.
Selbst die Schmetterlinge träumen,
Matt vom schweren Blütenduft.
Manchmal eines Spechtes Hämmern
Kurz die Stille unterbricht,
Auf den weißen Wolkenlämmern
Gleißt das goldne Sonnenlicht.

Das ist heut ein Tag, zu lauschen
Der Natur geheimem Klang,
Kraus verworrnem Bachesrauschen,
Weichem, süßem Mückensang;
Komm, mag fesseln auch die andern
Seelenloser, flüchtger Tand,
Laß uns durch die Haide wandern,
Sommerselig, Hand in Hand.

Dort will ich dir viel erzählen
Von den Wundern dieser Welt,
Und wie Liebe nur die Seelen
Innig fest zusammenhält,
Flüstern holde Heimlichkeiten
In dein bang erschrocken Ohr, —
Ueber uns in Näh und Weiten
Jubelt heller Lerchenchor.

Und so wandeln wir alleine
In dem lauen Sommerwehn,
Amor nur, der Schelm, der kleine,
Darf bescheiden mit uns gehn.
Aber wenn er sollte fragen
Neckend, ob dein Herz noch dein,
Welche Antwort wirst du sagen?
Weißt dus schon, lieb Schätzelein?

Am Abend.

Auf Feld und Wiesen graue Nebel schwelen
Braun ward das Laub;
Laß mich das Licht aus deinen Augen stehlen, —
Welch selger Raub!

In deinem Blick ist heimlich trauter Friede
Und reines Glück;
Gieb meiner Seele, die vom Kampfe müde,
Die Ruh zurück!

Laß mich zu deinen Füßen sitzen immer,
So. Wortlos. Still.
Nun, da die Abenddämmerung das Zimmer
Schon füllen will.

Nichts störe diese holde Feierstunde!
Beglücke mich
Nur leise mit dem Trost aus deinem Munde:
Ich liebe dich.

Vom Tode.

In Mittagsglut, im Abendrot,
In dunklen Träumen und im Wachen,
In finsterm Gram, in frischem Lachen,
Allüberall sah ich den Tod.

Umschau.

Nach goldenen Sommertagen
Kam wieder der Herbst ins Land;
Gespenstisch die Berge ragen,
Von Nebelschleiern umspannt.

Am Himmel verglüht ein fahles,
Matt leuchtendes Abendrot; —
Und nach den Dörfern des Thales
Späht, Umschau haltend, der Tod.

Bangen.

Leis zittert im Abendweben
Seltsam Getön,
Wehklagen mich wirr umschweben
Und bang Gestöhn.

Im Westen seh ich es blinken
So blutig rot,
Mich zwingts, in die Kniee zu sinken:
Bist du es, Tod?

In schlafloser Nacht.

Und immer, immer will es noch nicht tagen!
Durch meine tief erregte Seele ziehn
In Tönen, die bald jubeln und bald klagen,
Viel rätseldunkle, wirre Melodien.

Ist es die Liebe, die mit ihrem herben
Und dennoch süßen Lied sich zu mir neigt?
Ist es der Knochenmann, der mir vom Sterben
Ein gellend Stück auf seiner Fiedel geigt?

Hochzeit.

Im Festsaal welche Fröhlichkeit!
Das junge Paar hat Hochzeit heut.

Die Tafel glänzend reich gedeckt,
Im Glase perlt und schäumt der Sekt.

Hell strahlt der Kerzen bunt Geflirr,
Die Worte gehen stolz und wirr.

Und in die üppig laute Pracht
Blickt stumm der Tod und lacht und lacht. . .

An ihrem Grabe.

Von Gram und Leid ist verfinstert mein Sinn,
Du gingst, und all mein Glück ging dahin.
Das war ein anderer Maientag,
Die Sonne wie heut auf den Feldern lag,

Und über uns wogte betäubend und schwer
Des Akazienbaumes Blütenmeer.
Aus sprossenden Büschen herüberklang
Der Nachtigall liebegirrender Sang,
Die Winde gingen so leis und mild,
Da umfaßt ich dich selig und küßte dich wild;
Und du wehrtest dich nicht und sprachst immerzu:
Wie hab ich dich lieb, du Liebster du! —
Und sehnsuchtsvoller und lauter drang
Zu uns herüber der Nachtigall Sang . . .

Nun bist du gestorben, ins maigrüne Grab
Sank heute die Frühlingsblüte hinab;
O Gott, warum nahmst du sie nur, was that
Sie dir, daß so früh du schnittest die Saat?
Und womit hab ich deinen Zorn entfacht,
Daß du mich so elend, so elend gemacht?

Nun ist mir das Leben so öd und schal,
Mag die Berge nicht mehr, nicht das schattige Thal,
Und der Menschen zufriedenes Lächeln scheint
Mir zu Fratzen verzerrt, gefühllos versteint.
Auf dem Grabhügel lieg ich, ob auch zerdrückt
Die Blumen, die dir die Liebe gepflückt,
Und ich schreie nach dir in sehnender Not
Vom Morgenrot bis zum Abendrot,
Und ich meine, es müsse dich rütteln empor,
Wenn der Schmerzensruf dir dringt an das Ohr.

Doch schnell verklinget der Worte Schall,
Unerhört wie das Klagen der Nachtigall;
Und ich weiß: es endet der Sehnsucht Leid,
Erst wenn uns vereinigt die Ewigkeit.

Zwiesprache.

Schwül der Sommertag zu Ende ging,
Matt nur flattert noch ein Schmetterling.

An dem Wiesenzaune lehnen Zwei;
Ueber ihnen heisrer Krähenschrei.

Und die beiden drücken sich die Hand,
Grell aufblitzt es an der Wolkenwand.

Dumpfer Donner rollt hin übers Feld, —
Mit dem Tod der Teufel Zwiesprach hält.

Ahnung.

Unter diesen Bäumen ging
Ich in Jugendtagen,
In den grünen Blättern hing
Glück und kühnes Wagen.

Seltsam raunt es heute nacht
Aus der Wipfelhöhe; —
Was mich plötzlich schauern macht,
Ists des Todes Nähe?

Gewißheit.

Nicht lang, dann muß sich wenden
Mein Glück, mit rauhen Händen
Der Tod schon nach mir greift;
Selbst sonnenglutumfangen

Fühl ich, wie meine Wangen
Sein schneidend kalter Atem streift.

Dann muß ich überdenken
Mein Leben, mich versenken
Tief in vergangne Zeit;
Da geht ein zages Beben
Wie Falter-Flügelheben
Durch meiner Seele Dunkelheit.

Hab unter Blütenbäumen
In dämmersüßen Träumen
Zeit, That und Glück verpaßt,
Und, wenn der Tag zerronnen,
Der Welt entrückt, versonnen
Geschaut des Mondes Silberglast.

Doch wäre mir gegeben
Noch einmal dieses Leben,
Ich lebt es anders nicht;
Im Herzen doch tiefinnen
Wußt ich mir zu gewinnen
Ein Leben reich und groß und licht.

Drum will ich gerne sterben,
Froh lächeln noch dem herben
Tod, dem gewaltgen Herrn;
Dann schwindet alles Sehnen,
Dort wo wir sanft gleich Schwänen
Traumdämmernd ziehn von Stern zu Stern.

Wunsch.

Nicht wenn in eis'gen Winters Banden
Die Erde starr gefangen liegt,
Und über schneebedeckten Landen
Ein melancholscher Schimmer fliegt;

Nein, nicht im dumpfen Krankenzimmer
Möcht ich erwarten meinen Tod,
Nein, draußen, wo der Sonne Schimmer
Die Stirn mit Flammenglanz umloht.

Ihr mögt an einem Tag des Maien
Mich betten auf der Gartenbank
Und bunte Blumen um mich streuen
Und Eichenlaub und Weingerank.

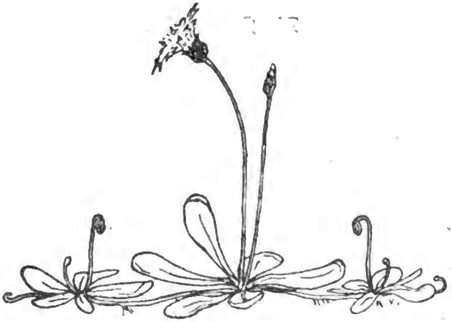
Noch einmal trink ich volle Züge
Aus der Natur so reichem Born,
Weit von mir liegt des Lebens Lüge,
Und es versiegt der Seele Zorn.

Im Vogelzwitschern mag es enden,
Bei warmer Frühlingswinde Wehn,
Und meine Hand in deinen Händen,
So mag die Seel hinübergehn.

Mein Ende.

Noch eh das Jahr zur Rüste geht,
Zerklirrt mein Hoffen jäh zu Scherben;
Ich weiß es wohl, ich werde sterben
Im Winter, wenn der Schneesturm weht.

Nur friedvoll wie ein Lerchenlied
Und weich wie zarte Frauenhände
Und unverhofft wünsch ich das Ende,
Schnell, wie ein Meteor verglüht.



Terburg Arminius.

Gerd Terburg Hieronymus, geb. am 10. März 1839 zu Weener in Ostfriesland, als Sohn des Privatlehrers D. Hieronymus, erhielt in Folge, daß mütterlicherseits der Mannesstamm ausstarb, in der Taufe auch den Namen Terburg, als Abkömmling der berühmten holländ. Malerfamilie Terborgh. Er wurde (ausschließlich in der Schule seines Vaters) strenge erzogen, — verlor im siebenten Lebensjahre seine Mutter und besuchte später (1855—58) das Schullehrerseminar in Aurich. Nach bestandenem Examen wurde er zuerst Organist und Lehrer, später Journalist und Schriftsteller und schrieb hauptsächlich Aufsätze zur Special- und Kulturgeschichte Ostfrieslands und Nordwestdeutschlands. — Gedichte zerstreut in Zeitungen und Zeitschriften. Seit 1885 lebt T. A. in Osterholz-Scharmbeck.

Originalbeitrag.

Die Strandnelke.

Siehst du's wohl dort aus dem Meere ragen,
Dort im Westen an des Himmels Rand? —
Eben hat die Sonne ihren letzten
Güld'nen Strahlenkranz dahingewandt.
Eine Insel ist's, ein Fleckchen Erde,
Das vereinsamt, still und weitgetrennt
Von dem Lande liegt, und daß gar mancher
Seinem Namen nach allein nur kennt.
Sturm und Meer, die haben's fortgerissen
Von der Mutterbrust mit wilder Gier,
Haben's weit und weiter eingezogen
In ihr großes schauerndes Revier.
Kaum erhoben aus dem Wasserspiegel
Liegt die Insel da, weit aufgedeckt
Mit dem flachen, glattgespülten Strande,
Von den Stürmen furchtbar oft geschreckt.

Stets umrauschen, wie in langen, tiefen
Athemzügen Ebbe sie und Fluth,
Manchmal auch, daß heftig zürnend, schnaubend
Sie umrast der Wogen wilde Wuth. —
Grimmig, wie ein Wolf mit scharfen Zähnen,
Schlägt das Meer in ihre Flanken ein:
Wenn die Brandung tost, und heulend
Wind und Wetter brausen hinterd'rein.
Und so liegt sie schutzlos da und trauernd —
Von Gefahren mannichfach umdroht,
Von Gefahren, die das Land nicht treffen,
Die jetzt trügrisch deckt das Abendroth.
Waldesgrün und grüner Bäume Wipfel
Sind auch nimmer hier am Strand zu Haus,
Findest keine hohen, schlanken Stämme,
Die die Kronen strecken kühn hinaus.
Einzeln und verkrüppelt trifft das Auge
Hier die Bäume nur und das Geäst;
Grüne Lauben, Blumen, Blüthen, Ranken,
Hier der Sturm auch nicht gedeihen läßt.
Arme Insel in der nackten Blöße!
Schaust wohl winkend und mit Sehnsucht hin
Nach dem Mutterland, das dich geboren —
Könnt' es dich doch nur hinüberziehn!
Möchtest dich der Meerfluth wohl entreißen,
Und zurück flieh'n in der Mutter Arm —
Möchtest gern an ihre Brust dich werfen,
D'rin das Leben wallet weich und warm.
Aber Insel, kleines stilles Fleckchen!
Wölbt ein Bogen, traun! ein Veilchenkranz,
Eingewirkt mit weißen Sternenblumen,
Sich nicht über dir mit Himmelsglanz?
Schlingen nicht, wie lieblich schöne Kinder,
Well' und Lüftchen einen Reigentanz
Mit Gesang und Spiel und frischem Leben,

Traumesgleich um deinen Dünenkranz?
Schaut nicht Der, der Sturm und Wogen misset,
Huldreich schirmend, eine starke Wehr,
Auch auf dich herab, und ist von seinen
Werken nicht das herrlichste das Meer?
Liegt es jetzt nicht zaubrisch ausgebreitet,
Und in stiller Pracht und Größe da?
Ueberwältigt nicht dies Bild dein Auge
Mehr als Alles, was es je noch sah?
Kann es Schön'res auf dem Erdball geben,
Als die Fernsicht auf die blaue See?
Ist ein Himmel wolkenlos, voll heit'rer,
Selt'ner Klarheit nicht in deiner Näh'?
Sendet nicht die liebe Morgensonne
Dir herüber ihren ersten Gruß?
Reicht sie nicht beim Untergang die rothen,
Weichen Lippen dir, — den letzten Kuß?
Schmücken auch nicht lieblich weiße Blüthen
Deine Werft und deinen frischen Strand?
Fühlen nicht Hollunderbusch und Nelke
Heimisch sich in deinem goldnen Sand?
Seh ich nicht im letzten Sonnenglanze
Mildverklärt die schönste Blüthe steh'n?
Träumend, wie ein Kind von holden Wundern,
Die an ihr so viel vorübergeh'n.

An zerfall'nen morschen Schiffestrümmern
Lehnt sich eine Jungfrau dort am Strand,
Sinnend ruht das Haupt auf beiden Händen,
Sinnend blickt sie hin zum festen Land.
Wie ein tiefes, tiefverhalt'nes Sehnen,
Schau'n die Augen hin, als suchten sie
In der Ferne etwas, das sie fanden
In dem stillen Heimathland noch nie.
Lange schon und unbeweglich schweifte

Sie hinaus, lang währte schon der Traum.
Was es war, wonach sie sehnend spähte,
Wußten Aug' und Herz wohl selber kaum.
Niemals noch hat sie das Land betreten,
Dessen Küste ihr im Sonnenschein
Vielverheißend vor den Augen strahlte,
Wie ein Wunderbild, so hold und rein.
Sehnte sie sich hin nach seinen Blumen?
Nach dem Wald, an dunklem Schatten reich?
Seinem Rauschen, nach den lieben Sängern
In dem grünen säuselnden Gezweig? —
Wohl hat sie gehört von all' den Wundern,
Wenn das Boot den Vater heimwärts trug,
Dann hat er erzählt und sie gelauschet,
Daß gar fröhlich drob das Herz ihr schlug.
Aber selbst, mit eignem Ohr und Auge
Hatte sie's noch nicht gehört, geseh'n. —
Wollte darum wohl aus dieser Wüste
Gern zum Festland nun hinübergehn? —
Nur am Strand gedeiht des Strandes Nelke —
Nimm sie aus dem Heimathboden fort,
Pflanze sie in schöne, weiche Erde —
Fremd und ferne steht sie und verdorrt.
„Nein, nicht fort von meiner stillen Insel!
„Sehne mich nicht hin zum festen Land!
„Möchte anderswo doch nimmer leben,
„Als auf meiner Insel und am Strand. —
„Träumen nur will ich, von Allem träumen,
„Was dort drüben goldig liegt umsäumt;
„Liebes, Schönes nur, mit wachen Augen,
„Und wie's sich auf Meer und Insel träumt. —
„Liebe Insel, dich will ich nicht lassen!
„Mit dir will ich, ob auch schlimm und viel
„Wogendrang und Windsbraut um dich rasen,
„Leben, kämpfen, sterben — wie Gott will!

Die Wogen spielten und sangen
Dazu gar trauliche Lieder,
Und von dem Dörflein herüber
Gar lieblich die Glocken klangen.
Die Wogen spielten und sangen,
Und plätscherten auf den Sand;
Sie rauschten sich zu das Märchen:
„Von der Nelke am Meeresstrand."

Wilhelm Becker.

Wilhelm Becker, geb. am 31. Juli 1870 zu Altenbruch a. d. Elbe, kam in seinem 16. Jahre in ein großes Exporthaus nach Berlin um dort die Kaufmannschaft zu erlernen. — Hier verkehrte er viel in litterarischen Kreisen, verfaßte eine Anzahl Gedichte, Novellen und Scizzen die in verschiedenen Zeitschriften gedruckt wurden. Im Oktober 1895 gründete er die Zeitschrift: „Deutsche Vereins- und Familienwelt" die bald so gut einschlug, daß er sich ganz der Schriftstellerei widmete und die Kaufmannschaft aufgab. — Becker lebt heute als Chefredakteur genannter Zeitschrift in Berlin. Er verfaßte: „Psychodramatische Vortrags-Dichtungen". 1. Aufl. 1894. — In Vorbereitung befindet sich ein Band Dichtungen und ein modernes sociales Drama.

Entnahme: aus den Manuscripten des Verfassers.

Blütenflocken.

Blütenflocken, Jugendträume:
Durch die Brust zieht's wehmutsbang,
Denn mit eurem Sterben schwindet
Maienwonne, Lenzesklang.

Und doch, würden Früchte schmücken
Je das Leben, je den Baum,
Lockten ewig sinnbetörend
Blütenschnee und Jugendtraum?

Regenbogenpracht.

Wenn mit düstrer Wolkenmauer
Kämpft des Himmels Sonnenlicht,
Wenn es in die Regenschauer
Seine goldnen Strahlen flicht:

Sieh, dann flammt auf schwarzem Grunde
Licht der Regenbogen auf;
Prächtig an des Himmels Runde
Zieht sein farbenbunter Lauf.

Dieser weltenferne Flimmer
Zierte Deines Auges Pracht,
Als es jüngst im Thränenschimmer
Selig zu mir aufgelacht.

Fürchtest Du?

Warum senkst Du scheu den Blick,
Wenn ich Dich begrüße?
Und ziehst schnell die Hand zurück,
Die ich dann umschließe?

Fürchtest Du, daß mir ein Strahl
Deines Augs dann kündet,
Wie mein Hoffen doch einmal
Noch Erfüllung findet?

Fürchtest Du, daß Deine Hand,
Fühl ich sie erbeben,
Deutet mir, daß ich sie fand
Schon für's ganze Leben?

Darf ich Dir zürnen .....

Darf ich Dir zürnen, Dich verdammen,
Weil Du mein einzig Glück geraubt
Und wie ein Traumbild nun zerrinnt,
Woran ich hoffnungsfroh geglaubt?

Darf ich Dir zürnen, wenn Dein Wesen
Sich jedes Menschenherz erschließt,
Weil mild ein Schimmer keuscher Reinheit
So zaubermächtig Dich umfließt?

Darf ich Dir zürnen, wenn mein Leben
Nun gleicht der düstern Wintersnacht,
In der nur welke Blüten mahnen
An sonnengold'ne Maienpracht? — —

Wer zürnt dem Lenze, dem die Knospen
Buntfarbig öffnen sich im Thal,
Wenn unter seinem Flammenkusse
Welkt eine Blüte todesfahl?

Fritz Bente.

Fritz Bente, geb. am 14. Mai 1845 zu Lammspringe, widmete sich dem Berufe eines Pharmaceuten und studierte nach bestandenem Staatsexamen in Göttingen Chemie. Nachdem er einige Jahre Assistent am agrikultur-chemischen Laboratorium der Göttinger Universität gewesen war, trat er 1876 in ein Fabriklaboratorium ein und ist seit 1877 als Lehrer der Chemie, Physik und Botanik an der landwirtschaftlichen Schule in Ebstorf bei Uelzen angestellt, woselbst er noch heute thätig ist. Er veröffentlichte, außer Fachschriften, „Gedichte." (1888).

Entnahme aus: „Gedichte", und Originalbeitrag.

Die Straßen such ich auf und ab.

Die Straßen such ich auf und ab,
Die Gassen klein, gewunden.
Du Schelmenauge schön und hold,
Hätt' ich dich nie gefunden!

O hätte deine Augenpracht
Doch niemals mir gelächelt,
Und nie der Stimme süßen Klang
Ein Hauch mir zugefächelt!

Nun schwebt dein Bild so licht mir vor
Am Tag', in stillen Nächten;
Manch wechselvolles Gaukelspiel
Des Traumes Mächte flechten.

Ich suche dich von Ort zu Ort,
Such' dich in allen Winden!
Du Schelmenauge, schön und hold,
Wo soll ich Ruhe finden?

Gründonnerstag.

Zur Communionbank gehen heut
In feierlichem Schritt
Gar Viel', das heil'ge Sacrament
Theilt dort der Priester mit.

„Zum ew'gen Leben deine Seel'
Der Leib des Herrn bewahr!"
So spricht er, und ich wünsche still:
Würd' es bei mir auch wahr!

Und nun der Gläub'gen frommer Kreis
Das Chor langsam verläßt,
Gesenkten Haupts, der Hände Paar
Fest an die Brust gepreßt.

Dann rauschet der Choralgesang
Voll durch das Gotteshaus;
Die Kirche leert sich allgemach,
Auch ich geh' still hinaus. —

Dahin seit jenem Kirchengang
Ging schon so manches Jahr! —
Doch immer noch hör ich: „Dein Seel'
Der Leib des Herrn bewahr!" —

Adolf Bessell.

Adolf Bessel, geb. 14. April 1857 zu Nienburg a. d. Weser, studierte und wurde 1887 zum Gerichtsassessor ernannt. Im Jahre 1890 ließ er sich in Goslar als Rechtsanwalt nieder, gab jedoch schon 1892 die Rechtsanwaltschaft auf und wurde, nachdem er noch einige Jahre in der Provinz Hannover als Gerichtsassessor wieder beschäftigt gewesen war, 1894 zum Amtsrichter in Leck in Holstein ernannt, wo er als solcher noch heute wirkt. — Gedichte und Aufsätze in Zeitschriften zerstreut. 1895 ließ er bei Lipsius und Tischer in Kiel eine Tragödie: „Tristan und Isolde" erscheinen, die am 5. Dez. 1896 im Flensburger Stadttheater aufgeführt wurde und einen warmen Erfolg errang. — Eine Ausgabe seiner „Dichtungen" bereitet der Verfasser vor.

Entnahme: aus den Manuscripten des Verfassers.

Abendglocken.

Wieder hör' ich Abendglocken
In der Heimath stillem Thal. —
Einst im Schmucke brauner Locken
Lausch't ich drauf so manches Mal.

Meiner Kindheit frohe Stunden
Zaubern sie vor mir empor.
Ach! da bluten alte Wunden
Neu um das, was ich verlor.

Könnte nur noch einmal blauen
Ueber mir der Jugend Tag!
Könnt' ich einmal nur noch schauen
Mich als Kind in jenem Hag,

Einmal wieder mich vereinen
Der Gespielen heitrem Chor!
Könnt' ich einmal wieder weinen,
Einmal lachen wie zuvor!

Doch die Augen bleiben trocken,
Meine Lippen flieht der Scherz. —
Schweigt, ihr dumpfen Abendglocken!
Euer Klang bricht mir das Herz.

Täuschung.

Mir ist, als ob mich suchten
Zwei Augen immerfort,
Als ob's von fern mich riefe
Mit leisem, liebem Wort.
Im Föhrenhain, am Haidemoor,
Wie schau' ich um, wie lauscht mein Ohr!
Du aber bist nicht dort.

Der Wind rauscht in den Föhren,
Die winken still mir zu.
Am Himmel wird es dunkel,
Die Sonne ging zur Ruh.
Noch leuchtet fern ein heller Schein,
Ach, wenn doch du es könntest sein!
Wo aber weilest du? —

Der Schein ist lang erloschen,
Und dunkle Haide dehnt
Sich vor mir einsam schweigend;
Nur leises Rauschen tönt
Herüber aus dem Föhrenhain. —
Ich lausche stumm und denke dein,
An's Hünengrab gelehnt. —

Gesicht auf der Haide.

Rings, so weit die Blicke schweifen,
Dehnt sich vor mir graue Haide.
Da und dort nur winkt ein Streifen
Föhrenwald im dunklen Kleide.

Rings ein feierliches Schweigen;
Nur am alten Hünengrabe,
Wo die Abendnebel steigen,
Schreit zuweilen schrill ein Rabe.

Einsam wandr' ich nach dem Hügel,
Denke längst versunkner Zeiten,
Während leis die mächt'gen Flügel
Dunkler Nacht auf's Land sich breiten.

Und die Nebel werden dichter,
Mich erfaßt ein kalter Schauer:
Stolze, trotzige Gesichter
Starrn mich an in finstrer Trauer.

Hinter jeder grauen Wolke
Drohen Speere, blinken Schilde.
Zieht ein Fürst mit reis'gem Volke
Durch das nächtliche Gefilde?

In dem Hügel, singt die Sage,
Liegt ein Sachsenheld begraben,
Den am unheilvollen Tage
Franken einst ermordet haben.

Kam er selbst aus Wodans Hallen?
Sind's die Geister seiner Treuen,
Die das hohe Grab umwallen
Und den Racheschwur erneuen?

Horch! Es rauscht im Haidekraute.
Leise hör' ich's näher kommen,
Leise tönen fremde Laute,
Wie mein Ohr sie nie vernommen.

„Wer ist dort?" — Ein dumpfes Grollen
Schallt als Antwort mir entgegen,
Und des Hügels schwarze Schollen
Seh' ich hastig sich bewegen.

Durch die graue Nebelmasse
Wallt ein ungestümes Wogen;
Mir zu Häupten kommt der blasse
Vollmond rasch heran geflogen.

Doch wohin ich auch mag spähen:
Leer und öde liegt die Weite.
Nur ein Schwarm von Nebelkrähen
Giebt mir kreischend das Geleite.

Wodans Gesang.

Nächtlich in den heil'gen Zwölfen
Tönt es schaurig durch die Luft
Wie Geheul von gier'gen Wölfen,
Wie der Rabe heiser ruft.
Schweigend lauschen rings die Matten,
Die das Schneelicht kaum erhellt,
Und es huschen dunkle Schatten
Ueber's bleiche Himmelszelt.

Wodan zieht, der Schimmelreiter,
Aus Walhallas Burg zur Jagd
Mit dem Heerbann seiner Streiter,
Mit dem finstern Volk der Nacht.
Seine grauen Wölfe traben
Hungrig heulend vor ihm her,
Und es flattern seine Raben
Um den hochgeschwung'nen Speer.

Horch, wie schnauben ihre Rosse!
Wie der Sturmwind tobt und braust.
Horch, wie sausen die Geschosse
Aus des wilden Jägers Faust!
Aber fern auf hoher Klippe
Macht das Nachtgejaide Halt,
Und es tönt von Wodans Lippe
Ein Gesang hinab zum Wald.

„Ward uns auch der Tag genommen,
Blieb die Nacht doch unser Reich.
Und das Antlitz selbst der Frommen
Wird bei unserm Nahen bleich.
Bei der Blitze fahlem Schimmer
Schaudernd beben Mann und Kind.
Denn sie fühlen, daß noch immer
Wir auf Erden Herrscher sind.

„Triebt ihr aus den heil'gen Hainen
Auch mit Buch uns und Gebet,
Ist auch auf den grauen Steinen
Längst der Opferdampf verweht,
Einstmals kehren wir doch wieder,
Neu in alten Glanz gehüllt,
Wenn die Zeit der alten Lieder
Sich verheißungsvoll erfüllt.

„Dann wird eine neue Erde
Blüthenreich mit uns erstehn.
Ruhig hinter ihrer Herde
Werden dann die Hirten gehn.
Noth und Haß und Krieg wird schweigen,
Ew'ger Friede kehret ein,
Und es wird auf freiem Eigen
Jeder selbst Gebieter sein.

Seine braunen Aecker tragen
Ohne Saat die reichste Frucht;
Nimmer fehlt vor seinem Wagen
Edler Rosse starke Zucht.
Freudig theilt er seine Habe
Mit den Gästen, und sein Horn
Mangelt nie der frischen Labe
Aus der Gerste süßem Korn.

Nicht mehr wechseln Tag' und Nächte,
Ewig glänzt die Sonne klar
Einem besseren Geschlechte,
Als es je auf Erden war.
Offen aus des Himmels Hallen
Führt ein Pfad zur schönen Welt,
Und die hohen Götter wallen,
Froh den Menschen zugesellt."

Also singt der Ewig-Alte
Von der Zukunft fernem Glück.
Bergschlucht nur und Felsenspalte
Hallen dumpf den Sang zurück.
Aber nicht in Menschenohren
Dringt er, die von Furcht bethört,
Und zu Walhalls gold'nen Thoren
Kehrt der Sänger ungehört.

Sardanapal.

„Horch! Hörst du der Hörner schmetternden Ruf!
Im Hofe scharrt der Rosse Huf,
Es klingen Speer' an Schilde.
Was säumst du noch beim üpp'gen Mahl!
Auf! Wappne dich, König Sardanapal!
Der Feind steht im Gefilde.“

So ruft der Feldherr mit finstrem Gesicht.
Da leuchten die Augen des Königs licht,
Er greift nach der goldenen Schale:
„Und steht vor den Thoren die feindliche Macht,
So führ' du mein Heer ihr entgegen zur Schlacht,
Und stör' mich nicht länger beim Mahle!“

„Soll die Krone nur drücken mein königlich Haupt!
Ist Freude des Lebens mir nimmer erlaubt!
Nein! Trinken will ich und scherzen.
Mag sorgen, wer feige fürchtet den Tod!
Ich fürchte ein Leben voll Kummer und Noth.
Komm, Mädchen, und ruh' mir am Herzen!“

Und wie er in durstigen Zügen trinkt,
Die reizende Sklavin glühend umschlingt,
Da lärmt es dumpf auf den Gassen,
Und es stürzt in die Halle schreckensbleich
Ein Krieger herein: „O König, entweich!
Dich haben die deinen verlassen.“

Und lauter dröhnt es von unten herauf.
Der Sklaven Schwarm in wildem Lauf
Durcheilt die hallenden Gänge.
Auftaumeln die Weiber und jammern laut.

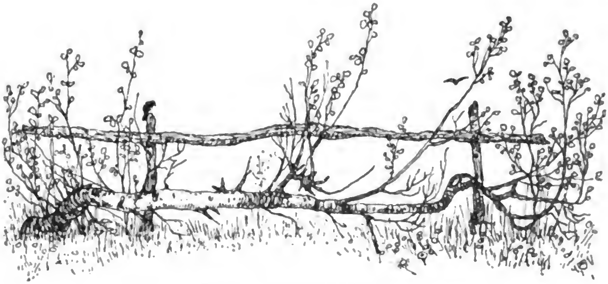
Der König verächtlichen Blickes schaut
In das tobende, wirre Gedränge.

Ganz nahe hört er des Aufruhrs Drohn,
Da erhebt er sich rasch vom goldenen Thron;
Rings blitzen ihm Schwerter entgegen.
Er reißt eine Fackel herab von der Wand
Und schwingt sie, daß aus dem kreisenden Brand
Hinsprüht ein feuriger Regen.

Schon füllt sich die Halle mit schwarzem Gewölk,
Schon lecken die Flammen empor am Gebälk,
Wie lechzende glühende Zungen.
Es geht durch die Decke ein klaffender Spalt.
Hoch steht des Königs stolze Gestalt,
Von Weibern und Sklaven umrungen.

Und höher und höher die Flamme steigt,
Und tiefer und tiefer die Decke sich neigt
Und droht mit verderbendem Falle.
Der König erblickt es und lächelt dabei.
Da — plötzlich zittert ein gellender Schrei
Durch die rauchende, wankende Halle.

Rings loht nur noch ein einz'ger Brand
Die Decke zerriß, es barst die Wand. —
Wie stürzende Meereswellen
Ergoß das Geröll sich hinab in den Saal. —
So starb mit den Seinen Sardanapal
Und ließ das Reich den Rebellen.



Hans Biermann.

Hans Biermann, geb. am 8. Februar 1868 als Sohn eines wohlhabenden Buchdruckereibesitzers zu Esens in Ostfriesland, besuchte die Bürger- und Rektorschule und genoß den Privatunterricht eines verunglückten Studenten. Im Jahre 1888 starb der Vater und die Stiefmutter kam in den Besitz des väterlichen Geschäfts. Für den jungen Dichter folgten nun Tage voll schweren Ringens. Um auf eigenen Füßen zu stehen, gründete er in Norden die „Ostfries. Dorfzeitung", die er später, um seinen Landsleuten näher zu sein, nach Dornum verlegte, wo er dieselbe noch heute als Redacteur leitet. Gedichte und Erzählungen (ausgeprägt modernen Stils) in Zeitungen und Zeitschriften. Eine Buchausgabe seiner gesammelten Gedichte bereitet der Verfaßer jetzt vor. —

Entnahme aus: „Deutsches Dichterheim", Deutsche Roman-Zeitung", „Neue Musik-Zeitung" und Orginalbeiträge.

Schicksal hau zu . . !

Schicksal, hau zu!
Ich lache zu deinen Streichen!
Glaubst du, ich werde weichen?
Schicksal, hau zu!

* * *

Du hast mich verfolgt seit Anbeginn,
So weit die Gedanken reichen,

Du hämmertest selbst den harten Sinn
  Mit wuchtigen, schweren Streichen,
Du hast mir geschlagen Tag für Tag
  Ohn Unterlaß tiefe Wunden,
Du hast mich, soweit ich zu denken vermag,
  Mit grausamer Wollust geschunden...
So wurde ich hart und ward gewöhnt
  Des kärglichen, rauhen Lebens,
Nun bin ich's selber, der spottet und höhnt —
  Du wetterst und schreckst vergebens!

* * *

Schicksal, hau zu!
  Ich lache zu deinen Streichen!
  Glaubst du, ich werde weichen?
Schicksal, hau zu!

Ungebeugt.

Nun läuten die Sorgen wieder Sturm,
Das Elend bläst die Kriegstrompeten,
Wie soll ich nur müde und waffenlos
Dem wilden Heer entgegentreten?
Gedanken jagen hin und her,
Ob nirgends denn zur Flucht ein Steg,
Ach, nur zu deiner Höhe führt
Ein Dornenweg.

Es flattert der Liebe Banner noch
Auf deines Burgfrieds Mauerzinne,
Ich wäre vielleicht ein willkommener Gast
Zu Sang und Scherz und Spiel der Minne;
Doch was ich einst in guter Zeit
So stolz verschmäht, ein halber Gott,

Soll heute ich d'rum betteln gehn
Zum Weiberspott?

Du reisiger Knapp, mein Mannesstolz,
Laß alle Trübsalsgrillen fliegen,
Wir wollen noch einmal dem Kampfe stehn
Und fechtend fallen oder siegen;
Denn besser ist es doch fürwahr:
Vom Lanzenstoß der Not gefällt,
Als Gnadenbrod aus Weiberhand
Zum Spott der Welt. . . .

In der Schicksalsschmiede.

Die Bälge sausen, die Flammen sprühen,
Am Blasebalg steht die grinsende Not,
Mit wuchtigen Hammern die Sorgen sich mühen,
Und in der Thüre wartet der Tod,
Ernsten Blickes,
Traurig und schweigend,
Bis ihm die Knechte des Mißgeschickes
Bringen das Schmiedestück, tief sich verneigend.

* *
*

Horcht! Welch ein schauerlich seufzender Ton
Klagt von dem Amboß, dem funkenumsprühten,
Halb übertönt von der flammenbeglühten,
Hämmernden, kichernden Knechte Hohn.
Seht ihr das kleine possierliche Ding?
Zwischen den sausenden, fallenden Hammern
Hüpft es erschrocken, mit kläglichem Jammern.
Seht ihr das kleine, possierliche Ding?
Horcht! Wie es winselt! Ein wuchtiger Streich
Traf es mit sausendem, schmerzendem Hiebe;

Horcht! Wie es bettelt um Gnade und Liebe!
Höllengelächter! Ein neuer Streich ...
Jammernde Seele, sei stille, sei still,
Gnadelos mußt Du Dich schmieden lassen.
Höllisches Feuer von Lieben und Hassen
Muß Dich durchglühen; sei stille, sei still.
Sorge und Elend, sie müssen zu Stahl,
Müssen zu schneidendem Eisen Dich härten,
Bis Du, ein Weiser, der Schmerzen der Erden
Lachst, und des Lebens vergänglicher Qual.
Jammernde Seele, sei stille, sei still!
Trägt doch vom Amboß des Schicksals Dich leise,
Milde der Tod in die glänzenden Kreise
Himmlischer Seligkeit. Stille d'rum, still! ...

* * *

Die Bälge sausen, die Flammen sprühen,
Am Blasebalg steht die grinsende Not,
Mit wuchtigen Hammern die Sorgen sich mühen,
Und in der Thüre wartet der Tod,
Ernsten Blickes,
Traurig und schweigend,
Bis ihm die Knechte des Mißgeschickes
Bringen das Schmiedestück, tief sich verneigend.

Leidenschaft.

Lodernde Flammen unsterblicher Sehnsucht
Mit glühenden Armen erstickt ihr den Spott,
Der trotzigen Seele bisherige Zuflucht,
Wenn sie verlassen von Menschen und Gott;
Mit Riesenfäusten zerstört und zerschmettert
Die Schranken der Sitte gigantische Gier,
Wildwasser der Leidenschaft donnert und wettert
In rasenden Wirbeln im Herzen mir.

Fürstin der Liebe, mit schmerzenden Gluten
Verschweißt Du mein Sinnen und Denken mit Dir;
Nun sauge ich Flammen, nun trinke ich Gluten
Aus Deinen Brüsten in heißer Begier;
Ich fahre auf leuchtenden, brausenden Schwingen
Mit kraftvollen Sinnen hinauf zu den Höh'n,
Es krachen die Pforten, die Riegel springen: —
Ich werde die flammende Sonne seh'n! . . .

Erste Sünde.

Der erste Flecken am blanken Schild!
Die erste Sünde.
In allen Adern noch glutenwild
Sehnsucht nach neuer Sünde. . .
Laß sein das Scheuern, du junger Gesell,
Du reibst den Schild nicht wieder hell;
Und drüben lockt die Sünde.

Der Flecken haftet auf deinem Schild
Für jetzt und immer;
Drum küsse die Liebste, süß und mild,
Prangend im Jugendschimmer;
Vergiß die Kette, die hart dich drückt,
Genieße, was heute dich noch beglückt
Im prangenden Jugendschimmer!

An deinem Finger der gold'ne Reif
Stimmt dich so trübe?
Es fiel schon lang doch des Elends Reif
Tödtend auf diese Liebe!
Du darfst genießen, was frisch und süß
Dir ungeahntes Glück verhieß:
Die neue sündige Liebe . . . .

An den Sturm.

Sturm, nun schlage mich nieder!
Tief in die Erde hinein
Wühle mit dumpfem Gebrause
Klagend mein junges Gebein;
Häufe aus Schnee und Eise
Dann einen Hügel darauf,
Daß nicht die glühende Seele
Flammen sende hinauf;
Sage der Mutter Erde,
Daß sie mich sorgsam bedeckt,
Daß nicht die friedlose Seele
Nächtige Wandrer erschreckt.

Zu spät.

Du schaust mit ernsthaftem, sinnendem Blick
Auf meine vom Schicksal gezeichneten Züge;
Ich weiß, du brächtest mir gern das Glück....
Warum denn uns täuschen mit haltloser Lüge?

Ich weiß, du liebst mich — und doch darf's nicht sein, —
Ein Ringlein von funkelndem Golde uns scheidet;
Du kamst zu spät! Und nun darf es nicht sein!....
Uns haben die Götter die Liebe geneidet.

Entsagung.

Ich neige mein Haupt und senke das Schwert:
O Leben, du bist des Streitens nicht wert,

Du bist nicht wert der Wunden,
Die mir geschlagen im Kampf mit der Not,
Im Kampf um Liebe, Ehr' und Brot,
Das Schicksal in tausend bitteren Stunden.

Ich weiß einen stillen Winkel im Land,
Dort möchte ich rasten, keinem bekannt,
Von aller Welt gemieden,
Als stiller Klausner, von keinem gehaßt,
Und lüde mir allein zu Gast
Des Waldes Getier und Waldesfrieden.

Nächtlicher Ritt.

Nun wappne dich, mein Kampfgenoß,
Wir müssen heut Nacht noch reiten,
Unsterbliche Liebe, nun gürte dein Schwert,
Wer weiß, wir mögen wohl streiten;
Es stieß so klagend die Sehnsucht ins Horn
Und drüben in dunkelnder Ferne,
Im nebligen Reich der Vergangenheit,
Erglühen die treulosen Sterne;
Die falschen Sterne, weißt du noch?
Die mir so oft gelogen,
Die mich mit flimmerndem Irrlichtglanz
Um meine Jugend betrogen;
Zwei Riesen halten bei ihnen Wacht,
Der Zweifel und der Kummer,
Mit glühenden Augen spähen sie aus,
Bezwungen von keinem Schlummer;
Sie schwingen jeder ein blankes Schwert,
Und wo die Hiebe fallen,
Da brechen vergiftete Wunden auf:
Unsägliche Herzensqualen.

Und dennoch muß ich sie nahe schaun,
Die Sterne, und müßt ich verderben,
Und müßt ich auch elenden, ewigen Tod
In folternden Qualen sterben. . . .
Ihr Glutgedanken, greift aus, greift aus,
Wie schnellt ihr dahin gleich Pfeilen
Ins neblige Reich der Vergangenheit
Unzählige flüchtige Meilen.

— — — — — — — — — —

Wir rasten dahin und die Hoffnung glomm
Durch jagender Wolken Ritzen,
Ein Wetterleuchten am Himmel stand
Mit matten, gebrochenen Blitzen;
Unheimliche Fratzen grinsten mich an:
Die Schatten vergangener Tage,
Sie hockten am Wege, so schaurig erscholl
Ihre unverstandene Klage;
Es zischte züngelnd an mir empor
Das Otterngezücht der Reue:
„Hier ich! Hier ich! Und ich! Und ich!
Uns allen brachst du die Treue!“
O, lasse mich, du Teufelsbrut!
Unsterbliche Liebe nun schirme
Mit deinem blanken Sonnenschild
Mein Leben vorm eklen Gewürme!
Ach, immer noch leuchten die Sterne dort . . .
Fort, fort, ihr Unglücksraben!
Was krächzt ihr immer; ich weiß es ja:
Auch dort liegt eine begraben!
Und dort, und da! Und da, und dort!
Sie hatten alle nicht Flammen;
Nur eine schweißte mir Herz und Verstand
Mit Gluten und Flammen zusammen;
Und drüben leuchten mir strahlend noch jetzt
Die glänzenden Augensterne. — — —

O Gott, wo blieb das Lichtbild! Es schwand
Vergehend in dämmernder Ferne.
In Schrecken und Grausen verging die Nacht,
Nun dämmert der junge Morgen;
Vergebens der Ritt. Ich taumle erschöpft
In die Arme der schweigsamen Sorgen . . .

Die Spinne.

Sie taumeln zu Haufen in dein Netz
Betäubt und trunken von Sonnengluten,
Die armen Fliegen, nun muß ihr Leib
In deinen grausigen Armen verbluten;
Wollüstig saugst du ihr warmes Blut,
Es schwillt dein Körper beim grausigen Mahle;
So feierst du immer im Sonnenglast
Die schrecklichen, blutigen Bacchanale.

Ich weiß eine Spinne, riesengroß,
Die hält umklammert mit Eisenzangen
Ein armes, zappelndes Opfertier,
Das einst ihr taumelnd ins Netz gegangen:
Verfluchtes Elend, du trinkst mein Blut,
Du saugst das Mark mir aus Hirn und aus Knochen,
Du hast im verzweifelten, wütenden Kampf
Mit stählernen Muskeln mein Rückgrat gebrochen.

Nebeltag am Meer.

Ueber'm Meer der Nebel braut,
Ferner Nebelhörner Klagen
Eint den schauerlichen Laut
Mit der Möven Flügelschlagen;

Seltsam rauscht am Deich das Meer,
Wie aus weiter Ferne gleiten
Seine Stimmen zu mir her,
Schläfernd mich im Weiterschreiten.

Keine Seele weit und breit,
Alles deckt der graue Schleier,
Ob die See, verhüllt in Leid,
Hielte eine Totenfeier.
Wie ein Hauch der Ewigkeit
Streift es leise meine Seele,
Schmerzend steigt ein altes Leid
Aus des Herzens Nebelschweele . . . .

Frischer Mut.

Nun treibst du mich wieder in die Welt,
Mit Sack und Pack, mit Weib und Kind,
Doch lach ich dir, Schicksal, trotzig Hohn;
Wer weiß, wo meine Sterne sind!

Noch lebt im Herzen der alte Mut,
Noch bin ich stark, und jung und kühn,
Noch seh ich der Hoffnung Sterne glühn,
Noch sprießt mein Glaube frisch und grün.

Stolz rauscht mein Banner im Morgenwind;
Ich grüße dich, schöne Gotteswelt!
Die Thore auf! Wer mutig ficht
Wird endlich an seinen Platz gestellt . . . .

Abschied.

Nun lasse mich! Und gehe still von dannen!
Das Mondenlicht bricht durch die dunklen Tannen
Und hellt dir mild den Pfad durchs Waldrevier;
Ich bleib noch hier! Ich kann dich nicht geleiten
Den kurzen Weg; ich habe noch zu streiten
Mit meiner Seele; geh! ich bleibe hier.

In hartem Kampf muß ich noch mein Gewissen
Entlasten von den Schwüren und den Küssen,
Die ich mit dir im tiefsten Schmerz getauscht;
Denn siehe, Sünde ist es doch gewesen . . .
Und Segenswünsche sind es nicht gewesen,
Die uns zum Abschied hat der Wald gerauscht.

Der andern Recht, der ich gehör fürs Leben,
Ich hab es dir in Lust und Leid gegeben,
Und meine Mannesehre gab ich auch;
Nun kämpfen Stolz und Reue, Angst und Zagen
Mit meiner Liebe, und ein dumpfes Klagen
Durchschauert mich mit schwerem Moderhauch.

Drum lasse mich! Und geh allein von dannen!
Das Mondenlicht bricht durch die dunklen Tannen
Und hellt dir mild den Pfad durchs Waldrevier . .
O, weine nicht! Sei stark! Der Liebe Gnade,
Sie sei mit dir! Derweil ich still belade
Mit Kreuz und Dorn die sündige Seele mir . . .

Im herbstlichen Forst.

Nun ist es Herbst, im Forste hält
Die Schwermut ihre Totenfeier,
Vom Moore wehen kühl heran
Des Nebels graue Sterbeschleier.

Es ist so still; nur in der Luft
Ein Krähenschrei, und fern im Grunde
Ein Büchsenschuß, erschreckend jäh
Den Forst in seiner schwersten Stunde.

Gebrochener Mut.

Ich hatte Felsen auf Dich gebaut,
Nun hast Du mich betrogen;
Die braunen Augen, so klar und rein,
Sie haben mir gelogen . . .
Gieb Raum, gieb Raum, Du Klagefrau,
Vor meines Herzens Totenkammer,
Ich bringe schon wieder ein Liebeskind
Zerschlagen, gebeugt, in schweigendem Jammer.

Und zögernd giebt die Erinnerung Raum,
Die ich mir einst geworben,
Daß sie bewache, was Liebes mir
Im Lauf der Zeit gestorben;
„Herr," spricht sie traurig, „kehre um,
Seit Du gebracht die letzte Leiche,
Ist alles von Särgen und Bahren voll
In Deinem verschwiegnen Verwesungsreiche . . ."

Nun schlepp' ich ächzend mein totes Glück
Durch sorgengraue Tage
In Leid und Sehnsucht mit mir herum
In scheuer, stummer Klage,
Und bring' es nimmer über's Herz,
Die schwere Bürde abzuschütteln,
Der Liebe zum Trotze den herben Stolz
Zu männlichem Wollen wachzurütteln.

Gerd Friesen's Abschied.

„Das letzte Glas!" Ihr Freunde, stoßt mit an,
Denn Morgen schon bin ich ein todter Mann;
Ich sterbe an der Menschheit Sündenschulden!
Rings um uns her herrscht blutge Tyrannei,
Ich kann's nicht sehn, mein Herz ist stolz und frei,
Nicht länger kann die Knechtschaft ich erdulden!
Ich kann nicht leben mit dem Tod im Herzen,
Ich kann den Fluch nicht aus der Seele merzen,
Der tausendfältig stündlich schreit zu Gott;
Milliardenfache Ketten schleppt die Menschheit,
Milliardenfache Knechtschaft läßt die Gottheit
Bestehn zu der Tyrannen blutgem Spott.
Ich kann's nicht sehn!
Ich kann's nicht mehr erdulden!
Ich sterbe an den blutgen Sündenschulden,
Die diese Erde drücken seit Bestehn.
Drum will ich gehn nach freiem Menschenwillen,
Im Tode meine Freiheitssehnsucht stillen,
Mein „Ich" bewahren mir!
Auf meinem Schild will ich mich sterben legen;
Im Waffenschmuck sollt ihr ins Grab mich legen;
Hört Ihr? — — —

Doch wenns einst tagt,
Wenns gellend jauchzt und klagt
Von Kampf und Sterben,
Wenn mit Siegverderben
Die Freiheit durch der Erde Völker wettert,
Dann solls auch mich aus Todesbanden wecken,
Dann schwing auch ich mein Schwert zu Tod und Schrecken,
Daß endlich wird die Tyrannei zerschmettert.
Dann schreit ich mit voran auf freier Bahn,
Der Freiheit Banner brausen himmelan,
Milliarden Stimmen jauchzen Sieg und Frieden,
Dann steigt auch wieder Christ zur Erd herab,
Und bannt auf ewig Schmerz und Tod und Grab,
Und weiht die Freiheit und den Völkerfrieden ....

Junge Leew.

(Mundart des Harlingerlandes.)

„In't Karkdöärp lüden de Klocken
Den Söämmersöändag in,
Mien Deern, nu lat uns' wannern
In't gröne Feld henin;
De Sünn'nschien un de Vöägels
Se locken so warm, so lud,
Als wußten se, doar kummt een
Glückselige, junge Brud.

Kumm, hak Di hartl'k un innig
Man fast in mienen Arm,
Ick föhr' Di upp stille Wegen
Wiet van den Karkvolks-Schwarm;
De Paster ward woll nich schellen,
Wenn wi in de Karke fehlt,

Wi hefft de ganze Weeke
Ja ehrl'k un trö unſ' queelt.

Doar buten, achter de Eſchen,
Doar liggt mien Öällerns Huus,
Wie ward ſe doar ſück freien,
Bring' ick een Brud in't Huus.
Un öäwer een Jahr, doar richt' unſ'
Mien Vader de Hochtied ut,
Denn büſt Du ganz mien eegen,
Du ſeelige, junge Brud."



Georg Blikslager.

Georg Blikslager, geb. am 9. November 1874 zu Aurich, besuchte bis zum vollendeten 14. Lebensjahre die Kantorschule in Aurich, bezog dann die Präparanden-Anstalt und später das Seminar. Am 1. April 1895 erhielt er eine Anstellung als 2. Lehrer an der Volksschule in dem Kirchdorfe Wymeer; Frühling 1896 erhielt er dort seine definitive Anstellung. — Gedichte in Zeitschriften zerstreut. —

Entnahme aus: „Niedersachsen" und Originalbeiträge.

Friesland.

Am nord'schen Meer, trotz Wettermacht,
Trotz Wog' und Sturmgestöhne,
Da halten treue Ehrenwacht
Der Friesen wackre Söhne.

Von Jugend auf von Flut umgraut,
Hat in den schwersten Stunden.
Der Friese Gott und sich vertraut,
Nie hielt ihn Furcht gebunden.

Der keuschen Liebe heil'ges Band
Umschlinget edle Herzen.
In Treue reicht man sich die Hand
Und kennt kein leeres Scherzen.

Das Friesenmädchen, fromm und schlicht,
In Ehrbarkeit erzogen,
Verachtet jeden losen Wicht,
Ist nur dem Mann gewogen.

Für Heerd und Heim und Vaterland
Die Herzen freudig schlagen,
Nie wird das freie Friesenland
Verhaßtes Joch ertragen.

Mein herrlich Land am deutschen Meer,
Gott schütz dich in Gefahren.
Er, der bisher dir Hort und Wehr,
Mög ferner dich bewahren!

Sommerabend am Waldrande.

(„Eikebusch" bei Aurich).

O Wonne, hier im hohen Grase
Zu liegen in der Sommerzeit,
Zu überschau'n das Meer der Halme
Und sein Gewoge weit und breit!

Es flüstert leise durch die Rispen
Ein süßes Lied gleich Harfen-Klang,
Dazu der Bäume Kronen rauschen
Wie Orgelton und Lobgesang.

Ja, da ist Andacht ernst und heilig,
Wo sie durch Baum und Blumen zieht,
Wo ringsumher ein stilles Beten
In Zweig' und Aesten, Halm und Ried!

Hier möcht' ich ruhen nach den Stürmen,
Wenn Gottes Ruf an mich geschieht;
Mir sängen dann wohl Wald und Wiese
Vom Auferstehn ein schönes Lied.

Ehre.

Nicht was du bist, giebt dir den Wert;
Denn jeder Stand ist wert zu achten;
Doch wie du's bist, drauf kommt es an,
Und dahin gehe all dein Trachten.
Hast du nichts als die „Standesehr'",
Die fremde Hand dir gab zum Pfande,
Behängter Wicht, ich acht' dich nicht,
Mach' du erst Ehre deinem Stande!

Kinder

Die dir sind befohlen,
Sind ein Prüfstein deinem Wert.
Weihst du ihnen nicht dein Leben,
Bist du nicht des Lebens wert!

Franz Diederich.

Franz Diederich, geb. am 2. April 1865 zu Hannover, besuchte die dortige Realschule und das Leibniz-Realgymnasium, studierte in Leipzig und Jena philosophische Fächer, vor allem Naturwissenschaften und Erdkunde, promovierte 1888 zum Dr. phil., war 1889—91 Fachredacteur am Brockhaus'schen Conversationslexikon, seitdem Redacteur sozialistischer Blätter in Dortmund und Bremen.

Abgesehen von seit 1881 in einem Blatte seiner Vaterstadt pseudonym veröffentlichten Jugendgedichten und von einem 1889 gedruckten poetischen Jenenser Erinnerungsbüchlein, war er als Lyriker mit vereinzelten Beiträgen seit Ende der achtziger Jahre an verschiedenen belletristischen und politischen Zeitschriften und Zeitungen beteiligt und veröffentlichte er 1891 anonym einige Hefte politischer Lyrik sowie ein, den jüngstdeutschen Standpunkt vertretendes, gegen Wilhelm Jordan gerichtetes polemisches Gedicht „Bahn frei!" Zwei Volksfestspiele („Wintersonnenwende", „Zum Gipfel auf!") erschienen 1893. Seit Januar 1895 lebt er in Bremen als leitender Redacteur der „Bremer Bürger-Zeitung", in deren Kunstfeuilleton (Theaterkritik) er dem Standpunkt der Moderne Anerkennung zu verschaffen sucht.

Meist Originalbeiträge, Einiges aus Zeitschriften.

Homo sum!

Noch bin ich jung. Durch meines Lebens Zweige
Rauscht noch das Mailied blütenschwangrer Luft,
Ich fühle Trotz und Wagemut und steige
Zu Sonnengipfeln aus der Thäler Duft.
Denn in der Tiefe schlafbeherrschten Senken
Fühlt sich mein flammenheißes Blut nicht wohl:
Des Aethers waches Sausen soll mich tränken,
Die Schlummersehnsucht ist nicht mein Idol.

Ich bin ein Mensch: an meines Hirnes Thoren
Klirrt keiner Klosterthüre Erdenhaß,

Ich habe nicht die Menschheit abgeschworen,
Selbstmördrisch flüchtend in ein dumpf Gelaß.
Nein, was da draußen sich in tausend Wellen
Erhebt und wirbelnd durcheinanderkreist,
Bei mir soll's nicht umsonst um Einlaß schellen:
Weitoffen seine Thore hält mein Geist.

Hoch im Gerüst am Menschenglücksbau zimmernd,
Leb ich für diese Welt, die mich gebar,
Ich suche Blumen, edelweiß erschimmernd,
Und schwindeltrotzend lach' ich der Gefahr.
Mag, wer da will, auf breiten Flächen wandeln,
Ich klettre lieber auf am steilen Wall!
Kühn durch mein Dichten, Denken und mein Handeln
Rauscht meiner Zeiten lauter Widerhall.

Glückauf du erlösende Zeit!

Ich habe tausend Fragen
An dich, Natur, zu stellen,
Ich will an den Felsen schlagen,
Zu öffnen der Weisheit Quellen.
Die Quellen sollen springen,
Vom harten Bann befreit,
Und zu der Wellen Klingen
Will ich aufatmend singen:
Glückauf du erlösende Zeit!

Segenschwere Gedanken
Wallen, brausen und stürmen,
Lichtwärts klettern die Ranken
In vollem Blättertürmen.
Glühendes Sonnenlohen
Giebt vom Wege Bescheid,

Alle Bängnis ist entflohen
Und ich singe die Töne, die frohen:
Glückauf du erlösende Zeit!

Blitzend nach allen Seiten
Schwirren kritische Pfeile,
Röchelnd zu Boden gleiten
Die hemmenden Vorurteile:
Mir ist, als sänke nieder
Vom Körper ein Kettenkleid,
Frei dehnen sich die Glieder,
Kampfkühn grüßen mich Lieder:
Glückauf du erlösende Zeit!

Erkenntnis.

Noch weht der Duft von deinem Haar
Berauschend um mich her,
Mich äffte kein Traum, den das Fieber gebar,
Kein Wahnbild schemenleer.

Mich überkam's in jäher Glut,
Aufbrodelnd heiß im Hirn,
Wild preßt' ich meiner Lippen Blut
Auf deine stolze Stirn.

Ein Hauch der Freiheit, menschlich-groß,
Ging aus von deinem Blick,
Er riß in heiliger Macht mich los
Aus marterndem Geschick.

Ich habe den leuchtenden Tag gesehn,
Die Binde der Nacht entsank, —
Wahrheit, mich streifte dein Lockenwehn,
Nun weiß ich zur Freiheit den Gang!

Glück der Liebe.

Nun heb' ich die funkelnde Schale
Deiner Liebe an meinen Mund,
Da blüht mit einem Male
Lichtblau meines Himmels Rund.
Zartschwingig schweben hernieder
Englein unsichtbar,
Sie flöten der Freude Lieder
Und kränzen mit Rosen mein Haar.

Weißsilberne Wölkchen fließen,
Lustwiesen ergrünen weit, —
Meine Augen muß ich schließen,
In tiefster Seligkeit:
Mich schmerzt der plötzliche Schimmer,
Meine Seele zuckend erschrickt,
So hat bis heute ja nimmer
Das Glück mich angeblickt.

Junge Mutter.

Der Frühling lächelt. Mildes Sonnenlicht
Haucht goldne Wärme deinem Angesicht,
Durch deine braunen Wimpern glückgesenkt
Der Mutterliebe heiliges Leuchten drängt:
Ein Blick so lebensüß, so anmuthell,
Die Wonne küssend, die den Lebensquell,
Gewärmt von deines Herzens Schlag, genießt,
Ein Bild des Lichts — Mit frohen Flügelschlägen
Zwingt mich die Seligkeit dem Glück entgegen —
Der Frühling spielt, ein Blütenwunder sprießt.

Vorboten.

Frischgrüne Schleier schweben
Urplötzlich am Geäst,
Ein Schimmer von schwellendem Leben,
Vorboten vom Blütenfest.

Lichtdürstende Blättlein schwanken
Ueber umschattetem Moos,
Nun lockern die grauen Gedanken
Sich endlich im Busen los.

Ich trinke voll sehnender Wonne
Den seelenläuternden West,
Golden leuchtet die Sonne,
Die Freude schmückt lieblich ihr Nest.

Kindheitzauber.

Klingend frohe Lieder
Sprudelt dein junger Mund,
Vöglein im Glanzgefieder
Schweben sie auf und nieder
Ueber dem Wiesengrund.

Bunte Blumen nicken
Freudeschimmernd am Rain,
Liebende Grüße sticken
Sie aus feurigen Blicken
In die Gräser hinein.

Muntre Rehe springen
Deine Gedanken im Grün, —
Glöcklein am Halse dir klingen,
Engel der Kindheit schlingen
Kränze von rosigem Blühn . . .

Lieder von Worpswede.

Der Tag will schlafen gehn,
Die ersten Sterne scheinen,
Nachtkühlen Windes Wehn
Spannt tief des Segels Leinen.

Die Sonne ging zur Ruh,
Letztrote Streifen bleichen, —
Fahr zu, mein Boot, fahr zu,
Dein Ziel bald zu erreichen!

Lichtfunken wandeln durch die Höhen,
Den schwarzen Bogen wölbt die Nacht,
Nun trägt des Windes weiches Wehen
Der Seele Segel nach den Seeen
Traumhaften Friedens atemsacht.

Vorüber zieht in müdem Flüstern
Des Uferlandes dunkler Saum,
Es lispelt schauernd aus den Rüstern,
Verzagend klagt es durch den düstern
Mühsaldurchgrauten Erdenraum.

Vorbei, vorbei! die Klagen schwinden,
Im All verweht der herbe Ton.

Fern flut' ich hin mit stillen Winden,
Ich will ihn finden, muß ihn finden
Des Weltvergessens milden Mohn.

Die kleinen Wellen ruhlos heben
Mein leichtes Boot in leisem Gang,
In ihrer Falten keusches Beben
Die Sterne zarte Funken weben,
Verschwiegne Grüße wonnebang.

Die Welt verstummt und schlummernd steigen
Die Fernen in des Dunkels Meer.
Zur Ruhe will mein Haupt sich neigen,
Es träumt hinein sich in das Schweigen,
Von Friedesehnsucht überschwer.

Linnenweiß im Sonnenglänzen
Ziert den Berg des Kirchleins Wand,
Laubumwölbt, aus grünen Kränzen
Schimmert weit sie übers Land.

Regungslos am Bergessaume
Schläft die Mühle flügelstill,
Träumt im tiefsten Sonntagstraume
Den kein Hauch zerwehen will.

Auf den Wiesen dunkle Kühe,
Da und dort ein fernes Haus,
Durch die atemlose Frühe
Zieht ein Boot zur Kirchfahrt aus.

Zwischen blütengelben Triften
Blaue Wasserlinien ruhn,
Tirilierend aus den Lüften
Klingt der Lerche Loblied nun . . .

Glattgemähte Wiesenflächen,
Honigdüfte weht das Heu,
Aengstlich aus den blauen Lüften
Tönt des Kiebitz' Klageschrei.

Knarrend drücken Leiterwagen
Dunkle Furchen in das Grün,
Bauernbursche, Bauernmägde
Schaffen derb im Sonnenglühn.

Winddurchflattert weiße Tücher
Blinken auf dem Blondhaar licht,
Dann und wann ein helles Lachen
Aus den frischen Kehlen bricht.

Schweigend durch die weiten Wiesen
Zieht des Flusses dunkle Flut,
Braunbesegelt treibt ein Boot hin,
Drin ein müder Schiffer ruht.

Torfbraune Flächen dehnt das Moor,
Die Sonne glänzt auf welliges Gehügel,
Und doch, die Freude schwingt sich nicht empor,
Die Schwermut nur regt müd die Flügel.

Ich pilgre einsam, ziellos weit,
Gestrüpp der Haide knistert mir zu Füßen,
Weltferne Träume spinnen ein mein Leid ...
O Weltvergessen, Frieden sät dein Grüßen!

Der Himmel spannt sein leuchtend Dach,
Lichtgrün erglänzt die weite Flur,

Das Herz erschlossen, die Augen wach,
Trink ich dein Glück, o Prachtnatur!

Keckplätschernd drängt mein Segelboot
Den Fluß hinauf ins Wunderland,
Von Blütenkissen rosenrot
Prangt grünumschilft der Uferrand.

Auf Wellen tanzt der Sonne Glut,
Ein Strahlenflittern goldigschön . . .
Empor schwingt sich befreit der Mut
Wie Lerchensingen zu blauen Höhn.

Traumgrauen.

Jüngst schrak ich jäh empor aus einem Traum,
Der mir ein furchtbar Bild gezeigt, ein Schauer
Rann über meinen Leib, es krampfte sich
Das Herz zusammen, schmerzgepreßt erzuckend.
Denn eine kalte blumenlose Eiswand
Stieg vor mir auf, aus ungeheuer großen
Kolossen unbezwinglich aufgetürmt,
Und jenseit, meinem Blick entschwindend,
Blieb alles, was ich einst geliebt, auch — du,
Und hier stand ich allein, vordem ein Mensch,
Nun keiner mehr, weil — meine Liebe — starb.
Die Liebe tot! Wär ich ein Mensch gewesen,
Aufstöhnend aus der Seele tiefstem Grund
Hätt' ich dann schluchzen müssen, weil ich alles,
Was einst in rote Blütenpracht mich hüllte,
Welk niedersinken sah, für immer welk,
Von keinem Frühlingstrost in Staub gebettet . . .
Doch ich blieb stumm, ich schluchzte nicht, ich kehrte
Den Blick in meine Brust: mein Herz war leer,
Leer wie ein Brachfeld, endlos weit und grau
Und drüber hin strich eisigkalt der Tod . . .

Ersehnter Frühling.

Die Knospen sind gesprungen,
Die Knospen harrender Ruh,
Von Lenzgetön umklungen
Jauchz' ich dem Lichte zu.

Die Fesseln sind gefallen,
Die Freiheit steigt von den Höhn,
Umjubelt von Nachtigallen, . . .
O, Welt nun bist du schön!

Nun bist du groß und prächtig,
Ein echtes Sonnenkind!
Den Unmut nebelnächtig
Zerstob ein freudiger Wind

Stürmisch, unwiderstehlich
Kam er in sausendem Lauf, . . .
Die Sonne siegesselig
Richtet ihr Eden auf.

Von allen Blumenblättern
Quillt ihrer Liebe Strom
Und leuchtet in goldnen Lettern
Vom blauen Himmelsdom.

Mein Herz ist aufgegangen,
Eine Blume ist mein Gemüt,
Eine Rose in vollem Prangen
Blüht sie und glüht und sprüht.

Wogenklage.

Nachtdunkel hüllte die ferne Flut
Und hüllte der Düne wehrenden Saum,
Halbschlummernd verhallte der Brandung Wut,
Die laute donnergewaltige Wut,
Leisrauschend verzischte der Schaum.

Die Wogen raunten ein trauriges Lied,
Da zitterte schauernd die hohe Luft,
Ein schmerzdurchhärmtes dumpfes Lied,
So wie es wohl über die Wahlstatt zieht
Um des Todes grausige Gruft.

Wie ein Murren verhaltenen Grolles voll,
Wie Sklaven es knurren in quälender Not,
Wieder und wieder, ein ewig Geroll, . . .
Was füllt denn mich selber so plötzlich der Groll,
Was hab' ich mit Fäusten gedroht!

Neuer Glaube.

In die Welt hinaus, die wilde,
Lauscht mein Ohr nach frohen Zeichen,
Heißen Hoffens Dankgebilde
Will der Sehnsucht Blick erreichen.

Wirbelnd mir vorüber stündlich
Ziehn des Lebens laute Fluten,
In den Tiefen unergründlich
Zuckt geheimnisvolles Gluten.

Nieerschöpfte Kräfte quellen
Aus des Grundes Rätselzonen
Und sie zaubern auf die Wellen
Schimmerndweiße Wunderkronen.

Tauch hinab, du durstges Sehnen,
Zu der Schöpfung heil'gen Stätten!
Ihres Wirkens Kunst entlehnen,
Heißt der Menschheit Freude retten.

Triebkraft kühnsten Sonnenstrebens,
Wirkt es groß im Neugestalten,
Heiß im Pulsschlag unsres Lebens
Zucken neuen Bluts Gewalten.

Durch den Nebel dieser Tage
Fühlt der Blick ein Dämmerleuchten;
Hoffnung drückt die Hand der Klage
Auf den Mund, der qualgescheuchten.

Augen wach und frisch die Sinne,
Abgethan des Duldens Haube,
Wagt, daß Kronen er gewinne,
Stark den Schritt ein neuer Glaube.

Freudeschöne Zukunftslieder
Harft das Spiel der Aetherwogen,
Grünrot in den Nebel nieder
Schmilzt ein stolzer Regenbogen.

Verkündigung.

Nur eine Stunde noch, dann bricht
Durchs dumpfe Dunkel das rosige Licht!

Schon über die Wiesen körnerschwer
Flüstern eilige Boten daher.

Sie rühren raschelnd an Gras und Gesträuch:
Ihr Harrenden, rüstet, rüstet euch!

Vorüber, vorüber! Weiter, fort!
Gen Westen die Botschaft, gen Süd und Nord!

Des Frührots harren allüberall
Der Menschen so viel auf dem Erdenball.

Nur ein erstes Rauschen ersehnt ihr Ohr,
Dann springen sie stark von den Lagern empor.

Nur ein erstes Blitzen durch ihre Nacht,
Dann stehn sie gegürtet auf hoher Wacht.

O künde Zukunft, wann, o wann
Fällt von den Augen der schwarze Bann?

Wann kommt des Morgenwindes Wehn,
Den Nebel im letzten Strauß zu bestehn?

Die Nebelgeschwader in stürmender Schlacht
In Fetzen zu reißen? O Bild der Pracht!

Und ich lauschte weit über den Wiesengrund,
Da raunt es bedeutsam: Nur eine Stund'!

Nur eine Stunde noch, dann bricht
Durchs dumpfe Dunkel das siegende Licht!

Clara von Dincklage.

Clara Freiin von Dinklage-Campe, geb. am 25. Nov. 1829 auf dem Stammgute der Familie, Haus Campe a. d. Ems. Wie bei ihrer Schwester Emmy v. D. und ihrem Bruder Friedrich v. D. (Ps. Hans Nagel von Brawe) zeigte sich auch bei ihr früh poetische Begabung, die gefördert ward durch den anregenden Verkehr geistig bedeutender Persönlichkeiten welche im elterlichen Hause verkehrten. Später erweiterte sie durch vielfache Reisen ihren Anschauungskreis. — Sie ist Verfasserin zahlreicher Novellen, Volks- und Kindererzählungen. In den letzten 30 Jahren in Lingen a. d. Ems lebend, hat sie in neuester Zeit ihren Wohnsitz nach Oberlößnitz bei Dresden verlegt.

Entnahme aus „Niedersachsen."

Ick un use Trienke.

(Lingener Mundart.)

Wat use Vater is, der mennt
„So'n Sönndag nümp doch gar kien End."
Sien Werkeldag schnitt sülwst he tau:
Des Morgens laat, un's Avends frau.

Well mit de Sünne up stahn mutt
Un werket hen tau Düstern futt,
Seß Dage fliedig allebott,
Denn ward de Röstiet mangs tau kott.

För mien Sinn iß't Leifhäbberei
Un'n Sönndagnamiddag tau twei
Hen dör de Felder kaiern gahn,
Tau sein, wo use Früchten stahn.

Ick mit de Piepe as en Heerrn
Alltiet en Trä of twei in't vörn.
Un use Trienke achter her
Den schmallen Fautpatt in de Föhr.

Uem Pingsten, wenn dat Reuwesaat,
Un naas de Flaß in Blaumen staht,
Seg miene Frau, heil blied un stolt:
„Dat latt as Hemmelblau un Gold."

Dat is nu Fraulue Proberei,
Ik bün tau'n Lütge-Pan'kauk mei
Wenn dei so zissed, is de Köke,
Un't heile Hus, vull feuten Röke.

Na Allerhilgen legt an't Weel
Us' Trienke Flaß, so schmeu un gäel
As spünn se von er eigen Haar,
Um Ostern is dat Linnen klar.

Wie goht uk na de Wiske tau
Dor weidet use beste Kau
Röp Trienke: Raumännken kumm her!
Dreiht lüsternd sei den Kopp na ehr.

Mien Frau de wisket fük den Sweit
Un seggt: „T'is miserabel heit.
Lop mit mi, lat us sitten gahn
Wor an de Emse Böhme stahn."

„Ne lat us gohn man mit Bedacht".
Hen löpt se, dreit den Kopp un lacht,
Jüß as son Trieshauhn jichtens flügge,
Ick sei er na un bliev taurügge.

Lichhevig mit den Mund un Faut. —
Vergangen Winder sün wie traut.
Sei is wat jung, dat betert naas,
Ik bün ehr, mein ik, doch de Baas.

Int Größ, war Thimian bleiht, se liggt
Schmitt Gabsen vull mi in't Gesicht.
Ik pack er üm, se ringt mit mi,
Jüst föhrt 'ne Pünte dor vörbie.

De Jager sitt verdurß up't Perd;
Uem dat he us den Geck anschäert,
Greiflacht de Fent, un röpt us tau:
„So drock ant Fräien, Gott helpe jau!"

„Dat kump bi Malligkeit herut,"
Seg Trienke, un stappt mi vörut
Den Berg up, an de Waterkant.
Wi stigt nich hoch in't Emseland.

As sei dar boven bi mi steiht,
De Sünn in Westen unnergeiht.
Erst sackt se daal, allmächtig grot,
Denn ward den Hemmel gleinig rot.

Ründ üm us tau in Füerbrand
De Lucht, dat Water, Fild un Sand;
Van't Avendgold de Werschien richt't
Sück vull up Trienke ehr Gesicht.

Wiet süt se weg, de Ogen grot
Do'k ehr ankieke ward se rot.
Wies up er erste Wort ik machte,
Vergeiht de Glanz van bowen sachte.

Dor trett uſ' Trienke dichte bie
Un ſchling ehr beiden Aerms 'üm mi:
„Mi hav't de Sünnendahlgang lehrt,
Allnitz denn bün ik wat verkehrt!"

Denn go wie Beide Hand in Hand
Inträchtig där den Aeuwerſand,
Günn wenkt det Dack van uſe Hus,
T's nergends beter as bi us. —

Johann Friedrich Dirks.

Johann Friedrich Dirks, geb. am 9. Februar 1874 zu Emden, erlernte die Buchdruckerkunst und ist z. Z. auf dem Bureau von Th. Ehrbra Wwe. beschäftigt. — Gedichte und Erzählungen verstreut in Zeitungen und Zeitschriften.

Entnahme aus „Niedersachsen" und Originalbeiträge.

Min Deern, nu lat uns wannern.

(Ostfriesische Mundart).

Min Deern, nu lat uns wannern
Dört gröne, gröne Feld,
Wenn singend de Leiwerks fleigen
Taum blauen Hemelsteld.

Wenn van de stille Dörpen
De Klocken komen her —
Wat lüchden dann unse Ogen,
Wat kloppt dat Harte weer!

Ick slut di in min Armen,
Küß dinen Mund, so rod,
Küß di up de vulle Wangen,
Föhl, dat min Glück so grot!

Up wiede gröne Weide
Dat Blaud uns lichter geiht;
Dar föhl'n wi, dat wi junk sünd,
Wenn Hart an Harte sleiht.

Min Deern, darm lat uns wannern
Bi hellen Sünnenschien;
Up't Feld, wenn Leiwerks singen,
Dar 'erst, dar bist du min!

De Steerns de blinkern an'n Hemel.

De Steerns de blinkern an'n Hemel,
De Wind de geiht so sacht;
Nu mutt ich eensam wannern
In stille, stille Nacht.

An all de olle Stäen
Dar kom ick nu vörbi,
Un ümmer mutt ick denken
Min söte Deern an di.

An'n Fleddderbom steiht de Banke
Dar was't, war'k di umslung,
Un sacht gung't dör de Twiegen
Un lut de Nachtgall sung.

Dar bi de wilde Fledder
Hebb'n wi uns Traue sworn,
Dar drömten wi männig Stünne,
Dar hebb'n wi uns verlorn.

Wau lank is dat verleden . . .
Wat löpt de Tied doch hen . . .
Ick awer wanner dört Lewen
Nach ümmer so allenn!

Glück un Leed.

De Dag geiht hen, de Avend kummt,
Dat Larmen na un na verstummt.

Blots hier in't Dörp, blots hier in'n Kraug,
Dar giwt noch Lewen un Lust genaug.

De Baß, de brummt, de Fiedel girrt —
Dar word noch enmal Hochtieg fiert!

Dar danzt so holten, danzt so stiew
Oll Birkker mit sin junge Wiew.

Nu is se sin, nu hört se hum:
Dat Geld hett Macht, smitt allens um.

Un ok sin Marje blarrt neet mehr,
Se kickt so frank un stolt umher.

Se lacht so hell, se lacht so blied,
Vergäten is de olle Tied.

Se is ja nu en Burenfrau,
Hett Geld un Gaud un Ehr dartau.

Wall is hör Mann all old un mör —
Wat sull hum dat, wat makt dat hör!

Wall was de Anner trau un echt,
Man he was arm — he was blots Knecht ...

Un lustig dreiht in Danz se sück
Un in hör röpt: **Dat Geld brenkt Glück!**

* * *

He sitt dar up de olle Bank,
Dat Hart so vull, dat Hart so krank.

Nu is't vörbi — de Dröm is ut,
Un Marje is neet mehr sin Brut.

He harr hör lew, he harr hör geern —
Dat völe Geld verföhrt' de Deern.

Un in sin Ogen kummt en Thran:
Warum, warum harr se dat dahn!

Hum word so kold, hum word so heet,
Un in hum röpt: **Dat Geld brenkt Leed!**

De Brutkranz.

De Bulgen stahn un brusen
Doch Moder de hört dat neet,
Se sitt in de Kamer allenne,
Se is alleun mit hör Leed.

Se sügt neet de Möven fleigen,
De Minsken stahn an de Strand,
Se dreiht blot so dromverloren
De Brutkanz in hör Hand.

„Ick hebb di von Dage dragen,
Von Dage vör fieftig Jahr,
Dau hett de Pastor verbunnen
Min Hannes un mi tau en Paar.

Doch was min Glück net van Dürde,
Hans muß weer henut up dat Meer;
Ick blew allenne taurügge,
Wa groot min Hartleed ok wör.

Dat was vör mi noh een Freide,
As Hannes mi eenmal schrew! . . .
Dat was een Kummer un Elend
As Hannes bi Börkum blew!

Un van min Hapen un Sehnen
Un Glück und Lewe und Glans —
Wat is darvon owerbleven? —
Blot disse verdrögde Kranz.

Nu dragen se mi bald nat Karkhof,
Un buten word kold all un kahl!" — —
Se süggt — un Thranen um Thranen
Rullen de Wangen hendal.

Bi Störmsweer.

Dar war de Diek in 'n Buchte geiht,
En ollersswacke Hütte steiht.

En Moder wahnt dar heel allenn,
Na'n dartig Jahr löpt dat all hen.

An't Fenster sügt man daglieks hör,
Un ok van Dag sitt se dar weer.

Se krigt de Bibel van de Bord,
Tau lesen in dat hilge Word.

Se krigt dat Bauk, se sleit dat up,
Un lest un lest un kickt neet up.

Hör, Moder, wau dat brust un weiht,
Dat Water an de Dieken sleiht!

Dat Water kummt! De Diek de breckt!...
Doch Moder in Gedanken spreckt:

„Min enzig Söhn, min Trost un Stolt,
Min lewe Hinnerk, kummst du bold?"

Och, Moder, he kummt wit neet weer,
He driwt all lank in't wilde Meer!

Bi Nacht un Newel, Störm un Not
Fünn he all lank en Seemannsdod!....

Hör, Moder, hör dat Störmgebrus,
De Pannen fleigen van din Hus!

Doch nee — se hört un sügt dat neet,
Se proot blot in hör Enigheet:

„Wat büt dat Lewen noch vör mi!
En körte Tied — dann is't vörbi.

„Doch ehr min Ogen ick drück tau
Un ehr man brenkt mi na de Rauh,

„O, lewe God, ick bede di,
Wies du noch enmal Hinnerk mi!“....

De See word swart, dat hult un störmt,
Un Bulge sick up Bulge törmt.

Dat Water kummt — noch is wat wied —
Daarm, Moder, wahr di bi de Tied....

„Vör lange Jahr'n kwamm Hinnerk her:
Min Moder, lat mi up dat Meer!

„Dau namm ick Hinnerk bi de Hand,
Un gung mit hum an d' Waterkant.

„Süh ins, din Vader gung up't Meer,
Min Söhn, un he kwamm wit neet weer.

„Dat Fahren is en stur Stück Brot,
Denn alltied kiest di an de Dod.

„Bliew bi mi, Hinnerk, bliew an't Land,
Un fat wat anners in de Hand.

„Dau keek de Jung mi an so groot:
Alloverall is doch de Dod!

„O, Moder, lat mi up de Fahrt,
Denn anners sla ick ut de Art.

„Un Hinnerk gung mit gaude Maud,
He gung — en würkelk Seemannsblaud.“....

De Dunner brullt — hör, Moder, hör,
Un ümmer wilder word dat Meer.

Süh, Moder, süh, nu kommt dat gliek,
Dat Water löpt all over't Diek.

Un starker noch de Störmwind brust,
Dat Water over't Diek all gust.

De Diek de holt dat neet mehr ut,
Dat Water wöhlt en Stück darut.

Tau, Moder, tau, nu redde di,
Bold is't sowiet — bold is't vörbi....

Se sitt an't Fenster un se sinnt,
Se denkt an Hinnerk, an hör Kind....

Dat Water gust, dat Water wöhlt
Un „Klitsch, Klatsch“ in de Hütte spölt.

Un „Klitsch, Klatsch“ sleit an Moder Foot:
En körte Tied, dann röpt de Dod.

Un bewend springt se up un sügt,
Dat allens unner Water liggt....

Un bewend se hör Hannen folt:
„God, nehm mi hen, 'k bin doch all old!“....

Dar kummt en wilde Störmgebrus,
Tausamen breckt darvan dat Hus.

Un Moder kummt um in de Flot. —
Alloverall is doch de Dod.

Sehnsucht.

Verlassen bin ich wieder,
Steh einsam auf der Welt,
Verklungen sind die Lieder,
Der Schnee deckt nun das Feld.
Ihr kennet nicht mein Leiden,
Ihr fühlt nicht meinen Schmerz:
Ich mußte von ihr scheiden —
Mir blutete das Herz.

Wir hatten uns gefunden
Im Wonnemonat Mai,
Vorüber sind die Stunden
Der selgen Träumerei.
Und von dem heißen Lieben,
Als wir noch gut und jung,
Es ist davon geblieben
Nur die Erinnerung.

Ich hab' dich nicht vergessen,
Denk deiner oft mit Schmerz,
Könnt' ich noch einmal pressen
Dich an mein armes Herz;
Wollt dir noch einmal sagen,
Daß ich dir gut und treu,
Wie in den goldnen Tagen
Im Wonnemonat Mai.

Adolf Ellissen.

Otto Adolf Ellissen, geb. am 9. Dec. 1859 in Göttingen als Sohn des Bibliothekars und Schriftstellers Adolf E. († 1872) besuchte die Gymnasien in Göttingen, Frankfurt a. M., Aurich, studierte in Göttingen und Berlin Geschichte und Sprachen, war 1¾ Jahr Hauslehrer in Frankreich, seit 1888 Gymnasiallehrer in Einbeck. Er übersetzte mehrere größere Dichtungen aus dem Neugriechischen, verfaßte eine Biographie F. A. Langes und die Gedichtsammlung „Aus frohen und trüben Stunden".

Originalbeiträge.

Gedenke zu leben!

Ja, brich die jungen Rosen
Und trink' den alten Wein,
Zu süßem Liebeskosen
Geh bei der Trauten ein.

Die mächtigste der Musen
Ist doch die Jugendzeit,
Sie weckt in jedem Busen
Ein Lied voll Lust und Leid.

Doch wenn die Rosen dorrten,
Das Glas zu Stücken sprang,
Wenn sich aus bitt'ren Worten
Den Tod die Liebe trank;

Laß welken, brechen, sterben,
Und wenn die Thräne rinnt,
Wohl über manchen Scherben
Hast du geweint als Kind.

Noch zieh'n in ew'gen Bahnen
Die stillen Sterne hin
Und wecken ernstes Ahnen
In einem hohen Sinn.

Noch bieten Meer und Lande
Dir tausend Wunder rings;
Noch ruht an Abgrunds Rande
Die räthselhafte Sphinx.

Der Jugend heit'rer Morgen.

Der Jugend heit'rer Morgen
Ist wolkenlos und hell,
Es schlafen noch die Sorgen,
Es springt der Freuden Quell,
Sei uns gegrüßt, du junger Tag,
Und was er Gutes bringen mag!
Die Welt voll Lust und Hoffen
Steht offen.

Doch ernster wird das Leben,
Und ernster wird der Sinn,
Und dunkle Schatten schweben
Um Roß und Reiter hin.
Es weicht der gold'nen Träume Pracht
Der Wirklichkeit, nun, Herz, hab' acht,
Den Schatz aus Jugendjahren
Zu wahren.

Die argen Sorgen quälen,
Die Welt strebt Tag für Tag,
Wie sie aus freien Seelen
Philister schaffen mag;

Allein es wahrt der rechte Mann
Des Ideales Talisman,
Wie auch die Wetter dräuen,
In Treuen.

In Treuen laßt uns halten
Zusammen Mann für Mann,
Daß uns Philisterwalten
Nicht unterkriegen kann.
Laßt nach des Tages Dienst und Müh'n
Der Freiheit Jugendfeuer glüh'n;
Es fehl' ihr holder Schimmer
Uns nimmer!

Und rauscht mit stetem Schwalle
Der Jahre Strom vorbei,
Die helle Losung schalle:
Das Herz bleibt jung und frei!
Das sei der frohe Willkommgruß,
Das mag beim letzten Glas und Kuß,
Bei unserm letzten Singen
Erklingen!

Die Kunst.

Alles zersetze der Zweifel, in's holde Geheimniß des Schönen
Dringet er nicht, es beglückt morgen wie gestern und heut'.
Fremd steht's da in der tosenden Welt der Kräfte und Stoffe,
Fremd, doch das Schöne allein macht uns zur Heimath die Welt.



Franz Evers.

Franz Evers, geb. am 10. Juli 1871 zu Winsen a. d. Luhe, im Lüneburgischen, verlebte seine Kindheitsjahre in Hannover, und besuchte dann die Gymnasien zu Harburg, Gießen und Friedberg. Durch den plötzlichen Tod seines Vaters gezwungen, einen practtischen Lebensberuf zu ergreifen, konnte er seiner Neigung zur bildenden Kunst nicht folgen, sondern wurde Buchhändler in Goslar. — Hier gründete er 1889 die „Litterarischen Blätter", eine Monatsschrift, mit der er 1890 nach Augsburg übersiedelte, wo er gleichzeitig in die Redaction der „Augsburger Neuesten Nachrichten" eintrat. Mitte 1891 ging er nach Berlin, schlug sich dort zunächst als freier Schriftsteller durch, trat dann 1892 der von Dr. Hübbe-Schleiden gegründeten „Theosophischen Vereinigung" bei und redigierte bis 1894 die Zeitschrift „Sphinx" dieser Vereinigung. Seitdem lebt Evers als unabhängiger Schriftsteller in Berlin in äußerst produktivem Schaffen. Inzwischen wurde er der geistige Leiter des tüchtig aufblühenden **Verlages Kreisende Ringe**, wo er einer jungen Seelenkunst kräftig zum Ausdruck verhilft. Von seinen Werken nennen wir hier nur: „Fundamente" (1892), „Königslieder" (1894), „Deutsche Lieder" (1895), „Hohe Lieder" (1896) „Paradiese" (1897).

Entnahme aus: „Deutsche Lieder", „Hohe Lieder", „Paradiese" und Originalbeiträge.

Seelenjubel.

Nun hab ich die Heide durchwandert
zwölf Stunden und wohl noch mehr.
Es jubelt in meinem Blute;
in seligem Uebermute
zieht meine Seele einher.

Sie will in die leuchtenden Fernen,
ich halte sie kaum zurück.

Ich fühle sie wachsen und blühen;
meine Augen müssen wohl glühen;
ich glaube, es ist das Glück.

Dort in den großen Städten
da lag meine Seele in Bann;
hier kann sie in alle Weiten,
wo Gott und das Glück sie begleiten,
hier ist sie frei wie ein Bauer,
hier ist sie frei wie ein Mann.

Sommer.

Nichts als Blüten,
nichts als Duft und Farben,
lauter Licht und seliges Behüten,
und die Falter über den vielen Garben —
und mein Herz.

Tiefes Läuten,
alle Glocken klingen,
sonst ein Schweigen, weit und voll Bedeuten;
nur die blauen Himmelsfarben singen —
und mein Herz.

Oh mein Herz,
du bist die ganze Welt;
deine Liebe tönt wie Glockenerz,
selig flutet sie durchs klare Feld:
ohne dich erstürbe mir die Welt,
du mein Herz,
mein tiefes, tiefes Herz.

Am Teufelsmoor.

Die Nächte sind voll Thau und Nebelwind
und in den Erlen regt sich bange Scheu;
die wilden Wolken flattern so geschwind;
der Mond ist fern; das alles wird mir neu:
ich weiß nicht aus noch ein.

Mich trieb es dunkel durch die Nächte hin,
und immer grauer wird mein schmaler Weg.
Ich mußte mich verirren, denn ich bin
an einem Sumpf und finde keinen Steg;
die Luft ist dumpf und schwer.

Da ragen schwarze Pappeln im Geviert
zu meiner Linken, und mein Fuß sinkt ein.
Ich fühle nun, daß sich der Weg verliert;
die Pappeln drohn; ich möchte mich befrein;
die Unken klagen so.

Und voll von Klagen ist es um mich her;
die Nebelungeheuer klagen auch.
Schweiß bricht mir aus; mein Herz geht hart und schwer.
Aus den Morästen schwelt der nasse Rauch...
Ich bin am Teufelsmoor.

Es ist kein Traum: schon sink ich bis zum Knie.
Die schwarze Landschaft läßt mich ohne Ruh.
Ein Rabe schreit; schrill ist die Melodie.
Mein Herz wankt einer schweren Stunde zu —
und Unheil droht.

Das deutsche Meer.

Die Wellen rufen mich so grau und ehern,
und meine Seele fühlen sie mir auch,
als wärs der Odem von den alten Sehern
spürt meine Brust den herben Meereshauch.

Ich fühle nun die Pulse ruhig werden,
nnd meine Hände sind so still wie nie —
Oh Meer an meinen niederdeutschen Erden,
du singst mir stolz des Nordlands Melodie.

Als Knabe bin ich in die See gelaufen
und schrie entgegen deinem Donnerwort —
Nun sollst du mich mit deinen Stürmen taufen,
nun führe mich nach kältern Himmeln fort.

Du senkst mir sichre Kraft in Herz und Glieder,
der warme Süden hätte sie verwöhnt,
und mir erwachen zukunftkühne Lieder
wie Windesbrausen, wenn die Flut ertönt.

Machtvoll ob allem menschlichen Gewinsel
klingt deine Stimme mir wie einem Kind
und ruft mich nach der alten Heldeninsel,
wo Glut und Gletscherkühle Schwestern sind.

So laß mich frei in deine Wogen tauchen,
nach Islands Meeren trage meinen Kiel.
Ich sehe schon die hohen Hekla rauchen
und seh der Geiserwasser trunknes Spiel. —

Und träume schon von urgeschaffnen Räumen,
von Meereseinsamkeit und Felsenwand . . .
Der Dampfer stöhnt . . . die Wellenberge schäumen . . .
und fern versinkt nun auch mein Heimatland.

Der Rachereiter.

Ein Reiter reitet hin und her;
er reitet den Moorweg kreuz und quer.

Sein Auge späht ins Heidefeld,
nun er am Birkendickicht hält.

Er hebt die Hand und neigt sich vor.
Sein Hengst horcht mit gespitztem Ohr.

Im tiefen Moorbruch irrt ein Mann . . .
Den sieht der Schwarze drohend an.

Ein Ruck — ein Schenkeldruck — ein Wort —
und Roß und Reiter stürmen fort . . .

Vom Himmel droht ein Gewitter.

* * *

Viel schwarze Herren sind zur Stell;
die Pickelhauben glänzen hell.

Sie schleppen einen Menschen her;
der klebt von Blut und athmet schwer.

Es ist der Mörder, der entrann;
er würgte einen reichen Mann.

Schon hat der Tod ihn sich geraubt,
denn halb zerschmettert hängt sein Haupt.

Wer wohl der Stirn das Zeichen schuf
wie Schlag von eines Rosses Huf?

Die Herren führen Protokoll,
was jenes Mal bedeuten soll.

Indessen wird der Wind zum Sturm;
die Wolken drohen Turm an Turm.

Da jagt, als ob es ein Schemen sei,
ein riesiger schwarzer Reiter vorbei.

Sie starren ihm nach . . . Die Heide ist leer.
Der tote Mörder athmet nicht mehr.

Vom Himmel flattern die Blitze.

Der Selige.

Ein junger Wandrer wanderte davon.
Sein Dorf verschwand in Nebeldunst und Grau.
Sein Lied ging mit ihm — und er lächelte.

Er sah viel Berge, hörte Wasser rauschen;
er fühlte Sonne, sprach mit Tier und Menschen,
und seine Hände drückten manche Hand.

Im goldnen Grün der Wiesen ruhte er;
im großen Blau der Himmel träumte er;
in seinem Herzen lächelte sein Lied. —

Nach Jahr und Tagen zogen sie hinaus
Kind, Weib und Bauer vor das kleine Dorf
und trugen ihn auf müder Bahre heim.

Er war voll Elend und Verlassenheit.
Sein siecher Leib ersehnte noch die Heimat —
so brach er draußen an der Straße hin.

Als dann der Tod sein klaglos Herz ergriff,
da schlug er still die großen Augen auf
und sang noch leise sein glückselig Lied.

Und also blieb sein Lächeln in der Welt ...

Der Kranke.

Es war die Stunde, wo die Falter sterben ...
Du, Schwester, folgtest ihrem Glockenschlag ...
Es war die Stunde, wo die Falter sterben.

Und heut kam wieder jener müde Tag ...
Es ist ein Jahr. Der Mai streut bunte Flocken.
Und heut kam wieder jener müde Tag ...

Und wieder sind wie Glut die fernen Glocken.
Es lodert mir durchs Herz ihr trunkner Schall.
Und wieder sind wie Glut die fernen Glocken.

Ich sehe goldne Flammen überall,
und alles schmerzt mir, weil ich dich vermisse;
ich sehe goldne Flammen überall.

Oh kämen doch die milden Finsternisse
und linderten das bange Fieber mir;
oh kämen doch die milden Finsternisse ...

Denn in der Nacht, da träume ich von dir.

Ein Begräbnis.

Herrn Rechnungsrat Backer gewidmet.

Ich lehnte still an einer Kirchhofsmauer.
Die Trauerweiden standen tief gebeugt —
und tief gebeugt stand rings ein Kreis von Menschen,

schwarz, fahl und steif, als ob ihn fröstelte . . .
Der Pfarrer schwieg, ein Windhauch regte sich,
und acht gequälte graue Stimmen plärrten
ein Trauerlied ins stille Sonnenlicht.

Doch über mir gab eine Nachtigall
ihr froh lebendig Lied wie Goldflut aus
und übertönte Tod und Trauerchor
mit ihrer seligen Himmelsheiterkeit:
tülia — ahü . . . .

Der Sarg versank, von Kränzen überhäuft —
In meinem Herzen blieb die Nachtigall.

Präludium.

Aus den Rosen lacht ein Lied
mir in Sehnsucht voll entgegen,
nun es durch die Lüfte zieht,
stralt der Sommer von den Wegen;
Rosen haben ihn geweckt
mit den farbigsten Akkorden,
in den Gärten halbversteckt
ist ein Jubel wach geworden.

Bis zum blauen Himmelsrund
läutet seine frohe Weise,
Menschenherzen, tief im Grund,
schwingen mit und klingen leise . . .
Heiliges Sommerauferstehn!
Meine Seele strömt hinüber . .
Duft und Klang und Farbe gehn
flutend in einander über . . .

Oh die ganze Erde ist
voll von seligen Gesängen.

Wie mein Herz die Welt vergißt,
will sich in den Himmel drängen;
und es träumt und jubelt laut,
sieht, wie Engel Manna bringen
und von ihren weißen Schwingen
goldner Segen niederthaut.

Traumland.

In weichem Lilapurpur
liegt fern ein Traumesland:
blaudunkel glühn die Wellen,
und golden ist der Strand.
Cypressenwälder wiegen
im Wind ihr Nadellaub,
und in den Lüften liegen
Maiglück und Sonnenstaub.

Die himmelhohen Kuppeln
der ewigen Berge schaun
im Scharlachschnee der Frühe
hin auf die goldnen Gaun:
Das Glück, das Glück umschmiegt uns,
wir sind vom Schmerz befreit,
und unsre Seele wiegt uns
in blaue Ewigkeit.

Sonnensegen.

Schimmernd flockt vom Himmel nieder
blütenrosiger Wolkenflaum,
lilafarben trägt der Flieder
seine Kronen wie im Traum;

in den schwülen Sommerwinden
Liegt ein Duft, berauschend, schwer,
wie der Hauch von blühenden Linden
treibt es durch die Gärten her.

Noch spürst du des Abends Schwingen,
wenn sein letzter Schimmer stirbt.
Ruhe dann — kein Vogelsingen;
nur im Gras die Grille zirpt.
Und du fühlst des Himmels Segen
nieder auf die Erde gehn,
auf den Straßen, an den Wegen
siehst du Gottes Engel stehn.

Die Gnadennacht.

Es ist die Nacht, da müßte Myrtengrün
sich heimlich über hundert Stirnen legen,
und Rosenflor in den Gemächern blühn,
auf allen Straßen und den stillsten Wegen.

Da müßte über manches Menschenkind
ein Schimmer fließen wie von goldnen Gaben,
da müßten alle, die in Schmerzen sind,
des weiten Himmels Gnadenfülle haben.

Herbstabend.

Die angewelkten Wiesen liegen
vom goldnen Lichtmehl überstaubt,
drei hohe Buchenstämme wiegen
im Wind die Kronen, rotbelaubt;
nur aus verträumter Ferne dringen
verworrne Töne dir zu Sinn . . .

es zieht mit seinen roten Schwingen
der Abend überm Walde hin.

Du möchtest seinen Purpur greifen,
ihn halten wie das goldne Glück,
und deine Lenzgedanken schweifen
nach einer hellen Zeit zurück.
Doch dunkler breiten sich die Dämmer,
die lilablauen übers Feld . . .
Fern klirren noch die Schmiedehämmer,
und dann wird Ruhe auf der Welt.

Wanderlied.

I

Der Sommerabend war schwül und heiß,
lichtschimmernd lagen die Hänge,
und Tannenduft durchflutete leis
die schattigen Waldesgänge.

Durchs Baumgrün flimmerten hin und her
die goldnen glitzernden Stralen,
ein silberbrauendes Düftemeer
wogte rings über den Thalen.

Da haben wir, leuchtender Liebe voll,
den Blütensommer getrunken,
und in den Segen, der uns umquoll,
sind wir in Andacht versunken.

II

Es nahte der Tag der Wiederkehr;
mir träumte von Glück, das ich fände.

Wohl fand ich das Weib, doch die Liebe nicht mehr …
Der Wind stieß wirr durchs Gelände.

Nun irr ich weiter von Land zu Land,
solange die Adern mir klopfen.
Nur ab und zu auf die zitternde Hand
rollen die Thränentropfen.

Segen.

Vom Himmel sank des Abend letzte Röte,
und dunkler Friede wacht im klaren Feld.
Die Nacht ist lieblich wie ein Lied von Goethe;
in weiter Sommerruhe schweigt die Welt.

Vom Himmel schwebt ein wunderbarer Reigen,
goldhelle Sterne glühn und grüßen dich,
und über deinen tiefen Schlummer neigen
mit Traumesrosen milde Engel sich.

Volksreim.

Mitten im Buchenwalde,
mitten im Buchenwalde,
da liegt ein Teich.
Und rote Disteln blühn
im Buchenwalde
beim stillen Teich.

Viele, viele Jahre sinds:
lag da ein Mädchen
an Burschenbrust.

War liebestrunken,
war liebestrunken,
hats nicht gewußt.

Doch als der Kuckuck schrie,
zitterten ihr die Knie;
der Knab war fort.
Mitten im Buchenwalde
blühn rote Disteln
und wuchern so fort.

Amor tonans.

Es that in dieses Schweigen
ein stiller Knabe geigen,
der geigte mich schier ums Herz.
Seine Töne liegen im Lande,
sie glühen im Abendbrande,
sie lodern allerwärts.

Die blühenden Büsche glänzen,
sie winken mit ihren Kränzen,
und es ruft so unbekannt . .
Oh Sehnsucht, die ich habe,
mir hat der stille Knabe
mit seiner lodernden Geige
dich tief ins Herz gebrannt.

Junges Glück.

Es war ein Tag, wie sie selten sind
und nur dem Glück entstammen;
die Fliederbüsche schwankten im Wind
und die Rosen standen in Flammen.

Am prangenden Himmel glühte die Glut
von den goldenen Sommertagen,
und ich fühlte ein junges Königsblut
mir durch die Pulse jagen.

Und ich fühlte mein Herz in Blüte stehn
und tausend Lieder klingen,
und sah im lieblichen Sommerwehn
das Glück mit den leuchtenden Schwingen.

Feldweg.

Es führt durchs Feld ein schmaler Pfad;
den gehn nun ich und du.
Ein Seiler dreht sein Seilerrad
und summt und singt dazu.

Wie das doch klingt, so tief und traut,
des jungen Seilers Sang,
als ob ihm eine junge Braut
sich schmücke zum Empfang.

Wie das doch klingt und in uns bebt
und in uns Wurzel schlägt,
und was an Frieden darin lebt,
dem Glück entgegenträgt.

Der Seiler singt . . . Sein Lied verhallt . .
Es gilbt das Korn im Rund.
Und jener traute Sang erschallt
mir nun aus Mädchenmund.

Es führt ein schmaler Pfad durchs Feld;
den fanden ich und du.
Und unsre Saat ist gut bestellt
und reift der Ernte zu.

Erinnerung.

Wir waren Kinder, ich und du;
und Sommer wars, als ich dich kannte.
Du warfst mir rote Rosen zu,
bis uns der Abschied übermannte.

Es war ein Tag voll Glanz und Licht;
die Fliegen summten an den Wänden.
Ich barg mein heißes Angesicht
in deinem Schooß, in deinen Händen.

Du sagtest nichts, du sprachst kein Wort;
nur lauter ist dein Herz gegangen.
Du streicheltest mir fort und fort
die heiße Stirn, die heißen Wangen.

Himmlische Tage.

Die grauen Regenstürme schliefen nun ein . .
Schwer und leuchtend duften die Syringen
und bergen Seligkeit.
In tausend Röten erglühst du, Erde,
denn der Abend kommt . . .

Oh nun schaukelt mein Herz auf ewigen Meeren
und schweigt . . und horcht . . .
Aus einer fernen Flöte tönt sein Glück.

Der Abend will sich weiten.

Der Abend will sich weiten . .
und dehnt sich übers Land,
die Mondenstralen gleiten
wie Licht aus Gottes Hand.

Nun ist in meinem Zimmer
ein lieber Traum erwacht,
der nimmt und führt mich immer
in deine Märchennacht:

Die Nacht, die allen Jammer
des grellen Tags besiegt,
seit über deiner Kammer
mein frommes Zimmer liegt.

Im Korn.

Oh das Korn das wogte so,
und da mußte ich dich fassen,
konnte deine Hand nicht lassen,
meine Seele wogte so.

Und das Korn es ging so leise,
in den Sommerähren sang es,
tief in meine Seele drang es:
eine wunderbare Weise.

Oh die Hände wurden uns trunken,
leise schlugen deine Finger —
und dein Kopf, mir, dem Bezwinger,
ist er an die Brust gesunken.

Träume.

Unter den Linnen, die königlich sind,
regt der Schlaf deine athmenden Brüste;
meine Liebe umhütet dich lind;
weißt du, daß ich die Augen dir küßte?
fühlst du, wie deine Träume mir nun
selig und süß die Seele umhauchen?
Fühlst du mein Sehnen, das nimmer will ruhn,
tief in deine Geheimnisse tauchen?

Fühlst du mich in der flutenden Brust? . .
Deine Nüstern zittern und beben;
über der Wangen rosigen Bluft
spielt der Liebe heimliches Leben.
Deiner Glieder athmenden Traum
fühl ich unter den Linnen sich heben . . .
Du mein wildes erwachendes Leben,
all meine Sinne fassen dich kaum.

Eine Rose.

Eine bleiche, volle Rose
ruhte auf dem schwarzen Haar.
Durch das Nachtgewand, das lose,
quoll dein junges Brüstepaar.

Deine Augen, dunkle Schatten,
tauchten in die meinen tief,
und du küßtest, bis ich matten
Leibs an deiner Seite schlief.

In der Sonne Lichtgekose
stralt des Morgens Glanzpanier . . .
Eine bleiche, volle Rose,
ruhst du träumend neben mir.

Garten der Liebe.

Herrin! die du weilst in meinem Garten,
horch! der Wind ist voll Verlockung hier —
meine Nächte wollen uns erwarten,
meine Wiesen neigen sich vor dir.

Hier ist Frieden unter dunklen Bäumen,
droben nur glüht goldner Sternenbrand;
rings im Schatten seufzt ein Ueberschäumen,
löst du dir erwartend dein Gewand.

Wenn ich aus dem Streit der Männer komme,
wo die Waffen voll von Schicksal drohn,
öffnet sich mir, Herrin, deine fromme
Heimlichkeit, ein Aphroditelohn.

Und wir lassen alle Hüllen fahren,
dionysisch nimmst du mich in Haft,
meine Finger tief in deinen Haaren,
schöne Sklavin meiner schönen Kraft.

Erfüllung.

Sieh! das sind nicht mehr die Nächte,
die du einst mit mir erlittest . . .
Weißt du noch die dunkle Stunde,
als du vor mir niederglittest? . .

Fühlst du noch die kleine Wunde
von der Rose, die du schnittest?

Helle Nacht . . . Der Taxus glänzte . . .
Und der Mond beschien uns beide.
Oh ein Tropfen Blut fiel dunkel
auf dein Kleid von weißer Seide.
Deines Fingerrings Gefunkel
mahnte dich und mich zum Leide.

Sieh! die Nacht ist heute anders.
Alle Schmerzen sind versunken . . .
Deine nackten Finger liegen
in den meinen, still und trunken.
Durch den blauen Himmel fliegen
tausend goldne Sternenfunken.

Ja du hast dein Blut erlitten,
als dich goldne Fesseln banden;
doch seit einer Rosenwunde
ist dein Innerstes erstanden.
Fühlst du, daß seit jener Stunde
alle Träume, die dir schwanden,
Nun in mir Erfüllung fanden?
Fühlst du das? . . .

So seh ich ihn.

Ich sehe, vom Licht bezwungen,
Meere links und Felsen rechts,
heute den Geist des jungen,
des kommenden Geschlechts.

Er kam von einsamer Küste,
sein Wort übertönte das Meer;

viele Tage gingen zur Rüste,
doch wachend wanderte er.

Der Fels riß die Füße ihm blutig,
sein Haupt umheulte der Föhn,
seine Seele aber blieb mutig,
und er ist in Stürmen noch schön.

Er hat in den Augen den Willen,
der die Feinde sich bändigen kann;
mit seinem Lächeln, dem stillen,
sagt er, ich werde ein Mann.

Nun kommt er schon auf die Berge,
seine Stimme ward lauter und voll,
und drunten das Heer der Zwerge
weiß nicht, was da werden soll.

Dem Ziele näher und näher,
und keinen Schritt zurück,
er ist ein Wolkenspäher
voll Sturm und Sternenglück.

*

Du mit dem Trotze des Bauern,
der Königsthrone sich baut,
ich fühle dein Glück mit Schauern,
deine Zukunft hab ich geschaut.

Glocken.

Mein Leben ist von vielen Glocken voll,
ich hörte ihren Chor auf allen Wegen,
und wem ich ihre Klänge deuten soll,
der muß sein Ohr wohl an mein Herz mir legen...

Da waren Glocken, die wie Mitternacht
dunkel und schwer in meine Seele drangen,
die haben Bitternis und Not gebracht
und haben mich durchdröhnt mit Furcht und Bangen.

Dann waren andre, die wie Mahner sind
und wie Erwecker aus verträumten Tagen;
mit ihnen kam ein Brausen und ein Wind
und haben mich ans Morgenlicht getragen.

Und wieder andre klangen hell wie Gold,
wie eitel Freude, Sonne, Glück und Frieden.
Da ist mein Blut wohl purpurner gerollt,
und helle Heiterkeit ward ihm beschieden.

Doch eine Glocke war wie Sternenchor
in all den Chören meines Glücks und Grauens —
sie stimmt und läutert meinen Lebenschor,
sie trägt mein Siegeslied zum Licht empor:
das ist die Glocke meines Selbstvertrauens!

Mein Lied.

Fühlt ihr mein Lied?
Es hat viel Liebe, mein Lied —
Fühlt ihr es nicht?
es singt wie ein Vogel,
es duftet wie eine Blume,
es spricht wie ein lieber Mensch;
es kennt euch,
mich, euch, uns alle —
mein Lied.

Schöpferspruch.

Alles Reden ist vergebens,
Zukunft liegt nur in der That;
wer sein Reich gefunden hat,
ist ein Lenker seines Lebens.
Nur der Wille baut die Throne,
und der ist ein Mann,
der im Sturme seine Krone
leuchten lassen kann.



Ludwig Evers.

Ludwig Evers, geb. 29. November 1827 zu Harburg an der Elbe als Sohn eines Zollbeamten, besuchte das dortige Progymnasium, dann das Realgymnasium zu Braunschweig, sich zum Techniker vorbildend. Vom 18. Jahre ab an war er im Landbaufache thätig; nach fünf Jahren trat er in den Eisenbahndienst ein. Um diese Zeit veröffentlichte er seine ersten Gedichte und Novellen und schrieb u. A. „Zwölf Arbeiterlieder von einem Proletarier." Diese wurden (im Manuscript) einst bei ihm gefunden als die Polizei eine Haussuchung bei ihm hielt, weil E. angeblich den flüchtigen Red. der „Blätter der Zeit" (demokratisch) verborgen gehalten hätte. Er wurde in eine Disciplinaruntersuchung verwickelt und ungerechter Weise aus dem Staatsdienste entlassen. Da engagirte ihn der Bankier Adolph Meyer als ausführenden Baubeamten der damals gegründeten „Hannov. Baumwollspinnerei und Weberei." Nach Fertigstellung des Baues arbeitete E. zunächst längere Zeit als technischer und kaufmännischer Beamter an dem Unternehmen, und stand demselben dann — von 1873 — 92 als Director vor. Seit 1892 lebt E. als Privatmann in Hannover. Neben seinen Berufsgeschäften war E. vielfach politisch thätig, in der „Nordd. Zeitung" erschienen viele Zeitgedichte von ihm, die viel Beachtung fanden. In Hannover beteiligte er sich an der Gründung des Vereins für Freihandschießen (damals ausgeprägt politischer Verein) und war unter R. v. Bennigsen thätiges Mitglied des Nationalvereins. — Er veröffentlichte 1868 bei Wigand in Leipzig einen Band Gedichte „Aus vergangenen Tagen". Gedruckt sind auch mehrere Novellen; zwei Romane und eine Dorfgeschichte bereitet der Verf. gegenwärtig zur Herausgabe vor.

Entnahme aus: „Aus vergangenen Tagen" und Originalbeitrag.

Selbstschau.

Es treibt auf dem Strome des Lebens
Mein Schifflein rastlos dahin,
Das Schicksal sitzet am Steuer,
Möcht's lenken nach seinem Sinn.

Ich aber, als kühner Schiffer,
Steh' aufrecht vorn im Bug

Die Klippen zu umschiffen
Bin selbst ich Mann's genug.

Und wehen widrige Winde,
Nun, so lavire ich fein;
Und droht im Sturm mir Vernichtung,
Zieh klug ich die Segel ein.

Nur, wenn ich einst müd' im Buge
Zur Ruh' mich strecke hin,
Mag lenken das Schicksal am Steuer
Mein Fahrzeug nach seinem Sinn.

Sehnsucht im Frühling.

Es zieht mich fort, ich weiß nicht wie,
Ich weiß auch nicht warum?
Frag ich das Herz — es klopft so warm,
Allein es bleibet stumm.

Bald kehrt die Schwalbe wieder heim,
Und baut ihr Nest am Dach
Da denk ich oft: was es wohl sei,
Das sie hier suchen mag?

Es zieht mich fort, ich weiß nicht wie,
Und wüßt ich nur wohin?
Oft faßt es mich wie Sehnsucht an,
Seh ich die Schwalben ziehn.

Es geht ein Grüßen durch den Wald.

Es geht ein Grüßen durch den Wald,
Ein Grüßen in weite Ferne;

Die Wolken empfangen den Freudesgruß
Und senden ihn an die Sterne.

Die Sterne schauen vom Himmelszelt,
Strahlend zur Erde nieder,
Sie möchten sagen der ganzen Welt,
Die grüßenden Worte wieder.

Und finden sie eine Rose roth,
Der dürfen sie heimlich bestellen:
Daß für sie in treuer Minne erglüht
Das Herz des fernen Gesellen.

Wär' ich beglückt wie du.

Dem Lenz bist du entsprossen,
Es küßte die Sonne dich groß;
Von Duft und Glanz umflossen,
War Freud' und Lust dein Loos.

Du wiegtest dich im Winde
Auf grüner Blätter Zier,
Nun prangst als Angebinde
An schöner'm Platz du hier;

Nun wiegst du dich mit Kosen
An ihrer Brust zur Ruh' —
O Rose aller Rosen,
Wär' ich beglückt wie du!

Ueber die Haide.

Es schwebt nicht mehr im Sonnenstrahl
Der Falke über Berg und Thal,
Es summt nicht emsig hin und her
Das Bienchen über die Haide mehr;
  Des Jägers heller Ruf erschallt
  Durch Flur und Wald,
  Es lugt hervor aus dürrem Strauch
  Mit klugem Aug'
Das Birkhuhn über die Haide.

Es lockt der wilden Ente Schrei
Beim Dämmerlicht den Fuchs herbei,
Wo feuchten Nebels dichter Flor
Herauf sich wälzt aus Teich und Moor.
  Kalt dehnt der Sturm die Schwingen aus
  Um Liebchens Haus —
  O, fürchte nicht den rauhen Wind,
  Mein trautes Kind!
Laß weh'n ihn über die Haide.

Laß weh'n den Sturm nur um dein Haus,
Er löscht nicht deine Liebe aus,
Die — eine Flamme hell und rein —
Du nährst in deines Herzens Schrein;
  Und schwellt die Sehnsucht dir die Brust
  Mit süßer Lust,
  Schick' durch den Sturm mir deinen Kuß
  Und Liebesgruß
Her über die öde Haide.

Laß brausen ihn ohn' Rast und Ruh',
Ich kehr' die heiße Stirn ihm zu;

Ich trinke die Luft, die rauh beschwingt
Von fern mir deine Grüße bringt;
Und naht die Zeit — wie Frühlingswind
So weich und lind,
Trägt dich mein Arm — so fest und traut —
Du süße Braut!
Wohl heimwärts über die Haide.

Abendruhe.

Wenn nun dein Haupt an meiner Schulter ruht,
Und meine Lippen dir den Scheitel küssen,
Beruhigt sich mein aufgeregtes Blut;
Es mag mein Herz das deine friedlich grüßen,
Das leicht erzitternd an dem meinen schlägt,
Und was das Innere bang und hold bewegt —
Wir tauschen's im Gekose aus, im süßen.

Wie schön die Sonne dort zur Rüste ging!
Es athmet rings die Welt des Abends Frieden;
Für mein erkranktes Herz ein stiller Wink,
Daß ihm auch einst der Ruhe Glück beschieden;
Daß ihm aus diesem milden Abendroth
Der Gott der Liebe seinen Gruß entbot,
Zu hoffen auf die Seligkeit hienieden.

Blick auf zu mir mit deiner Augen Pracht,
Laß meinen Arm dich fest und treu umschlingen!
Nicht Worte braucht's für das was wir gedacht,
Wir fühlens innig warm zum Herzen dringen.
Bis an dem nächsten Morgenhimmel loht
Für uns der Liebe Glück verheißend Roth —
Laß uns ihr gläubig „Hallelujah" singen!

Hilf dir selber.

Du lieber Gott, bald wird es Zeit,
Rings ist des Waldes Flur verschneit;
Zu Hause frieren Weib und Kind —
Nun mach dich auf und wehe, Wind!

Schlag' mir herab der Aeste Zier
Von diesen stolzen Bäumen hier,
Im Ueberflusse sind sie da,
Empfinden schwerlich was geschah.

Das trockne Holz nur, bitte ich,
Das schüttelt ab mir gnädiglich;
Es ist auch Bäumen doch nichts werth,
Weil's nur von euren Säften zehrt.

Da stehn die Bäume schlank und stolz,
Sie hörten nichts — sind ja von Holz!
Und träge ruht im Schlaf der Wind —
Zu Hause frieren Weib und Kind!

Herr Gott, du lebst in jedem Baum,
Hältst in der Hand des Windes Zaum,
Herr Gott, gebiete Baum und Wind,
Daß sie mir Armen gnädig sind.

Ich kann nicht ledig heimwärts gehn,
Den Jammer und das Elend sehn;
Und hilfst du nicht, mich treibt die Noth
So: „Hilf dir selber!" mein Gebot!

Das Meer.

Zeig' mir das Meer! . . . Ein unbezwinglich Dürsten
Erfüllt die Seele mir nach seinem Anblick.
Zeig' mir das Meer, das in Unendlichkeit
Sich ausdehnt vor verzagtem Menschenauge;
Zeig' mir das Meer! . . . Erklommen nun der Düne
Mit braunen Gräsern karg bewachs'ne First:
Da liegt das Meer . . . du schaust und schaust — und schaust,
Und keines Wortes mächtig ist die Zunge.
Allein im Busen wallet es empor
Gewaltsam — wie der Gischt dort auf dem Riff;
Im Herzen wird die Sprache laut im Ton
Der Brandung, die am Strande braust und donnert . . .
Ein einz'ger Aufschrei ringt sich endlich los,
Ein Jubelruf des seelischen Entzückens:
Das ist das Meer . . . ja — das unendliche,
Geheimnißvolle! . . . Wie die Menschenbrust,
So liegt's verschlossen vor dem Forscherauge . . .
Nur wer des Zaubers Lösung hat erfaßt,
Dem ist's vergönnt, mit der Erkenntniß Blicken,
Mit offnem Aug', auf beider Grund zu lesen!

Albert Falkenberg.

Albert Falkenberg, geb. am 3. Mai 1871 zu Hannover, besuchte die höhere Bürgerschule bis zum Reifezeugniß für Einjährigen-Dienst; trat mit siebzehn Jahren in den Postdienst ein und hat z. Z. als Postbeamter seinen Wohnsitz in Hannover. Er veröffentlichte einen Band realistischer Novellen: „Schiffbruch", bei August Schupp, München-Leipzig. 1889.

Entnahme aus: „Neue Bremer Sonntagshefte" und Originalbeiträge.

Haideabend.

Da hab' ich in die Haide — die stille Sommerhaide,
Mich schluchzend eingewühlt
Und in der Sommerhaide — der abendstillen Haide
Hat sich mein Schmerz gekühlt.

Und habe still gelegen — ohn' alles Lebensregen
Und hab' an Dich gedacht:
Ach! war ich finstern Mutes — oh Du, nur Deinetwegen,
Weil Du mich krank gemacht.

So einsam war die Haide — ohn' Dich, die stille Haide,
Die dunkelnd mich umfing:
Ich hob mein Thränenauge und sah nur dunkle Haide.
Kein Stern — Kein Licht: ich ging.

Sensenschärfeklang.

Der Himmel lacht so sonnig blau —
Es zieht belebend dann und wann

Ein luftig weicher Wind.
Horch! Drüben Sensenschärfenklang
Wie das sich klagend aus den Aehren rang!
So traurig-bang.

Ich liege oben an des Waldes Rain
Im weichen, weichen Gras
Und unten glüht der Sonne Schein:
Ich denke dies und denke das.
Horch! Schon wieder dieses sehnende Singen:
Bis zum Herzen fühl' ich's zitternd dringen.

Es ist so still und webt so leis
Dies brennend heiße Sonnenleben
— Ich liege still und rühr' mich nicht:
Ich will kein Ruhestörer sein.
Nur durch die Seele
Zieht mir klangvoll rein
Herauf aus jenem Aehrenfelde
Der Sensenschärfeklang
So weh — so weich und bang.
Es ist der Tod,
Der in den Aehren schreitet.

Wahnsinn.

Aus Deinen ängstiggroßen Augen
Sieht mich wilder Wahnsinn an
— Aus diesen mächtig dunklen Sternen
Loht ein Feuer dann und wann.

Deine Wangen eingefallen
Und verblaßt Dein Lebensrot
Hör' ich Deine Stimme hallen
Dumpf und hohl — als wärst Du tot.

Fahre wohl.

Da — da fliegst Du hin —
Schwarzer Qualm keucht aus den Hallen
— Zitternd trägt das Dampfroß Dich hinweg:
Mir am Herzen zerren wild der Sehnsucht Krallen.

Nah bei Dir — ganz nah
Hab' ich abseits still gestanden,
Daß ich Dich noch einmal sah,
Dich, die mich allein verstanden.

Doch Du hast mich nicht geseh'n
— Andre hielten Dich gefangen:
Ach! Wie blieb ich einsam steh'n —
Einsam, und die andern sangen.

So — nun klingt der schrille Pfiff
Mir durch Mark und Glieder
Und ganz langsam hebt das Eisenschiff
Seinen Busen auf und nieder.

„Fahre wohl — fahre wohl!"
Wie die Tücher lustig wehen.
„Fahre wohl — fahre wohl",
Du — auf Nimmerwiedersehen.

Um fremdes Leid.

Und wenn Du glaubst, ich hätt' nicht mitgerungen,
Ich wäre kalt wie eis'ger Marmelstein —
Nur Gott weiß, wie es in mir hat geklungen
Und wie es bebte tief im Herzensschrein.

Aus Deinen Augen nahm ich weg die Leiden,
Tief in die Seele hab' ich Dir geblickt,
Und dennoch mußtest Du hienieden scheiden,
Ein Menschenherz gebrochen, und geknickt.

Es nagte Dir ein Wurm am glüh'nden Herzen,
Der Deines Lebens Kräfte schleichend brach;
Zu schnell verwehten Deiner Seelen Kerzen,
Und klagend weinen, Freund, wir Dir nun nach.

Christian Flemes.

Christian Flemes, geb. am 10. Febr. 1847 zu Völksen am Deister als Sohn eines Leinewebers, besuchte die dortige Dorfschule, blieb, seiner schwächlichen Körperkonstitution wegen, noch 2 Jahre im Elternhause und erlernte dann das Buchbinderhandwerk, dessen Ausübung in einer Geschäftsbücherfabrik in Hannover noch heute sein Beruf ist. Flemes veröffentlichte Gedichte und Erzählungen in Zeitschriften, — ein Band plattdeutscher Dichtungen und Erzählungen und eine plattdeutsche epische Dichtung, „De Rattenfänger von Hameln" sollen demnächst erscheinen. — Entnahme aus „Niedersachsen" und Originalbeitrag.

Dat Calenbarger Land.

(Calenberger Mundart.)

Ek kenn' en Land, dat owerall
In Gottes wier Welt,
In Nord un Süd un Ost un West
An besten mek gefällt;
Ji kennt et ok. Dat segg ek glik;
Et is nein grotet Keunigrik
Un doch Jük allen wol bekannt:
't is use Calenbarger Land!

Ob ok in Spanjen veeles wass't
In üppig stolzer Pracht,
Ob in Italjen ewig ok
Dei warme Sommer lacht,
Ob in der Sweiz mit Is bedeckt
De Barge innen Hewen reckt:
Ek lowe mek min Heimatland,
Min leiwe Calenbarger Land.

Wenn da ok nein' Zitronen wass't,
Nein' Figen un nein Win,
Sau wasset Koren doch genaug
Un wat noch süß mott sien.
Da is dei Bodden fett un swar;
Sau lichte gift't nein Hungerjahr
An'n Deister un an'n Leinestrand,
In usen Calenbarger Land!

Doch gift et da en rechten Slag
Von Buren, derw un slicht,
Un wat en jeder wetten schall
Dat segg't se'n int Gesicht.
Da kennt se nix von Hücheli,
Se segg't nich veel; doch kört se frie,
Un wo't nich reckt, brukt se de Hand,
De Bur'n in'n Calenbarger Land.

Dat het saugar, in Calenbarg
Da wörn se riklich grow;
Doch heww't se öhre Heimat leiw
Un häng't an Hus und How. —
Se wettet dafor intaustahn
Un wenn et gelt, ok tautoslahn
For'n groten dütschen Riksverband
Und for öhr Calenbarger Land.

Dei Sprake is nich weik un fien,
Se klinget hart un ruh;
Un doch klingt se in use Hart
Sau ehrlich, stark un tru
Un dringet üsch ok int Gemeut;
Us' Muttersprake, leiw un seut
Is usen Harten jo verwandt,
De Sprak' von'n Calenbarger Land. —

Dat is dat Land, wo't jümmer noch
In Gottes wier Welt,
In Nord un Süd un Ost un West
An besten mek gefällt;
Wo dütsche Sitte, dütsche Art
Werd as en Heiligtum bewahrt;
Wo nich veel gelt dei frömme Tand:
Min Calenbarger Heimatland.

De Lerke un de Poggen.

De Lerke, freuh an'n Morgen,
Wischt sek de Ogen ut
Un kummt denn, frie von Sorgen,
Ut öhren Nest herut.

Se drinkt in freuher Stunne
Den klaren frischen Dau.
Bi'n esten Strahl der Sunne
Flügt sei den Hewen tau.

Un jeden Morgen klinget
Von da heraf öhr Lied,
Und doch blift, wat sei singet,
Üsch Minschen jümmer niet. —

De Pogge sitt von feren
Un ritt de Ogen up:
Hei möchte gar tau geren
Da na der Lerk' henup;

Hei möchte ok sau singen
As't da herunder schallt;
Doch well't öhn nich gelingen
Un sin „quak quak!" verhallt.

Hei heurt dei Juweltöne,
— Hei huckt dör Wisch un Sump —
Dat kann hei nich alleene —
Hei hucket hen na'n Pump. —

As mit der Abendsunne
De Lerk' tau Neste gahn
Do fanget in der Runne
De Pogg'n tau singen an. — —

Ek heure beides geren:
De Lerke morgens freuh,
Der Poggen Lied von feren
Na Dages Last un Meuh.

De Lerke singt et jeden
Datt doch sau scheun de Welt;
Von stillen Abendfreeden
De Poggen üsch vertellt.

August Freudenthal.

August Freudenthal, geb. am 2. Sept. 1851 zu Fallingbostel in der Lüneburger Heide als der Sohn eines Handwerkers, kam mit seinen Eltern im 10. Lebensjahre nach Fintel, unweit Soltau. Er widmete sich dem Lehrerberufe, war mehrere Jahre Hauslehrer auf einer Mühle im Lüneburgischen, besuchte das Seminar zu Stade und ging 1870 nach Bremen, gab 1874 den Lehrerberuf auf und ist seitdem 1874 ausschließlich litterarisch thätig. Seit 1875 ist er Mitredacteur der „Bremer Nachrichten", seit 1895 Mitherausgeber und Redacteur der Halbmonatsschrift „Niedersachsen". — Seine Dichtungen und seine zahlreichen Heide-Werke haben ihm den Namen „der Heidedichter" eingetragen.

Er verfaßte: „Nach Mitternacht", Lustspiel 1878; „Gedichte" 1876, II. 1889; „Die Heide", Anthol. 1890; „Heidefahrten I", 1890; II. 1891; III. 1894; IV. 1897; „Aus Niedersachsen." Ein Volksbuch. I, 1893; II, 1895; „Die Stiftskirche zu Bücken" 1890; „Eifersucht", Lustspiel 1891; „Aus dem Calenberger Lande", 1894; „Heidleckern", 1895; „Der Herr Steuerrath", Lustspiel 1896; — in Vorbereitung: „Eidig, der Wildschütz". 1874 gab er mit Jul. Gräfe ein Sammelwerk: „Bremer Dichter des 19. Jahrh." heraus.

Entnahme aus: „Gedichte", Bremen, bei Schünemann, 1888.

Aus der Heimath.

1. Pfingstmorgen in der Lieth bei Fallingbostel.

I.

O maienfrisches Waldgelände,
Das hier in wunderbarer Pracht
Des Heideabhangs steile Wände
Mit grüner Wölbung überdacht!

Die Wipfel rauschen, Quellen springen,
Ein Friedenshauch das Thal durchzieht!

Im Buchengrün hoch oben singen
Die Vögel hell ihr Morgenlied!

Und unten tief durch Wiesenmatten
Wie lieblich schlängelt sich der Fluß!
Süß schmeichelnd, wie das Weib den Gatten,
Umschlingt er des Geländes Fuß.

Wie atmet hier die Seele freier,
Fern von der Städte wildem Strom!
O wunderbare Frühlingsfeier
Im maienduftgen Waldesdom! —

II.

Und höher führt der Pfad hinan,
Das frische Buchengrün verschwindet;
An düstern Schluchten tief im Tann
Der schmale Weg sich aufwärts windet. —

Bis endlich über Wald und Thal
Der Blick sich öffnet in die Weite,
Und unten ruht im Sonnenstrahl
Das ganze liebliche Gebreite.

Wie farbenschön, wie mannigfalt
Das Bild zur Rechten und zur Linken!
Und aus der Ferne überm Wald
Der Heimat rote Dächer winken.

Sei mir gegrüßt, du schönes Thal
Im walddurchwebten Frühlingskleide!
Sei mir gegrüßt viel tausendmal,
Du Paradies im Schoß der Heide!

2. Zur Blütezeit.

Ein weites Land, ein ebenes Land
Ist meine heimische Heide,
Der fernanstrebende Hügelrand
Ist die einzige Falte im Kleide.

Kein schroffer Fels steigt zum Himmel empor
Und zwingt zu bewunderndem Staunen;
Kein Gießbach schäumt aus Schluchten hervor,
Waldmärchen ins Ohr dir zu raunen.

Und doch, wenn im Osten der Morgen graut
Und strahlend sich rötet der Himmel,
Wie webt es heimlich im Heidekraut,
Wie regt sichs in frohem Gewimmel!

Und streift erst der Sonne goldiger Strahl
Der tauigen Erika Glocken,
Schau, wie es hervor mit einemmal
Weiß Lust und Leben zu locken!

Schlaftrunken taumelnd im Blütentau
Die Bienen und Käfer sich recken;
Es flattern die Falter rot und blau
Hervor aus den Schlummerverstecken.

Eidechslein schlüpfen durchs blühende Kraut
In goldig blitzendem Kleide,
Und rings in den Lüften werden sie laut,
Die fröhlichen Sänger der Heide.

Ein rosiges Meer von Blütenduft,
Ein emsiges Leben und Weben,
Und Vogelgezwitscher aus blauer Luft —
Was könnt es wohl Schöneres geben!

Hinaus auf die braune Heide!

Hinaus auf die braune Heide
Führt mich der Nächte Traum;
Da steh' ich, gebeugt von Leide,
Wohl unter dem Föhrenbaum.

Aus fernen Büschen leuchten
Seh' ich ein Fensterlein;
Die Blicke, die thränenfeuchten,
Sie stehlen sich hinein.

Beisammen im kleinen Zimmer
Da sitzen zwei alte Leut'.
Warum doch schauen sie immer
So traurig drein wie heut?

Die Jahre kommen und gehen; —
Sie bleiben thränenstumm.
O könnt ich sie lächeln sehen,
Mein Herzblut gäb' ich darum!

Liebesnacht.

Wohl war auf weiter Runde
Kein Menschenlaut mehr wach,
Als ich zu nächtlicher Stunde
In Deinen Armen lag.

Da schmolzen die Seelen zusammen
In heißer Liebesglut;
Wir löschten vergebens die Flammen
Mit unsrer Küsse Flut.

Und als ich fortgegangen,
Sah ich im Morgengraun
Auf Deinen Rosenwangen
Die lichten Thränen thaun.

Und als ich still und selig
Dahinzog durch die Flur,
Da sah ich funkeln unzählig
Im Grase der Thränen Spur.

Weiße Heide.

Es war im Sommermond August
Auf weiter blühender Heide,
Da herz't ich Dich in seliger Lust,
Da waren so glücklich wir beide.

Wir saßen am grauen Hünenstein;
Die Falter nur, die losen,
Die fröhlich spielten im Sonnenschein,
Sie sahen uns küssen und kosen.

Wie Erikaglocken, so frisch und hold
Dein rosiges Antlitz erglühte,
Umrahmt von der wallenden Locken Gold
Es Lust und Wonne sprühte. —

Da trübten sich plötzlich die Augen Dein,
Du wurdest blaß und erschrocken,
Du sahest ein weißes Blümelein
Wohl unter den roten Glocken.

Die weißen Blüten im Heidekraut
Bedeuten Kummer und Leiden;

Wer sie im höchsten Glücke schaut,
Vom Liebsten muß er scheiden!

Du weintest. Wolkenheerden floh'n
Vorüber am Himmelsbogen,
Und unser Glück, wie balde schon
Für immer war's entflogen!

O schöne Tied, o selige Tied!

(Lüneburger Mundart.)

Dat wör en Sönndag hell und klar,
En Sönndag, wie nich veel in't Jahr.
Wi Beiden güngen dör dat Koorn,
Dör Wisch un Holt, dör Busch un Doorn.
De Lerk de süng, de Sünn de schien,
As woll dat ewig Sönndag sien.
O schöne Tied, o selige Tied,
Wo liggst du feern, wo liggst du wied!

Wie güngen langsam, Arm in Arm,
Dat Hart so vull, dat Hart so warm.
Dien blauen Ogen söte Deern,
De lüchten as twee helle Steern,
De lüchten in dat Harte mien
Wied schöner as de Sünnenschien!
O schöne Tied, o selige Tied,
Wo liggst du feern, wo lieggst du wied!

De Heide wör so still ümher, —
Da höl sick Hart un Hand nich mehr.
Ick küß Di up den Mund so rood
Un frög Di lies: „Bist Du mi good?"

Da seegst Du mi so eegen an:
„Dat weest nich mal, Du böse Mann?"
O schöne Tied, o selige Tied,
Wo liggst du feern, wo liggst du wied!

Mit dem Sommer zog die Schwalbe!

Mit dem Sommer zog die Schwalbe,
Mit der Schwalbe zogst auch Du!
Längst schon deckt das Laub, das falbe,
Meines Herzens Sommer zu.

Wo vor kurzem goldner Ginster,
Rote Heide noch geblüht,
Alles öde jetzt und finster,
Wie das eigene Gemüt!

Nur die blauen Genzianen
Blühen noch am Heidehang;
In des Sturmes rauhem Mahnen
Zittern ihre Glöckchen bang. —

Längst schon deckt das Laub, das falbe,
Sommerlust und Liebesglück;
Mit dem Lenze, mit der Schwalbe
Kehrt es nimmer mir zurück!

Einsam.

Ich träumte vom wonnigen Lenze
Die lange Winternacht, —
Er hatte mir Blüten und Kränze
Und neue Liebe gebracht.

Ich durfte herzen und kosen
Die lieblichste, rosigste Dirn';
Mit Mohn und duftenden Rosen
Umwand sie mir liebend die Stirn.

Doch als die Nacht entschwunden,
War Lenz und Liebe dahin,
Und doppelt hab ich's empfunden,
Daß ich so einsam bin!

Im Gewitter.

Hei! wie es donnert, wie es blitzt!
Das ist ein herrliches Wetter!
Das geht noch über Kanonengebrüll
Und Schlachttrompetengeschmetter!

Hei! wie es donnert, wie es blitzt!
Natur, so mag ich dich leiden!
Es schweigt der Sturm in der Menschenbrust
Vor solchem Wetter bescheiden.

Hei! wie es donnert, wie es blitzt!
So muß es donnern und blitzen,
Wenn einst der gefesselte Menschengeist
Wird zu Gerichte sitzen!

Hei! wie es donnert, wie es blitzt!
Die Tanne stürzt zersplittert;
So bricht die Wahrheit einst sich Bahn,
Daß bang die Lüge erzittert!

Hei! wie es donnert, wie es blitzt!
So wird das Volk einst wettern!
Das geistermordende Schergengeschlecht
Wird seine Rache zerschmettern!

Irrlicht.

Es schreitet der Wandrer zur Nacht übers Moor,
Da hört er es rauschen und rascheln im Rohr,
Und leise verhallender Geistergesang
Erfüllt ihm die Seele mit wonnigem Drang.

Da taucht aus dem Röhricht ein Wesen so schön,
So licht wie ein Traumbild aus himmlischen Höh'n.
Ein goldener Gürtel umschließt das Gewand,
Ein Goldreif blitzt an der schneeigen Hand.

Nie schaute sein Auge so hehre Gestalt;
Die Sehnsucht ergreift ihn mit wilder Gewalt,
Er hascht nach der Holden, doch kaum erreicht,
Sie lächelnd dem Arm des Verfolgers entweicht.

So geht es rastlos wohl über das Moor;
Rings kichert und flüstert und höhnt es im Rohr.
Ihm wallen die Pulse, ihm glüht das Gesicht,
Und dennoch erhascht er die Fliehende nicht.

Da, endlich, hat sie sich umgewandt,
Sie lächelt und winkt ihm mit schneeiger Hand,
Und höher schwillt in des Wanderers Brust
Der glühenden Sehnsucht verzehrende Lust.

Da strauchelt sein Fuß; er wankt — er fällt —
Ein schauriges Lachen ins Ohr ihm gellt;
Es schwindet das Trugbild, dem er vertraut, —
Ohnmächtig sinkt er ins Heidekraut. —

Die Sonne verscheuchte die Schatten der Nacht.
Mit fieberndem Hirn ist der Wandrer erwacht;
Er schaut die Gefahr, in der er geschwebt,
Und dankbar den Blick er zum Himmel erhebt.

Denn vor ihm auf schwellendem Rasengrün
In üppiger Fülle die Blumen blühn,
Doch unter der gleißenden Decke, da droht
Dem arglosen Fremdling Verderben und Tod!

Ein Schritt noch weiter, so wär' es geschehn;
Er hätte die Heimat nicht wieder gesehn;
Und strauchelte nicht sein Fuß in der Nacht:
Ihm hätte wohl nimmer die Sonne gelacht.

Das Kreuz bei Heidenhof.

(Heidesage.)

Dat hölten Krüz up de brune Heid,
Wat steiht dat so verlaten
In dodenstille Eensamkeit
An sandverweihte Straten? —

De ohle Scheper to'n Heidenhoff
De leeg in ewigen Slape,
Am mehrsten betruert von sinen Hund
Un sine gedulligen Schape.

De ohle Stöhr, nu wör he dod;
Keen Köster, keen Paster wör kamen,
So as he lewde, so stille harr
Us Hergott em to sick nahmen.

Un as se em bröchden na Soltau hennut,
Tor ewigen Rauh em to drägen,
Do huul de Störmwind öwer de Heid,
Do pluster un plaster de Regen.

Un ümmer slimmer wörr Regen un Störm,
Heel göt dat mit Mollens herünner.
De Drägers stellden dat Sark ünnern Boom,
Un kröpen dar ok mit henünner.

De Een von de Drägers schüddel den Kopp
Un stöhnde un süchte so swaren:
„Wenn dat so blifft mit dat gräsige Wäer,
Geiht all uns Heidkoorn verlaren!“

„Och“, seggt sin Naber, „dat holt nich vör,
Dat will sick woll bald wedder leggen!
‚Gotts Will un Gotts Wäer‘, so plegg ohl Stöhr,
De nu hier so still liggt, to seggen.“

Do roppt dat mit eenmal rut ut dat Sark,
De Drägers kriegt dat Beben:
„Gotts Will un Gotts Wäer, dat seggt he noch,
Gott help em to'n ewigen Leben!“

De Drägers kreegen en gräsigen Schreck;
So dull dat ok störmde un weihde,
Se leeten den Busch un dat Sark in'n Stich
Un löpen foort in de Heide. —

Bald leggt sich de Regen, bald swiggt de Störm —
De Drägers hefft sich besunnen,
Un an de Like, as schaamden se sick,
So sachte sick wedder funnen.

Se nöhmen den Deckel rünner von't Sark —
Da leeg in sin Dodenlinnen
De ohle Scheper so still un so stief,
Keen Leben wör an em to finnen. —

Da steiht nun dat Krüz an den sannigen Weg,
Wo sick dat Wunner begeben;
Un dat „Gotts Will un Gotts Wäer, seggt Stöhr"
Js ewige Redensart bläben.

Anmerkung: Das Stöhrkreuz steht bei dem Bauernhofe Heidenhof bei Soltau und trägt die Inschrift: Stör † zum Andenken. Ein alter Sohn v. Heidenhof mit Nahmen Stöhr der sprach allhier mit seinem verschlafenen Mund: Es ist Gottes Wille und Gottes Wehr. —

Dem jeweiligen Besitzer des Heidenhofes liegt die Erhaltung ob. Unterläßt er solche, so werden, (nach dem Volksglauben) seine Heerden von Unglücksfällen heimgesucht.

Die Heidenschlacht.

Am alten Hünengrabe
im dunklen Föhrengrund
Erwacht ein seltsam Rauschen
zu mitternächtiger Stund.
Da steigt der Heidenkönig
aus Grabesnacht herauf,
Umwallt vom weiten Mantel,
die Hand am Schwerteskn auf.

Es flattert wirr im Winde
sein schneegebleichtes Haar;
Auf seiner Stirne funkelt
der Kronreif wunderbar.
Und wenn vom fernen Turme
der zwölfte Schlag verhallt,

Weithin durch Feld und Heide
sein goldnes Hifthorn schallt.

Da schließen rings im Kreise
sich alle Hügel auf;
Die Hünenrecken steigen
aus Grabesnacht herauf.
Die kurzen Schwerter blitzen,
und hoch ragt Speer an Speer,
Und um den greisen König
schart sich das Geisterheer.

Dann sprengt vom fernen Walde
herbei ein andrer Troß,
Vorauf ein stolzer Jüngling
auf rabenschwarzem Roß.
Wie eine Purpurwolke
umhüllt ihn das Gewand;
Hell glänzt im Mondenstrahle
das Schwert in seiner Hand.

Das ist der Sohn des Alten,
der junge Königssohn,
Der mit dem eignen Vater
jetzt kämpft um Reich und Thron.
Schon trägt er stolz den Purpur,
das königliche Kleid;
Nun gilt es, noch die Krone
zu holen sich im Streit.

Wild stoßen auf einander
die Schaaren, wutentfacht,
Und auf der weiten Heide
entbrennt die Geisterschlacht.

Es färbt die Heide blutig
der schonungslose Kampf,
Dumpf tönt durch Schwerterklirren
Der Rosse Hufgestampf.

Da treffen sich die Führer —
hoch funkelt beider Stahl,
Dann fährt es zwiefach nieder
wie greller Wetterstrahl.
Und schwer getroffen sinken
die beiden hoch vom Roß,
Und über ihre Leichen
stürmt wild hinweg der Troß.

Es traf der Sohn den Vater,
der Vater traf den Sohn; —
Zerstoben sind die Kämpfer,
verwaist ist Reich und Thron —
Das ist der Spuk der Heide
in der Johannisnacht,
Wenn Sohn und Vater kämpfen
die grause Geisterschlacht.

Jugend.

Wieder hab' in der Heide
Alten Träumen nachgesonnen,
Die ich einst im Knabenkleide
Hoffnungsfreudig dort gesponnen.

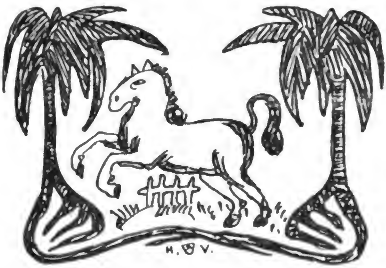
Doch der Jugendhoffnung Leuchte
Oft sich mir in Dunkel hüllte!
Was einst Glück und Licht mir däuchte,
Später sich als Leid erfüllte.

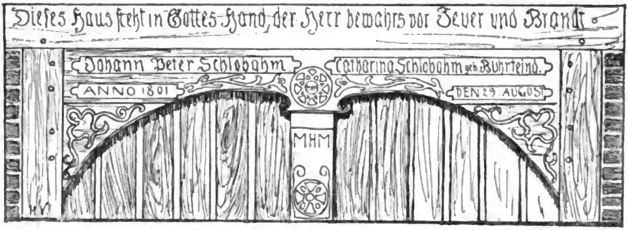
Jahre sind dahin gegangen,
Näher schleicht des Alters Plage.
Eins noch blieb: das Heißverlangen
Nach dem Glück der Jugendtage.

Traumglocken.

Aus düstrer Träume Qual und Drang
Ein süßer Laut empor mich schreckte,
Mild wie der Heimatglocken Klang,
Der in der Kindheit einst mich weckte!

Den Traumgott rührte Deine Qual,
O Herz, dein fieberwildes Ringen —
Da ließ er hell aus fernem Thal
In deinen Traum die Glocken klingen!





Friedrich Freudenthal.

Heinrich Friedrich Freudenthal, geb. am 9. Mai 1849 zu Fallingbostel im Lüneburgischen, kam im 4. Jahre nach Fintel im Kreise Rotenburg, wo er im Hause seines Großvaters, des dortigen Lehrers, die erste Jugendzeit verlebte. Von Pfingsten 1864 bis Ostern 1866 war er Schreiber bei einem Gerichtsvogt in Lamstedt, machte dann als Freiwilliger in der Hannoverschen Armee den Feldzug nach Thüringen mit. Während der Jahre 1867 und 1868 war er wieder Schreiber, trat dann in Januar 1869 bei dem Schlesw.-Holst. Feld-Art.-Regiment Nr. 9 in Stade in Dienst, wurde am 18. Aug. 1870 in der Schlacht bei Gravelotte verwundet. Nach Deutschland geschafft, verbrachte er 7 Monate im Johanniter Lazareth in Altena in Westfalen und wurde nach seiner Herstellung als Invalide entlassen. Vom Sommer 1871 bis Mai 1874 war er Comtoirist in einem Fabrikgeschäft in Altena in Westfalen, begab sich dann nach seinen Heimathsorte und später nach Amerika, kehrte von dort im Herbst 1875 zurück und trat wieder in die alte Stellung in Altena ein, welche er jedoch in Folge Erkrankung im Frühjahre 1877 aufgeben mußte. Er lebte bis zum Herbst 1884 in Fintel, siedelte hierauf nach Soltau über, wo er inzwischen zum Bürgermeister gewählt wurde. Diese Stelle gab er jedoch im Herbst 1887 wieder auf und lebte nunmehr während des folgenden Jahres, theils in Fintel, theils in Lüneburg. Vom Herbst 1888 bis zum Frühjahre 1891 wohnte er in Altona-Bahrenfeld und war während dieser Zeit als Schriftsteller und Redacteur thätig. Seit dem Frühjahre 1891 lebt er als Landwirth und Schriftsteller wieder in seinem Heimatsorte Fintel.

Er verfaßte: „Bi'n Für" (1879), „In de Fierabenstied" (1890), „Sonderlinge und Vagabunden" (1892), „Von Lüneburg bis Langensalza" (1. Aufl. 1894, 2. Aufl. 1895), „In Lust un Leed" (Ged.) und „Uennern Strohdack" (Erz.) (1897), außerdem zahlreiche Gedichte, Skizzen und Erzählungen in hochdeutscher und plattd. Sprache in Zeitschriften zerstreut. F. ist Mitherausgeber der seit 1. Octbr. 1895 erscheinenden Halbmonatsschrift „Niedersachsen".

Entnahme aus: „Niedersachsen", „In Lust un Leed" und Originalbeiträge.

Dat is alles noch wi vör Jahren...

Dat is Alles noch wi vör Jahren,
So as ick't verleet, üm mi her,
De Garden un dat Hus mit Strohdack
Un de Bibelspruch öwer de Dör.

Uem't Fenster rüm de Wienstruk
Slängelt sien grön Gerank,
Un ünner den hogen Beerbom
Steiht noch de witte Bank.

Dat is Alles noch wi dat jümmer,
Vör lange Tieden hier wör;
Un doch, wo still un wo ensam,
Wo trurig kummt mi dat vör.

Ick kiek na all Kanten un Sieden,
Ick dreih mi üm un üm;
Mi is't so, as schöll ick weenen
Un weet doch nicht recht, worüm?

Mi is't so, as mößt Du wedder
Up enmal nu vör mi stahn,
Tom Willkam de Hand mi gewen,
Wi ins Du so öft hest dahn.

De Wörd, de Du to mi spraken
Vull Leew, vull Hapnung un Glück,
Mi is't, as möß ick se hören
In düssen Ogenblick . . .

Dat is Alles noch wi vör Jahren,
So as ick't verleet, üm mi her,
Blos Di, o min Beste, min Leewste,
Di finn ick, Di seh ich nich mehr!

Dat Dorp in stille Heide.

Ik löw, ick bin en Stück von di,
Wi hört tosammen beide,
Wat hüng süß so min Hart an di,
Du Dorp in stille Heide.

All Menschenglück un Ehr und Geld,
Kann mi keen Freden gewen,
En Stä blos giwt et in de Weld,
Wo ick könn glücklich lewen.

En Pallast gar mak mi nich froh,
De Unrast rut mi dreewer:
In'n Dorp en Hütt, en Dack von Stroh
Wör dusendmal mi lewer.

Wat kümmert mi de Freid un Lust,
De Stadt mit all ehr Driwen,
En Stä alleen is mi bewußt,
Dor möch ick jümmer bliwen.

O wahn ick dor — mi dreew't nich fort —
In mine stille Heide!
Ick un min Dorp, min Heimatsort,
Wi hört tosammen beide.

Dat Brutpaar.

Se kamt up ehren Ehrengang
De Strat herdahl, dat Dorp hennlang.

Se driggt de Brutkron in ehr Haar,
Von Parlen un von Bännern swar.

Se kiekt so stolt un frank ümher;
De Brögam kiekt benaut tor Eer.

Muskanten gaht den Tog vörup
Un spelt en lustig Stückschen up.

De Jungkeerls jucht, Pistolen knallt,
Dör't ganze Dörp dat lustig schallt.

In'n Wind de bunten Döker weiht,
Dat jedet junge Hart sick freit.

„So'n Dag", het dat bi Lütt und Grot,
Lett us vergeten Druck und Not.

So'n Hochtied seeg nich öft de Börd,
Dat is' noch'n Köst, as sick dat hört!"

Affieds de Strat dor steiht en Hütt,
De Fenster heel vull Bloomenpütt.

Dor achter Rosen rod un witt
En arme Deern verlaten sitt.

Se hört den Jubel, hört den Swarm
Un leggt den Kopp up ehre Arm.

Weent sick de schönen Ogen rod:
„O wör't vörbi! wör'ck doch man dod!"

Marie.

En junge Deern hev ick ins kennt,
Woll männig Jahr is dat all her;
As Köst wör bi den Bur to'n Loh,
Danz ick de ganze Nacht mit ehr.

Slank wör se as en Wichelnries,
Gel wör un lang ehr sieden Haar;
Se wör so schön, ick weet nich wi,
Mi dücht, keen Schönre geew't förwahr.

Se harr en wieden Weg na Hus,
Dicht vör den Moor wör't, wo se wahn. —
„Bist Du nich bang?“ so frög ick ehr,
„Schall ick, min Deern, nich mit Di gahn?“

„Ick bin nich bang“, sä se und lach,
„Min Jung, wer schöll mi woll wat dohn?
Jedennoch, wullt Du mit mi gahn,
So ward mi ja erst recht nich groon“.

Se bünn ehr rode Koppdook üm,
Un as up us harr grad nüms Acht,
Mak'n wi us flink tor Dör henuut,
Sülwanner in de stille Nacht.

December wör't, en dakig Wär,
So'n Stunn'n wat vör de Morgentied,
„Hu!“ sä s', „mi früst!“ un dräng sick dicht,
Ganz dicht heran an mine Sied.

Ick lä min Arm üm ehren Hals,
Keek still un stumm ehr in't Gesicht.
„Wat fehlt Di?“ frög se ganz benaut ....
„Süh, dor in't Osten ward't all licht!

Wat is Di denn? — Harrst woll, min Jung,
Noch lewer danzt en paar Mal rund?"
„Mi früst", sä ick un buck mi dahl
Un küß ehr up den warmen Mund.

Se bög den slanken Hals bisied,
Se hüw und strüw sick und se lach:
„Min Jung, so harr ick dat nich meent —
Süh ins in't Osten ward't all Dag!"

„Wat Dag! wat Licht!" röp ick un tög
Ehr jümmer faster an mi 'ran ....
„De Heid is grot, meenst, dat ich löp
En Miel vergewens bi Di an!"

„Lat na, Du Schelm", sä se, „lat na!
Töv, fragst en anner Mal Du mi,
Denn schast mal sehn, wat ick denn segg!"
„Wat seggst Du denn? Segg't gliek, Marie!"

„Ick bin nich bang!" — so segg ick denn —
„Ok durt mi Tied un Weg nich lang;
Jedennoch, wullt Du mit mi gahn, —
Vör Di bin ick erst recht nich bang!"

Der Heidewirt.

Die alte Sage will nicht ruhn,
Daß in der Nacht den Gast erschlug
Der Heidewirt, auf dessen Thun
Seitdem Verderben ruht und Fluch.

Krank ward die Frau; als sie verschied
War keiner, der zur Ruh' sie trug,
Kein Sang ertönte und kein Lied —
Auch auf dem Weibe ruht der Fluch.

Des Heidewirtes Töchterlein —
Wohl war sie schmuck und reich genug,
Doch mocht' um sie kein Bursche frein —
Auch auf der Dirne ruht der Fluch.

Als plötzlich in der Wetternacht
Die Lohe aus dem Dache schlug,
Kein Mensch an Hülfe hat gedacht —
Auch auf der Schenke ruht der Fluch.

Als Bettler irrt auf ödem Pfad
Der Wirt durchs Dorf, durch Moor und Bruch,
Die Kinder schreien, wenn er naht —
Es ruht auf ihm des Volkes Fluch!

Min arme Deern, du bist nu dod.

Min arme Deern, du bist nu dod,
Din lütte Mund, noch gistern rod,
Wo is he nu so bleek un blaß!
So fallt de Bloomen in dat Gras,
Wenn up de schöne Vörjahrspracht
De Frost füll in en kole Nacht.
Du wörst so klook, harr di so geern,
Du lütte leewe Nawersdeern;
Un wenn du Abends kömst to mi
Un flink mi klatterst up de Knie,
Mi frögst, wo hoch de Hewen wör
Un ob de leewe Gott harr'n Froo
Un ob de Engels ok harrn Schoo
Un Kleder so'n as di'n von Klör,
Denn dach ick öft, ick harr in di
En Engel sitten up min Knie,

De mit sin lütten Kinnerhannen
Könn all min Trurigkeit verbannen.

Du bist nu dod, min arme Deern,
Din Mund keen fröhlich Word mehr seggt!
Se hebbt in't swarte Sark di leggt;
De Klocken gaht, von nah un feern
Kamt Nawerslüd un Frünnen her,
To gewen di de letzte Ehr.
De Köster kummt de Däl herup
Un stellt sick bi dat Liek in'n Flett,
Tückt sinen Hoot, deiht'n sill Gebett;
Dann sleiht he in sin Psalmbook up:
Wenn kleine Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
So büßt man sie nicht ein,
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben,
Damit sie unverloren sein!...
Ja, min lütt Deern, di kann't nich fehlen,
Du drögst ja licht davon de Kron;
Warrst längst an Gottes ewgen Thron
In Herrlichkeit un Unschuld spelen.

De Happbocksjagd.

Hans Flutz un Hinnerk Hibbelsteert,
De güng'n mal up de Jagd;
Se woll'n den Happbock*) an dat Fell,
In'n schöne Sommernacht.

*) Hirsch.

„Hier Hans,“ sä Hinnerk, „sett Di dahl,
Hier hett de Lork sien Patt;
Un kummt he 'rut ut't Holt, so schüt
Em midden up dat Blatt.

Ick gah en beten füdder henn,
Bi de Machandelwried,
Dor duk ick in den Graben mi
Un wahr de anner Sied.

So hebbt wi em den Paß verleggt,
He kann us nich entgahn,
Wenn he will üm de Morgentied
An'n Bur'n sien Stekröw 'ran“.

En Tied un all Tied seeten se,
Stiev frör'n jüm Hann'n un Been,
De Maand güng dahl, de Dag de grau,
Keen Happbock leet sick sehn.

„De Lork“, dach Hinnerk, „hett vanacht
Nich an de Stekröw dacht,
Dat nützt nich mehr, wi hebbt keen Glück
Mit use Happbocksjagd.

Ick 'löw, wi gewt dat Kuern up
Un makt us an de Kath;
He kummt nich mehr, dat beste is,
Wenn wi na Muddern gaht“.

Doch kum, dat Hinnerk in de Höchd
Köm achter siene Wried —
Bootz! schöt Hans Flutz em dör de Mütz;
Fief Trä flög se bisied.

Un in densülwen Ogenblick —
Karrwuch! de Happbock sprüng,
Un as en Blitz, as'n Küselwind
Henn öwer't Feld he güng . . .

„Du Tapps!“ röp Hinnerk in sien Wut,
„Ja, sitt dor man un jap —
Süh! kiek! wullt Du mal 'n Happbock sehn?
Da geiht he henn, Du Ap!“

De Helljäger.

De Helljäger jagt dör Busch un dör Doorn
In de Nacht, in de störmige Nacht,
He ritt up sin'n Swarten mit glönige Spoorn,
He klappt mit sin Swöp und blaft up sin Hoorn —
Hahuuut!
In de störmige Nacht.

Helljäger sin Hunnen de ödht su lud
In de Nacht, in de störmige Nacht. . .
Jung, bliw in de Döns un gah nich hennut,
Hörst Du in de Lucht nicht dat gräsige Lut? —
Hahuuut!
In de störmige Nacht?

De Snider in Tewel de stünn vör sin Hütt
In de Nacht, in de störmige Nacht;
Helljäger de greep em, de Snider möß mit
Dör Busch un dör Doorn up den glönigen Ritt —
Hahuuut!
In de störmige Nacht.

De Snider in Tewel lach öwer dat Spook
In de Nacht, in de störmige Nacht —
As'n Witsch! harr Helljäger em bi den Bostdook,
Nu swewt he dor baben in de Lucht as en Rook —
Hahuuut!
In de störmige Nacht.

Am Hünengrabe.

Wir standen am Hügel beisammen;
Der Sonne verglühend Licht,
Es legte in goldigen Flammen
Sich auf dein Angesicht.

Es lag im Traume die Heide,
Vom Moore stieg der Rauch,
Und über Wiese und Weide
Zog leise der Abendhauch.

Das Singen der Hirtenknaben.
Das Brüllen der Heerden im Bruch,
Das ferne Gekrächz der Raben
Ein Luftzug herüber trug.

Und über uns die Föhren,
Uralt, bemooſt und ergraut,
Sie ließen ein Säuseln hören,
Das klang fast wie Geisterlaut.

Wir standen beisammen Beide —
Du lehntest am Herzen mein —
Bis auf der weiten Heide
Wir waren ganz allein.

Gedenkst Du noch an jene Nacht . . .

Gedenkst Du noch an jene Nacht,
Als Du in Sturm und Regen
Die letzten Küsse mir gebracht,
Als zitternd Du vor Schmerz und Qual
Zum letzten, allerletzten Mal
An meiner Brust gelegen?

Gedenkst Du noch an jenen Ort,
Wo rauhe Felsenwände
Den letzten Schwur, das letzte Wort
Vernommen, wo die Regenfluth
Kühl fiel auf Deiner Wangen Gluth
Und auf die zarten Hände?

Wir hielten dort in stummer Qual
Uns inniglich umschlungen;
Die Lenne brauste tief im Thal,
Die Eule strich an uns vorbei,
Sie hat mit ihrem grellen Schrei
Das Scheidelied gesungen. —

Ach, daß sich unsrer Liebe Pfad,
Verderben abzuwenden,
Kein holder Engel hat genaht!
Ach, daß die wunderschöne Zeit,
Der ersten Liebe Seligkeit,
Mein Lieb, so mußte enden!

Die alte Liebe.

Du meinst vielleicht, es sei der Wind gewesen,
Der an Dein Fenster pochte leis,
Der draußen spielend hin und her bewegte
Ein dürr gewordnes Rebenreis.

Du meinst vielleicht, das Wasser sei's gewesen,
Das klatschend an die Mauer schlägt,
Der Strom, der seine grünen Fluthen
An Deinem Haus vorüberträgt.

Du meinst vielleicht, es sei ein Blatt gewesen,
Das von dem Baum der Stoßwind schlug
Und dann auf seinen raschen Flügeln
Zu Deinem Kammerfenster trug. —

O nein, Du irrst! Du Ungetreue, Falsche!
Es waren weder Strom noch Wind,
Die Dich aus süßem Schlummer störten —
Die alte Liebe war's, mein Kind!

An Deiner Mutter Grab.

Leis sinkt die Winternacht herab —
Du lehnst an meinem Herzen,
Wir schau'n auf Deiner Mutter Grab,
Versenkt in stumme Schmerzen.

Mir sagt Dein thränenfeuchter Blick,
Dein Auge, gramverloren,
Wie schwer Du klagst um ihr Geschick,
Die Dich im Schmerz geboren.

Sie schläft in ihrem Grabe nun,
Der Sorgen bar hienieden;
O laß sie schlummern, laß sie ruh'n,
Nicht störe ihren Frieden! —

Laß uns an Deiner Mutter Grab
Der Liebe Bund beschwören!
Sie, die Dir einst das Leben gab,
Wird unsre Worte hören.

Unsichtbar wird sie sich uns nah'n,
Die Hände auf uns legen —
So werden betend wir empfah'n
Der Abgeschied'nen Segen.

In wenig kurzen Tagen.

Es blühn in Deinem Garten
Die Rosen frisch und roth;
Doch auf den zarten Wangen Dein
Da blüht der bleiche Tod . . .
Wie herrlich auch die Auen
Im Sommerschmucke stehn,
Ich muß doch Dir allein, o Lieb,
Ins blasse Antlitz sehn!

Es wiegt in sel'ge Träume
Sich Deine Seele ein,
Du sprichst von unsrer Zukunft,
Wie schön sie würde sein,
Und oft erklingt aus deinem Mund
Ein lieblich scherzend Wort —
Ich lache mit, und möchte doch
Mich schleichen weinend fort! —

In wenig kurzen Tagen
Da zieht der Herbst ins Land,
Da muß verderben, muß vergehn,
Was heut in Blüthe stand . . .
In wenig kurzen Tagen —
Wer weiß, was Dich bedroht? —
Denn auf den zarten Wangen Dein
Da blüht der bleiche Tod.

Es war der Sonne letzter Strahl . . .

Es war der Sonne letzter Strahl,
Der sich durch's Fenster zu mir stahl,
Der auf dem Bild erglänzte,
Das weinend ich bekränzte.

Es war der Sonne letzter Strahl,
Ein süßer Trost in banger Qual;
Es war ein stummer Bote,
Sie sandte ihn, die Todte.

Immortalitas.

Wohl muß die Form in Stücke gehn,
Wohl wird die Spur im Wind verwehn,
Wohl muß ich, der Vernichtung Raub,
Vermodern unter Schutt und Staub!

Wohl senkt man mich dereinst hinab
Stumm in ein frühvergessnes Grab,
Darüber hin, bald rauh, bald lind,
Der Herbststurm weht, der Frühlingswind.

Vielleicht verstummt schon über Nacht
Die Lippe, die noch heute lacht,
Die Worte schön und edel sprach;
Das Herz, das Schwüre hielt und brach.

Vielleicht daß ich, von Gram und Weh
Dereinst gebeugt, als Greis mich seh',
Und daß zuvor des Schicksals Hand
Mich auf des Siechtums Folter spannt.

Wie wird es sein? — Ich weiß es nicht . . .
Wer denkt an ein verlosch'nes Licht,
An jeden Tropfen der versprüht,
An jede Blume, die verblüht! — — —

Doch bin ich gleich des Todes Raub —
Nicht Alles an mir wird zu Staub!
Muß auch die Form in Stücke gehn —
Was drin gelebt, wird doch bestehn!

War ich ein Theil von jenem Geist,
Der ewig in dem Weltraum kreist,
Von jenem Geist, unwandelbar,
Der ewig-schön und ewig-wahr;

Der Großes denkt, der Ketten bricht,
Der aus dem Mund des Dichters spricht,
Der Schönes schafft und Schönes liebt,
Das Schlechte haßt, das Edle übt;

Hat jener Geist in mir gelebt,
Hab' ich in jenem Geist gestrebt:
So mag die Spur im Wind verwehn —
Ich muß in Ewigkeit bestehn!

Am Sonntag früh.

Am Sonntag früh sind wir gegangen
Durch Moor und Bruch, durch Heid und Gras,
Dein Arm hat zärtlich mich umfangen, —
O holdes Lieb, wie schön war das!

Es wehten frisch die Morgenlüfte,
Am Grase hing ein perlend Naß,
Die Birken hauchten süße Düfte —
O holdes Lieb, wie schön war das!

O könnt' ich immer Dich begleiten
Durch Moor und Bruch, durch Heid und Gras,
Vereint mit Dir durchs Leben schreiten, —
O holdes Lieb, wie schön wär das!
1873.

Sprich nicht vor jeder großen Menge.

Sprich nicht vor jeder großen Menge
Und wirf Dein Geld nicht in den Schmutz;
Das Schöne leidet im Gedränge,
Wo Dummheit herrscht und Eigennutz.

Bau Dir im Herzen eine Halle,
Wohin die Welt nicht dringen kann;
Wo Dir allein der Schleier falle,
Da bete Deine Götter an.

Und wo sich Freunde Dir verbünden,
Wo treu gesinnt ein Herz Dir schlägt,
Da mag ein feurig Wort verkünden,
Was Deine Seele tief bewegt.

Doch nicht vor jeder großen Menge
Sprich über Wahrheit, Licht und Recht:
Das Edle findet im Gedränge
Der schalen Welt sich nicht zurecht!



Franz Grabe.

Franz Grabe, wurde am 12. März 1843 in Altenbruch im Lande Hadeln geboren, wo sein Vater Volksschullehrer war. Auf Wunsch der Eltern erlernte er in Detmold die Kaufmannschaft. Im Jahre 1868 ließ er sich in Lüdingworth als Kaufmann nieder, sich gleichzeitig verheirathend. Dort lebt er noch als solcher und verwaltet nebenbei seit 1882 die Kaiserliche Post-Agentur. Musik und Poesie waren von Kindheit an seine Lieblingsbeschäftigungen. Daneben zeigte er große Begeisterung für das Theater. Viele Compositionen, hauptsächlich Lieder ernsten und heiteren Inhaltes sind von ihm bei verschiedenen Verlegern erschienen. Im Jahre 1877 erschien zuerst sein „Dit un Dat in Hadler Platt" wovon 1886 die 2. Auflage erschien, welcher demnächst die 3. folgen wird. Ferner erschienen 1880 „Van de Elwkant ut Hadelnland", 1886 „Ut ole un nee Tieden", 1889 „Ut'n Volksleben, 1894 „Ut Marsch un Moor". — Die ersteren beiden Sammlungen enthalten nur Gedichte, die übrigen auch Erzählungen in Prosa. An hochdeutschen Dichtungen gab Grabe 1888 ein Heftchen unter dem Titel „Aus einsamen Stunden" heraus. Seine kleinen Theaterstücke und Liederspiele, theils in plattdeutscher theils in hochdeutscher Sprache geschrieben, wurden an vielen Orten mit Beifall aufgeführt. — Als langjähriger Correspondent der New-Yorker „Plattdütschen Post" erwarb sich Franz Grabe durch seine volksthümliche Schreibweise viele Freunde jenseits des Oceans. 1894 wurde ihm in New-York von Landsleuten ein Ehrenabend veranstaltet, für dessen ansehnlichen Ertrag seine Werke angeschaft wurden.

Entnahme aus: „Ut Marsch un Moor" und Originalbeiträge.

Unschuld.

De Else op min Nawerschop,
Dat is en hell'sche Deern,
Twee Ogen hett se in den Kopp,
De blenkert as de Steern.

En lüttge Pummelnäs so söt,
Un Backen frisch un roth.
Twee dralle Been un flinke Föt,
Un jümmer frischen Moth.

Enmal do frag se ehr Mama
Un hett darbi ehr küßt:
„Weißt Du, o sag es mir, Mama,
Auch wohl, was „Liebe" ist?" —

Wo doch de Else fragen kann
Vull Unschuld trö un wahr!
Ja — se bedröw noch keenen Mann,
Is eben erst veer Jahr.

Wo Enen dat Streiken afleert word.

De Arbeiter Marten, en Mann sünst voll Fliet,
Weer anstek'en worrn von de unruh'ge Tied;
Sünst lew he tofreden mit Fro und mit Kind,
Nu weih em an „socialistischen Wind".
Nu kreeg he „Ideen" und wenn Mancher de kriggt,
Gar oft de Verstand un dat Nadenken swiggt.
Ok he snack von „Streiken", — dat güng nich mehr an,
De Lohn muß erhöht warrn, dat sä Jedermann,
De Arbeitstied körter wehn, denn weer dat recht,
Dat harr ok Jan Kitt mit de Brannwinsnäs seggt;
Un wenn sin Collegen de Arbeit lä'n dal,
So wull he in'n Mai ok mit „streiken" eenmal.
Sin Fro de weer klöker, se sä: „Marten hör,
So bring uns doch All nich herin in't Malöhr!
Wi keemen ja ut, un wie leben tofred'n!
Nu kumm, lat de Grappen un lat di bered'n!"
„„Dat kennst Du nich, Gretjen," sä Marten, wes still,
De Tieden ward anners, — ik weet, wat ik will!""

As de erste Mai keem 'ran
Fung hei ok to streiken an,
's Morgens fröh herum he bummel

Mit Jan Kitt un all den Rummel,
Bet he's Middags keem to Hus
Hungrig un mit enen Sus.
„Gretjen, — heft dat Eten gar?!"
Gröhl he, — Gretjen wer nich dar;
Un he frag Antrintjen Smeer,
Wo sin Gretjen bleben weer.
Trintjen, en old Waschewiew
Meen, he kreeg hüt nix in't Liew,
Denn sin Froo weer „streiken" gahn. —
Dat kunn Marten nich verstahn
Un he brumm: „Na, dat is nett!
Denn den Pott to Für krall sett,
Ick bin hungrig". Trintjen sä:
„Ick schull Eten kaken? — Ne,
Dar ward Di keen Will darvan,
Ik streik ok, min gode Mann!"
„„Soo?"" — sä Marten — „„Du streikst ok? —
Sünd Ji denn tohop nich klok?
Denn lat ik von Slachter Prahlen
Mi 'ne Wust to Middag halen,
Drink darto en Seidel Beer.
Wenn 'k man wüß, wo Krischan weer,
Oder Liese, mine Kinner.""
„Oh", lacht Trin, „de streikt nich minner,
Sünd tor Schol nich, streikt mit Gretjen
Hüt in't Gröne 'rüm en beten.
Ward so bald nich wedder kamen;
Ja, hüt streikt se Alltosamen.
Marten, drüm Adjüs för hüt,
Lat nich lang warrn Di de Tied!" —
Darmit güng Antrintjen Smeer.
Marten sä keen Wort nich mehr
Vör Verdruß, — sett sik darop
In de Eck mit swaren Kopp,

Fullt in stillet, deepet Sinnen,
As kunn he keen Utweg finnen.
So findt 's Abends em sin Fro,
As se stürt na Hus hento,
As mit ehre Kinner se
T'rüggkummt von de Streikeree;
All to tein de Wächter tut. —
„Mann", röppt se — „wat süttst Du ut!"
Slurig unse Marten seggt:
„Gretjen — 'k heff mi't öwerleggt,
Wenn Ji all wölt Faxen maken,
Keen schall denn dat Eten kaken?
Ik bün hungrig, möd un matt,
Hör, — dat Streiken heff ik satt!"

Hans Hinnerk alleen.

Hans Hinnerk weer all dörtig Jahr,
Sin Moder sä; „'t ward Tied förwahr
För Di, min Jung, dat Du deihst freen!"
He sä: „Ne, ick bliew ganz alleen!"

„En Fro will dat, en Fro will dit,
En Fro brukt Tüg, se drinkt un itt,
Un Kinner doht erbärmlich schreen.
Ne, Moder, ick bliew ganz alleen!"

Keem em en Mäken in de Quer,
Un wenn se noch so nüdlich weer,
He much se nich von feern ansehn,
Un dach: „Ne, ick bliew ganz alleen!"

En lüttje Deern, en Schelm darto,
De sä ut Spaß: „Ick warr din Fro!

Dat slöppt väl beter sik to Twee'n!"
He löp darvon: „Ne, — ganz alleen!" —

Sin Moder leeg lang in de Eer,
Un Frünnen harr he ok nich mehr,
Sin Hart weer hart as Kieselsteen,
He dusel weg, so ganz alleen.

He knauser sick vel Geld tosam'n
Doch is dat Glück nie to em kam'n
Un as he storw, Nüms üm em ween,
Se drogen 'rut em ganz alleen.

Un de, de fullt sin Arwschop to,
De lachen, dat he nehm keen Fro;
Se setten em en Liekensteen:
„Hier liggt Hans Hinnerk ganz alleen!"

Wo se 't makt hett.

De dumme Trin' vull Unverstand
Smeet enen Blom'npott ut de Hand;
To Pöttschör word dat schöne Stück.
Madam schullt öwer 't Ungeschick
Un sä: „Es soll mich nur verlangen,
Wie Du dies wieder angefangen?" —
„„Wo ik dat makt heff, meent Se, Fro?""
Sä Trine drop, „„ick mak dat so —!""
Rums! kreeg den tweeten Pott se her,
Bums! leeg ok disse op de Eer.

O geh' nicht vor mir aus der Welt!

O geh' nicht vor mir aus der Welt,
Mein kleines tapf'res Weib,
Daß ich in dieser kalten Welt
Nicht so verlassen bleib'!

Wenn hämisch, neidisch, tückisch mich
Der Erde Falschheit traf,
So hat mich aufgerichtet stets
Dein Wort, so treu und brav.

Du hast zu lieben mich gelehrt,
Wo Groll mich fassen wollt',
Gingst still und duldsam deinen Weg
Und trugst ein Herz wie Gold.

Ich weiß, ich weiß, daß dieses Herz
Das meine nie vergißt,
Ich weiß auch, daß es stärker stets
In Schmerz und Trübsal ist,

Denn wie es stets so still beglückt
Und ruhig trug die Freud',
So trägt es in der Erde Kampf
Ergeben auch das Leid. —

O geh' nicht vor mir aus der Welt,
Mein kleines tapf'res Weib,
Daß ich in dieser kalten Welt
Nicht so verlassen bleib'!

Robert Grabe.

Robert Grabe, Sohn des Vorigen, wurde am 20. November 1874 in Lüdingworth geboren, besuchte in Stade das Seminar und ist seit 1894 als Lehrer in Nordleda angestellt.

Am Judenfriedhof.

(Nach einer wahren Begebenheit).

Aus weißen Brettern, ohne Schmuck und Schein,
Der Sarg, die ganze, karge Erdenhabe:
So senkt man schweigend einen Toten ein,
Und dichtgedrängtes Volk steht an dem Grabe.
Kein Glockenlaut! s'ist Stille — Grabesstille!
Als wär es so des Toten letzter Wille.
Und teilnahmlos, von Neugier nur bewogen,
Ist mit dem Sarg das Volk hinausgezogen.
Ein Jude ist's, den man zu Grabe trägt;
Kein Priester spricht hier hoffnungsreich den Segen,
Und dennoch ist's, als ob's wie Hoffnung schlägt
Im Herzen derer, die zur Ruh ihn legen,
Der Wenigen, die ihre Hände reichen
Zum letzten Dienst an einem ihresgleichen.
Wie fest sie scheinen in des Volkes Mitte,
Von anderm Glauben und von andrer Sitte.
Doch horch! Was ist's? Treibt man hier grausen Spott
Gar mit der Menschheit jammervollstem Leiden?
Die Menge flüstert, ruft und lacht! Hilf Gott!
Als wollt' sie sich an jenem Anblick weiden.
Ein seltsam Bild voll Elend will mir's scheinen,
Des Toten Mutter sah ich stehn und weinen.

Der Menge Spott kann nicht die Hoffnung rauben,
Und nicht ihr Haß den festen, alten Glauben!
Ich seh sie an, von tiefstem Schmerz erfüllt
Und wend mit Abscheu mich von dieser Stätte,
Und vor den Geist stellt sich ein andres Bild,
Als ob es Ähnlichkeit mit diesem hätte:
Das Kreuz des Heiland's seh ich fern erhöht,
Das fühllos eine Menge wild umsteht,
Und, himmelwärts den Blick gewandt voll Thränen,
Seh ich die Mutter an dem Kreuze lehnen.
Dann wieder hör' ich jene Christen toben
Am Grabe dort, als wär's des Kreuzes Ruhm,
Und des Erlösers Aug', von Glanz umwoben,
Fragt schmerzvoll: „Welt, ist das dein Christentum?"

Auferstehung.

Dem Friedhof gleicht gar sehr das Menschenherz.
Viel liebe Tote ruh'n in seinem Grunde,
Und ernste Male deuten himmelwärts
Und geben von verfloss'nen Tagen Kunde.
Meist herrscht im tiefen Grund die Totenruh,
Der Frühling windet Rosen um die Steine,
Des Winters Eis deckt kalt die Gräber zu,
Du siehst um dich Lebendige alleine
Und strebst und schaffst, bestellst dein eigen Haus,
Und fragst nicht viel nach jenen stillen Zeichen.
Des Herbstes Stürme ziehen mit Gebraus,
Du sorgst, daß sie dein Hüttchen nicht erreichen.
Doch manchmal in der einsam stillen Nacht
Erhebst du laut die alten Totenklagen,
Dann kommen sie in wunderbarer Pracht,
Die du geliebt einst hast in Jugendtagen.

Es thut sich auf des Herzens tiefster Grund,
Und deine Thränen unaufhaltsam fließen,
Und deine Toten stehen auf zur Stund,
Dich wie die Engel freundlich mild zu grüßen.
Und heben leuchtend ihren Blick sodann,
Dich hellen Auges tröstend anzusehen,
Und mehr wie je gehören sie dir an,
Die so aus deinem Herzen auferstehen.



Eduard Grisebach.

(Der Neue Tannhäuser.)

Eduard Grisebach, geb. am 9. Oktober 1845 zu Göttingen als Sohn des berühmten Botanikers Gr., erhielt dort seine Vorbildung und studierte in den Jahren 1864—68 in Leipzig, Berlin und Göttingen Jurisprudenz, promovierte, machte sein Staatsexamen und war eine Zeit lang Kammergerichtsreferendar in Berlin, machte als solcher auch den Krieg 1870/71 im Feldauditoriat mit. Im Jahre 1872 wurde er bei der deutschen Gesandtschaft in Rom, 1873 bei der in Konstantinopel angestellt, und dann zum Konsulatsverweser in Smyrna ernannt; wurde später Konsul in Bukarest und darauf 1881 in gleicher Eigenschaft nach Petersburg versetzt. Ende 1883 kam er als Konsul nach Mailand und 1886 nach Port au Prince, 1889 trat er in den Ruhestand und lebt seitdem in Berlin.

Gr. ist berühmt geworden durch seine Dichtungen „Der neue Tanhäuser", (17. Aufl. 1893) und „Tanhäuser in Rom", (7. Aufl. 1890). Von seinen sonstigen Werken seien hier nur genannt: „Die deutsche Litteratur seit 1770", und „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen". —

Entnahme aus: „Der Neue Tanhäuser".

Leuchtend aus dem Lindengrün,
Wo die Nachtigallen schlagen,
Wieder seh' ich nun das Kreuz
Meiner alten Kirche ragen,

Und gedenke feuchten Blicks:
Ach, es ist schon lange Jahre,
Daß auch ich, ein gläubig Kind,
Dort gebetet am Altare.

Jeden Sonntag bin ich dort
Meinem Jugendlieb begegnet,
Und der gute Priester hat
Uns zusammen eingesegnet.

Lang ists her! Ich hab' seitdem
Weisheit dieser Welt erworben,
Längst in meinem klugen Kopf
Ist der liebe Gott gestorben.

Wir sind selbst uns Gott genug,
Lassen keinen andern gelten,
Denn wir sind der Geist des Alls,
Denn wir sind das Herz der Welten.

In das enge Haus von Stein
Wird uns keine Predigt locken,
Aber deiner, frommes Lied,
Denk' ich doch beim Klang der Glocken;

Und mein Blick umfloret sich,
Seh' ich, wie in Jugendtagen,
Friedlich aus dem Lindengrün
Unsre alte Kirche ragen.

Hätt' ich bis zum letzten Tropfen
Deinen Becher ausgeleert,
Würde jetzt mein Herz nicht klopfen,
Wenn es deinen Namen hört;
Wenn dein Blick den meinen träfe,
Blieb' ich unbewegt sogar,
Denn ich dächte, daß die Hefe
Deines Weines bitter war.

Doch von deinen süßen Brüsten
Losgerissen eh' ich satt,
Ach, mit halbgestillten Lüsten
Sucht' ich dich von Stadt zu Stadt;
Immerdar mich nach dir ziehend
Wichst du stets von mir zurück,
Wie auf seiner Kugel fliehend
Gaukelt vor uns her das Glück.

Selig der da ewig schmachtet
Sei gepriesen, Tantalus,
Hätt' er je wonach er trachtet
Würd' es auch schon Ueberdruß:
Gieb mir immer Eine Beere
Aus der vollen Traube nur
Und ich schmachte gern, Cythere,
Lebenslang auf deiner Spur!

Ich liege am einsamen Hünengrab. —

Ich liege am einsamen Hünengrab —
Den Morgen zu verträumen,
Die Eiche rauscht, und ich sehe Gott Thörr
Die heiligen Böcke zäumen.

Sein rother Bart der flattert im Wind,
Die Augen wie Blitze flammen,
Und er schleudert den Hammer und fängt ihn im Spiel
Und ruft die Kämpfer zusammen;

In donnernder Wolke fährt er voran,
Ihm folgen auf Erden die Seinen,
Helden im zottigen Bärenfell,
Mit der Axt aus Feuersteinen;

Blauäugige Weiber, im blonden Haar
Hellblonde Bernsteinschnüre,
Sie schenken den Meth und braten zum Mahl
Die riesigen Elentiere . . . .

Vorüber braust der Geisterzug.
Ich seh' im wachen Traume
Ein holdres Bild, von Fleisch und Blut,
Im zärtlichen Wellenschaume.

Ich seh' Dich treten ans Gestad
Gleich Anadyomenen,
Die liebenden Wogen lösten sich auf
In tausend Perlenthränen.

Sie rinnen dir langsam den Nacken herab
Sie sterben an deinen Brüsten —
An deinen Brüsten stürb' ich auch,
Wenn meine Lippen sie küßten . . . .

Wohlauf, mein Fuß, den Felsenpfad
Wandle zu ihr hernieder!
Ach, eine heimliche süße Angst
Fesselt ihn immer wieder.

Das Bangen vor deiner Schönheit ist's,
Die eben dem Meere entstiegen,
Ich sehe an deine weiße Stirn
Das feuchte Haar sich schmiegen.

Die dunklen Haare, die dir so oft
Küssend ins Antlitz wehen,
Auch fürcht' ich mich in die dunklen,
Meertiefen Augen zu sehen.

Dein glühender Augenstern, der brennt
Wie die Sonne, die mittagheiße,
Wie Mondlicht leuchtet geisterhaft
In deinem Aug' das Weiße . . . .

Doch horch! was klingt vom Schwanenstein
Herauf so süß und leise?
Sie singt in den himmlischen Morgen hinein
Eine rührende Weise.

Das klingt wie ein Klang aus der Jugendzeit —
O könnte mir dein Singen
Ins Herz zurück das Paradies
Verlorner Unschuld bringen.

Frau Venus, nun lachst du umsonst mich an.

Frau Venus, nun lachst du umsonst mich an
Auch aus dem schönsten Weibe:
Durch dich ward meine Seele krank,
Ich ward auch krank am Leibe.

Getreuer Eckhart, führ mich fort,
Fort aus dem Berg der Frauen:
Ich möchte wieder Sonnenlicht
Und blauen Himmel schauen.

Des Greisen Warnung hörte nicht
Der blinde, tolle Knabe:
Nun schlepp' ich den siechen Körper fort
An einem dürren Stabe.

Ich möchte flechten um mein Haupt
Viel spitze Dornenreiser,
Ich möchte wandern hin nach Rom,
Wie du, mein Ahn, Tanhäuser!

Dort würf' ich auf die Kniee mich,
Ein demutsvoller Beter,
Ich flehte Gottes Gnade an
Im ewigen Dom Sanct Peter.

Ich wollt auch nicht zur Seite schaun
Nach schönen Römerinnen,
Nur Gott und seinen lieben Sohn
Und Maria wollt' ich minnen.

Ich wollte des heiligen Vaters Fuß
Zu küssen mich erkühnen,
Ich wollte fragen: wird dies Reis
Noch einmal wieder grünen?

Kannst du mich sprechen wieder rein
Wie in der Kindheit Tagen?
Kann dieser welke Dornenkranz
Noch einmal Rosen tragen?

Nicht üppige Rosen wünsch' ich mir,
Purpurne, liebesheiße —
Ach nein, ihr Stachel sticht zu tief —
Nur sanfte, lilienweiße:

Wie sie die Gruft des heiligen Franz
Umschatten, dornenlose —
Wird mir Vergebung noch zu theil,
Zu theil die weiße Rose?

Ach, oder willst du, daß auch ich
Zum Venusberge kehre,
Wie einst zum Venusberg gekehrt
Der edle Tanhusaere?



Kuno Graf Hardenberg.

Kuno Ferdinand Graf Hardenberg, geb. am 13. August 1871 zu Hardenberg bei Nörten, besuchte die Klosterschule zu Ilfeld und studierte dann in München, Lausanne, Berlin und Göttingen Rechtswissenschaft. Im Herbst 1896 bestand er das Referendarexamen zu Celle und ist nun am Kgl. Amtsgericht zu Northeim als Referendar beschäftigt.

(Die Beiträge erscheinen gleichzeitig im Göttinger Musenalmanach für 1898.)

Verliebt.

Da hock' ich am Civilproceß
Und möchte gern was lernen,
Jedoch der arg gequälte Geist
Entflieht in blaue Fernen.

Zu grauer Wolke wird die Schrift,
Die Paragraphen schwinden;
An einem fernen lieben Ort
Muß ich mich wieder finden:

Ich sitze auf der Gartenbank,
Es flimmern hell die Sterne,
Und neben mir sitzt noch etwas,
Das hab ich schrecklich gerne.

Ich höre nicht, ich sehe nicht,
Ich küsse nur ein Mündchen,
Und wünsch', daß nimmer enden mög'
Dies wundervolle Stündchen.

Auf einmal öffnet sich die Thür,
Ich fahr' aus meinen Träumen,
Die Magd bringt eine Rechnung, grient,
Und fängt an aufzuräumen.

Große Wäsche.

Heut ist der erste Frühlingstag:
Viel Wind, viel Sonnenschein,
Da steckt mein Schatz die Wäsche auf
Im Gärtchen — ganz allein.

Ich stehe hinterm Birnenbaum,
Still, daß sie mich nicht sieht,
Wenn sie mit schlanker Hand von Stamm
Zu Stamm die Leine zieht.

Bald flattern Höslein, Strumpf und Hemd
In klarer Märzenluft;
Sie trällert leis ein fragend Lied
Der Buchfink Antwort ruft.

Schon ist der große Korb geleert,
Nun geht sie hin und her
Drückt sorgsam lose Klammern fest
Da hält es mich nicht mehr:

Ich springe aus dem Hinterhalt:
„Grüß Gott, grüß Gott Marei"
Und geb pro Hemd ihr einen Kuß,
Pro Höslein aber zwei.

Von den drei Marien.

(altfranz.)

Das waren die drei Marien
Die sind, da der Tag begann,
Zum Grabe des Herrn gegangen,
Auf daß sie ihn schauten fortan.

Da sah man Maria Marthen
Und Maria Magdalan,
Und Maria Salomen,
An des Heilands Grabe stahn.

Und da sie den Herrn nicht fanden
Huben sie zu weinen an.
„Was fehlet Euch, Ihr Marien,
Wer hat Euch Übels gethan?"

Wir suchen Jesum Christum
Doch keine ihn finden kann!
„So steiget flugs auf die Höhe
Zum Ölbaumgarten hinan".

Und da sie hinaufgestiegen,
Fanden sie einen Gärtnersmann,
Der hub mit den drei Marien
Alsbald zu reden an.

Gepflanzet sind meine Reben,
Jetzt soll die Arbeit anfahn,
Das Blut von meinem Herzen,
Das sollen als Thau sie hän.

Da huben die drei Marien,
Wohl alle ein Weinen an,
Und sanken zu Boden und küßten
Die Füße dem Gärtnersmann.

Hermann Hartmann.

Hermann Gottlieb Friedrich Hartmann, geb. am 22. März 1826 zu Ankum im Osnabrück'schen als Sohn eines Arztes. Nach dem Besuch des Rats-gymnasiums in Osnabrück besuchte er in den Jahren 1845—49 die Universitäten Heidelberg, Göttingen, Würzburg, Berlin und Wien, promovierte im Jahre 1848 und wurde, nachdem er 1849 sein Staatsexamen gemacht, 1850 praktischer Arzt in **Lintorf** bei Wittlage, wo er heute noch lebt. 1873 erhielt er den Character eines Königlichen Sanitätsrathes.

Hartmann hat die Mußestunden, die sein ärztlicher Beruf ihm ließ, ganz der Erforschung der Geschichte und Kulturgeschichte seiner Heimat gewidmet und auf diesem Gebiete eine ganze Reihe hochwichtiger Werke geschaffen. („Bilder aus Westfalen" I. u. II. „Sagenschatz Westfalens", — „Das Buch von Sachsenherzog Wittekind".) Die Gestalt und das Leben des heimatlichen Nationalhelden Wittekind hat ihn ebenfalls stark beschäftigt, und, sowie er den Namen „Wittekindssänger" als Dichter führt, so führt er andererseits die Bezeichnung „der Kulturgeschichtsforscher Westfalens" mit vollem Recht.

Im Jahre 1885 gab er ein Sammelwerk: „Schatzkästlein westfälischer Dichtkunst in hoch- und plattdeutscher Sprache" heraus. Im Jahre 1862 erschienen seine „Gedichte"; 1889 erschienen diese in dritter vermehrter Aufl. unter dem Titel „Mythe und Sage".

Entnahme aus: „Mythe und Sage" und „Niedersachsen".

Jugenderinnerung.

Es gehen über die Heide
Ein hoher, edler Greis
Im schwarzen Priesterkleide;
Sein Haar ist silberweiß;

Und neben ihm ein Knabe
Mit blauem Augenpaar, —
Es wallt am leichten Stabe
Sein blondes Lockenhaar.

Es hört von alten Zeiten
So gern der rasche Knab',
Da zeiget sich von weiten
Ein hohes Hünengrab.

Sie lenken ihre Schritte
Nach einem grauen Stein,
Der auf des Grabes Mitte
Der Wächter scheint zu sein.

Die Sonne will im Scheiden
Vergolden noch den Stein
Und weit die Heide kleiden
In purpurrothen Schein.

Der Alte steht am Steine,
Der wird nun zum Altar.
Es bildet die Gemeine
Der blonde Knab' fürwahr.

Er schauet auf zum Greise,
In's fromme Angesicht;
Er sieht ihn beten leise,
Doch sprechen hört er nicht.

Der Greis ist längst gestorben,
Der Knabe — der war ich.
Die Weih' hab ich erworben,
Er segnete auch mich.

Die Eiche.

Ein Eichbaum steht am murmelnden Bach,
Ein mächtiger Waldinvalide,
Und unter seinem schirmenden Dach
Liegt klein und rußig die Schmiede.

Am Abend, wenn sich neiget der Tag,
Die zackigen Blätter erglühen,
Sobald bei kräftigem Hammerschlag
Die Funken vom Ambosse sprühen.

Und nächtig, wenn mit flammendem Gruß
Die Keile des Donnerers drohen,
Dann sieht man unter dem göttlichen Kuß
Die Eiche wonniglich lohen.

Das Hünengrab und die Midgardsschlange.

Bei der Eröffnung der Bahn Rheine-Emden.

Bei Mehringen auf der Heide
Da liegt ein Hünengrab;
Man senkte Schwert und Scheide
Dem Helden mit ins Grab,

Und hat von hohen Steinen
Ein Denkmal ihm gestellt;
Ein solches, will uns scheinen,
Verdiente wohl der Held.

Er liegt hier tausend Jahre
Und tausend noch dazu,
Der Schlachtenjubilare
In wohlverdienter Ruh.

Da plötzlich dringt ein Dröhnen
In's steinern Todtenhaus,
Ein Stampfen und ein Stöhnen,
Ein Zischen und Gebraus.

Darob erwacht der Recke,
Er greift nach Schwert und Speer,
Er wähnt, daß ihn erwecke
Ein Ruf von Wodans Heer.

Er springt hinauf behende
Und steht gerüstet da,
Dann schlägt er in die Hände,
Denn nie er solches sah:

Ein Schlangenleib von Eisen,
Ein Drachenkopf vorauf,
In dem die Feuer kreisen;
Es nimmt auf ihn den Lauf.

„Die Midgardsschlange!“ ruft er,
„Der Weltenbrand ist nah!“ —
Und einsam mit dem Steinwehr
Das Grab liegt wieder da.

Am Darnssee.

Am Darnssee rauscht und klagt es im Schilf,
Wenn nächtliche Nebel sich breiten;
Von weitem tönt es wie Rufen um Hilf,
Das drohende Flüche begleiten.

Dann schallt es wieder wie Hammerschlag
Aus des Wassers dunklen Tiefen,
Als wenn die Gesellen den ganzen Tag
Bei eiliger Arbeit verschliefen.

Das ist der Nix, der züchtigt sein Kind,
Das jammert nach einem Gespielen;
Es möchte gern weilen, wo Kinder sind,
Nur eines umarmen von vielen.

Mit rauher Faust das Eisen dann packt
Der Nix. Der schmiedende Hammer
Ertönt in immer rascherem Takt,
Dazwischen des Kindes Gejammer.

Der Wandrer hörts, ein Kreuz er schlägt;
Verstummt sind Hämmern und Klagen;
Im nahen Gehöft das Leben sich regt,
Im Osten beginnt es zu tagen.

Wittekinds Flucht und der Pferdesprung.

(Eine Wittekindssage.)

„Hengstken, spring awer,
Kriegst en Spint Haber,
Springst du nich awer,
Frätet di un mi de Rawen."

„Hengstchen, spring über'n Verhau,
Prüfe die Höhe genau.
Hinter uns jagt das Verderben,
Stürzest du, müssen wir sterben.
Hengstchen, es gilt! — Hurrah!"
Wittekinds Freunde sind nah.

Lächelnd schaut er zurück.
„Hengstchen, es war unser Glück.
Hätte der Feind uns gefangen,
Schlimm wär's uns beiden ergangen.
Aber den fränkischen Spott
Wandte der gütige Gott.

„Hengstchen, wir reiten nach Haus,
Hafer dort giebt es zum Schmaus,
Geva wird dankbar dich schmücken,
Wigbert besteigt deinen Rücken.
Hengstchen, mein trauter Genoß,
Karl hat kein solches Roß!“

Wodans Rabe.

„Krup unner, krup unner
De Welt is di gram.“

„Kriech unter, kriech unter,
Die Welt ist dir gram,“
So krächzte der Rabe,
Verstümmelt und lahm.

Der rastlos geflogen
Auf Wodans Gebot,
Er schaute jetzt sterbend
In's Abendroth.

Noch einmal ertönte
Sein trauriges Lied
Am Opferstein zuckend
Der Rabe verschied.

De Dubbelhochtied.

(Engersche Mundart.)

Wat is dat for ein wacker Wicht!
Weck runde Arms, weck fin Gesicht!
Den Myrtenkrans in't glatte Haar,
Dat is de Brud ganz openbar.

Un bi ehr steiht en jungen Fant,
De süht ehr an ganz unverwandt,
De hät so'n trües, trurig Aug,
Ein Brüdgamsstruß, den hät he auk.

Nu gaat de klocken, nu is et Tid,
De Paare stellt sick up de Sid.
Wat mott ick sehn, de junge Fant
De nimmt en aulet Wiew tor Hand!

Un bi de jungen, scheunen Brud
En scheven Kerl mit grauter Schnut!
Janhinnerk, segg, wat dat bedütt?
„Dat, lewe Herr, is Landessitt".

„De aule Kerl is dügend rik,
Dat makt de Krummen slank un glik.
Dem aulen Wiewe is dat recht,
Dat junge Fäntken was ehr Knecht".

„De jungen Lüe harrn sick lev,
Da was kein Soppen, wol ein Slef.
Nu häbt se beide Hof un Geld,
Dat is de Hauptsak in de Welt".



Otto Erich Hartleben.

Otto Erich Hartleben, wurde am 3. Juni 1864 zu Clausthal auf dem Harz geboren, besuchte das Gymnasium und bezog dann die Universität um die Rechte zu studieren. 1889 bestand er beim Kammergericht Berlin sein Referendarexamen und arbeitete dann fünfviertel Jahr als solcher zu Stolberg am Harz und Magdeburg. 1891 gab er aber diesen Beruf auf und wurde Schriftsteller. Gleichzeitig siedelte er damals nach Berlin über, wo er noch heute lebt. — Hier gehört er der Redaction der Kunstzeitschrift „Pan" an. — 1885/86 erschien Hartlebens erste Gedichtsammlung unter dem Titel: „Studententagebuch". Diesen Gedichten folgte eine Anzahl „Geschichten" und „Comödien", so „Die Serény" 1891, — „Der Frosch" (Ibsen-Parodie) 1891, — „Hanna Jagert", 1893, „Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe", 1893, „Die Erziehung zur Ehe" 1893, „Angele", 1891, „Ein Ehrenwort", 1894, „Vom Gastfreien Pastor", 1895, „Die sittliche Forderung", 1896, 1894 erschien sein bedentsames „Goethe-Brevier" (Goethes Leben in seinen Gedichten,) und 1895 gab er eine Gesamtausgabe seiner Dichtungen unter dem Titel: „Meine Verse" heraus, — eins der interessantesten Bücher der modernen Dichtung.

Entnahme aus: „Meine Verse," „Pan" und „Jugend".

1885.

Die jubelnd nie den überschäumten Becher
gehoben in der heiligen Mitternacht,
und denen nie ein dunkles Mädchenauge,
zur Sünde lockend, sprühend zugelacht —

die nie den ernsten Tand der Welt vergaßen
und freudig nie dem Strudel sich vertraut —
o sie sind klug, sie bringens weit im Leben . . .
Ich kann nicht sagen, *wie* mir davor graut!

Lied des Trotzes.

1885.

Es lebt noch eine Flamme,
es grünt noch eine Saat —
verzage nicht, noch bange:
im Anfang war die That!

Die finstern Wolken lagern
schwer auf dem greisen Land,
die welken Blätter rascheln,
was glänzt, ist Herbstestand . . .

Den Blick zum Staub gewendet,
so hasten sie dahin,
verdüstert ihre Stirnen,
dumpf und gemein ihr Sinn . . .

Doch seh ich Fäuste zittern
und Schläfen fühl ich glühn,
Zornadern seh ich schwellen,
manch Auge trotzig sprühn . . .

Es lebt noch eine Flamme,
es grünt noch eine Saat —
verzage nicht, noch bange:
im Anfang war die That!

Ein Erinnerungsblatt.

1886.

Das war der erste Lenztag dieses Jahrs!
Der Schnee zerschmolz, die Sonne leuchtete
ins Herz der Menschen wie zum ersten mal . . .

Da sind auch wir zur Stadt hinausgegangen.
Uns wunderte der Erde Wandlung nicht,
wir wußten, daß es Frühling werden würde:
Frühling! Wars denn nicht lang schon so?

Der Wald
mit seinen schwarzen, kahlen Winterästen,
die nassen Wege und das faule Laub —
traurig und häßlich war es, doch die Sonne,
die Zauberin, mit ihren warmen Armen
umfaßte sie die spröde Wintererde,
bis daß vor Glück sie lachte!

Weißt du, Ellen:
den Tag kann ich nun niemals mehr vergessen!
Ich will nicht sagen, was geschehen, was
dein Mund mir gab und sagte — wenn du einst
dies Blatt, schon gelb, in deiner Mappe findest,
auch Du wirst jenes Tages dich erinnern.
Du wirst gedenken, wie die Sonne sank,
und es in uns doch immer lichter wurde —
Du wirst gedenken, wie die Lippe schwieg,
und was das Herz, das Herz doch jubelnd sagte —
Du wirst gedenken!

Wenn ich einst mit dir
den Pfad durch diese Welt gefunden habe,
dann wollen wir vereint dem Wandrer gleich,
der einen Berg hinangeht, oft sich wendet
und einen Blick ins schöne Thal hinabwirft,
dann wollen oft wir, Arm in Arm verschränkt,
zurückschaun auf die Schönheit jener Stunde!

Ellen.

1886.

Nur eine Monatsrose war die Liebe,
die Deine Wangen färbte. — Ihr Verblühn
hab ich voll tiefen, tiefen Leids gesehn,
und meine Thränen netzten jedes Blatt,
das bald zu Boden sank und bald der Wind
verwehte. — Meinen Augen hast Du nun
den Schmuck geraubt, der ihnen wohlgethan,
und meinem Leben raubtest Du das Ziel . . .

Funkelt Dein Auge noch?

1886.

Die Du so fern bist in der großen Stadt,
Ich grüße Dich, die mein vergessen hat.

Einst hast Du meiner Tag und Nacht gedacht,
Stunden des Glücks mit mir verbracht, verlacht;

froh unter Scherzen schlossen wir den Bund —
funkelt Dein Auge noch, und lacht Dein Mund?

Gleichheit.

1886.

Gegangen bin ich über braune Haide.
Es knisterten die trocknen Haidekräuter,
die ewig gleichen, unter meinen Schritten.

Und ich verstand nicht, was sie knisterten.
Doch Todesschwermut wälzte sich auf mich,
indes die Augen müd zu Boden starrten. —

Gewandert bin ich durch die Palmenwälder.
Es rauschten laut die hohen Wipfelhäupter,
die ewig gleichen, über mir in Lüften . . .

Und da verstand ich, was die Palmen rauschten:
und Thatenfreude wogte mir im Blut,
dieweil ich stolz und frei nach oben schaute!

Wir sind die Saat!

1887.

Da stehen sie im schmutzigen, zerrissnen Rock.
Der Kot der Gasse klebt an ihrem plumpen Fuß.
Da stehen sie und starren blöden Augs dich an
und bergen beide Fäuste in den Taschen tief.
Du gabst die Stimme jenem Mann, den sie erwählt,
der ihrem Elend laute Worte leihen soll,
und ihrer Sache gabst du wohl weit größeres schon.

Nun trittst du aus dem Haus. — Sie füllen rottenweis
vor dir die Straße. Schweigend schauen sie auf dich
mit diesem stummgebornen Haß im trägen Blick. —

Dem Tiger auf der Lauer funkelt das Auge doch,
es geht ein Gluthauch vor des Löwen Rachen her —
doch dieses Volk, es lastet stumm wie der Felsenhang
ob deinem Haupt — und plötzlich löst es sich — und fällt.

Nicht was du willst, noch was du immer sinnst und denkst —
nein: was du bist, und daß du also worden bist,
das ist die Sünde, unter deren Fluch du stehst.
Du bist das Opfer und mit dir ein ganz Geschlecht. —
Furchtbares Schicksal: ohne Recht geboren sein
im Heute noch im Morgen! Ein verwelkter Wald,
der nie gegrünt! Ein Kind, im Mutterleibe siech!
Wir sind die Opfer fremder, langgehäufter Schuld . . .

Wir sind die Opfer einer fernen schönren Zeit!
Wir sind die Saat! — — O mögen goldne Aehren einst
wogend verhüllen dunkler Erde vergessenen Grund!
Mögen der rote Mohn und der Cyanen Blau
als Edelsteine leuchten aus dem Goldgeschmeid!
Dann flattern die Falter freudig in der Sonne Strahl,
und Bienen summen früchtetriefend überall!

Maria.

1887.

Sie wandelten zum Feste gen Jerusalem
und kamen in ein Dorf, das heißt Bethania.
Da war ein Weib mit Namen Martha; dieses nahm
den Herren auf und pflegte vielgeschäftig sein.
Und eine junge Schwester hatte sie, die hieß
Maria. — Da der Herr auf seinem Lager nun
am Tische ruhte, setzte sich Maria stumm
zu seinen Füßen nieder: voller Innigkeit
und Andacht lauschte seinem milden Worte sie.

Und wie sie also dasaß, sich vergaß und nur,
an seinen Lippen hangend, ihm ins Auge sah,
trat ihre Schwester, die dazwischen immerfort,
für ihren Herren treu besorgt, sich abgemüht,
sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach,
daß meine Schwester mich allein dir dienen läßt?
Ist es der Weiber Amt und eigne Sorge doch,
zu schaffen emsiglich und still des Hauses Werk:
und jene hört auf deine Worte wie ein Mann
und denket nicht, was ihr allein geziemen mag.
So sage denn, daß sie mit mir angreife nun
und, gleich wie ich, sich mühe treu in deinem Dienst! —

Doch Jesus sprach zu jener: Martha, Martha! Du
hast viele Sorg und Mühe — aber eins ist not.
Maria hat das gute Teil erwählt, das soll
ihr nicht genommen werden. Martha, glaube mir:
auch dir und deinesgleichen soll es werden einst.

Die Taube.

1887.

Es gleicht das Herz der Taube, die entsendet ward,
zu spähen, ob die Wasser sich verlaufen schon. —

In mutiger Jugendfreude flatterte sie davon
und traute: eine Welt entsteige dieser Flut.
In jedem tiefen Wogenschlage wähnte sie
zu schauen schon die langersehnte Erdenflur:
der milde, volle Mond, der Sonne reiches Gold,
mit Hoffnung färbten beide sie der Woge Schaum. —
Doch immer wieder glättete der Spiegel sich
und sah empor, ein stumpfes, blödes Auge stets;

die Taube zitterte vor diesem kalten Blick,
und schlaffer stets und müder ward der Fittiche Schwung.
Der Regen troff vom sonnenblinden Firmament,
und höher stieg das unverändert dunkle Meer.
Und höher stieg es, bis der Flügel Kraft erlahmt,
der letzte Hoffnungsblick im brechenden Auge starb:
und höher stieg es noch, als eine Beute schon,
der tote Leib der Taube auf den Wassern trieb.

Das welke Blatt.

1887.

In ihren Locken haftete ein welkes Blatt,
als ich mit ihr den alten Berg hernieder stieg
zum letzten Mal. Verstohlne Freude war es mir,
das braune Blatt im wirren braunen Haar zu sehn,
den stillen Zeugen stillgenossner, heiliger Lust,
und heimlich, glücklich lächelnd schritt ich neben ihr,
indes ein schwellend Säuseln durch die Kronen ging.

Und eh wir noch das erste Haus der Stadt erreicht,
stahl ich ihr sacht das braune Blatt vom stolzen Haupt.
Und da ich nun nach ihren lieben Augen sah,
die ehrsam schon und sittig wieder schauten drein,
hob fragend sie den Blick empor: was nahmst Du da?

Ich zeigt es schweigend. — Eine dunkle Welle Bluts
floß über ihr schamhaftes Antlitz. Aber dann
schien plötzlich sie der heißen Wünsche eingedenk —
ein jäher Blitz hingebungsschwüler, starker Glut
traf mich, es zitterten die offenen Lippen ihr,
und überwältigt bebte mir das bange Herz!

Ich faßte zuckend ihre Hand und preßte sie
an meinen Mund und küßte sie zum letzten Mal,
indes ein schwellend Säuseln durch die Kronen ging.

1888.

Wenn sich das Herz der Erde wieder löst,
und wieder weich die Flut der Winde gleitet —
aufthaut in mir ein klagendes Erinnern.

Auch mir hat einmal sich das Herz gelöst,
einmal auch mir die Seele sich geweitet —
nun ward auch das ein Schmerz, geheim im Innern.

1888.

Das war der Duft, der deinem Haar entströmt,
der mich umhüllt gleich einer Zauberwolke!
— In tiefem Sinnen saß ich still bei Nacht,
und die Gedanken sengten mir die Stirn —
da war es mir als wehte mir entgegen
ein fremder Hauch aus fern vergessenen Welten — —
Ich strecke meine Arme nach dir aus!
Das war der Duft, der deinem Haar entströmte . . .

Im Thal der Freude.

1890.

Im Thal der Freude weiß ich ein stilles Haus
am dunklen, Bergquell-rauschenden Tannenwald . . .
Es tönt mein Lied durch meine Nächte,
das mir im Traume der Quell gesungen.

— „Im Thal der Freude weiß ich ein stilles Haus . . .“
Wie hieß das Lied? — Ich sinne vergebens nur.
Fern im Gebirg, durch Felsenspalten
rieselt es heimlich — im Thal der Freude.

Tristan-Sonett.

1890.

Da nun du schlummerst, tasten Traumgestalten
an deinen Schlaf —: daß du die Hände regen,
unwillig deine Lippen mußt bewegen
und weiter ringen mit des Tags Gewalten.

Einst wirst du ruhn in schutzesstarken, kalten
Armen der Nacht: traumlos wird sich ihr Segen
auf deine wunde, welke Stirne legen —
und starr und glatt sind deines Kleides Falten.

Wenn sich, gequält, in seiner Träume Kreise
der Schläfer windet — lächelst du so weise:
es kommt der Tag und läßt sich nicht betrügen!

O lerne lächeln auch ob dieser Zeiten,
ob dieses Tages dreisten Wirklichkeiten —
es kommt die Nacht und straft sie alle Lügen!

Süß duftende Lindenblüthe.

1891.

Süß duftende Lindenblüthe
in quellender Juninacht . . .
Eine Wonne aus meinem Gemüthe
ist mir in Sinnen erwacht.

Als klänge vor meinen Ohren
leise das Lied vom Glück,
als töne, die lange verloren,
Die Jugend leise zurück . . .
— — —

Süß duftende Lindenblüthe
in quellender Juninacht . . .
Eine Wonne aus meinem Gemüthe
ist mir zu Schmerzen erwacht!

Matrei.

1893.

Es dunkelte schon im Thal. — Das Schloß am Berge stand
gespenstisch groß im gelben Abendsonnenschein.
Doch gegenüber auf dem Friedhof, der sich rings
mit weißer Mauer um die alte Kirche schloß,
ausbreitete still sich eine blaue, kühle Luft.

Und an den Gräbern gingen wir entlang. — Sie zog
den Arm aus meinem Arm. — An jedem Kreuze hing
ein rostiges Becken voller Wasser. — Und sie stieß
ein jedes Becken leise an und goß daraus
auf jedes Grab . . .

Dann sah sie mich mit einem ernsten Lächeln an
und sprach —: Die Stunde ist den armen Seelen lieb!

Im Arm der Liebe.

1893.

Im Arm der Liebe schliefen wir selig ein.
Am offnen Fenster lauschte der Sommerwind,
und unsrer Athemzüge Frieden
trug er hinaus in die helle Mondnacht. —

Und aus dem Garten tastete zagend sich
ein Rosenduft an unserer Liebe Bett
und gab uns wundervolle Träume,
Träume des Rausches — so reich an Sehnsucht!

Toscanischer Frühling.

1893.

Das Erste sei, daß man der Welt sich freue,
sich vor den andern froh empfinden lerne:
in stiller Nähe wie in bunter Ferne
das alte frisch genieße wie das neue.

Doch schaff dir auch ein Herz voll stolzer Treue,
eins in sich selbst und seinem tiefsten Kerne.
Der Freie traut durch Wolken seinem Sterne —
das Brandmal aller Sklaven ist die Reue!

Elegie.

1896.

Du meines Blutes Unruh, heimliche Liebste du,
die du verstohlen nur die dunklen Blicke schenkst,
o laß aus deinen schweren Flechten braune Nacht
um meine Sinne strömen, laß Vergessenheit
hinfluten über niegestillte Lust und Qual. —

Ich seh uns wandeln unter kahlem Winterwald,
ins Morgenrot durch streifende Lüfte ging der Weg,
wir Frohen schritten Hand in Hand und beteten stumm
und glaubten an den Frühling, als der Schnee noch lag. —
Du sollst nicht weinen — gieb mir deine liebe Hand. —

Der Frühling kam — uns beide fand er nicht vereint.!
In Sommernächten duftete süß der Lindenbaum —
wir aber durften nicht in Liebe beisammen sein. —
Nun ward es wieder Winter und es starrt der Schnee,
doch still aus Schmerzen sprießt uns wohl ein spätes Glück,
das leise webt und langsam um uns beide her.
Laß uns umhüllt von deinen braunen Haaren sein,
du meines Blutes Unruh, heimliche Liebste du.

Die Fackel.

1897.

So tauchte die Fackel empor aus tiefer, tiefer Nacht,
und meine Hand, die Linke, hielt den Fackelschaft. —
Sie trug und hielt die Flamme hoch und ließ den Sturm
zerfetzen diese Flamme, die doch nimmer starb.

Im Thale lagerte die kalte Finsterniß.
Viel scheue Augen wachten da und sahen her
zu mir, weil ich die Leuchte in der Linken trug.
Doch selber sah ich nur die Mücken in dem rothen Glanz,
die Eintagsfliegen, die sich flatternd in den Schein gedrängt —
und ahnte nicht, wie meine Fackel drunten wohl
weithin vergöttert wurde wie ein Sternenlicht.

Der Abenteurer.

1897.

Hier ist das Land. So rudert denn den Kahn zurück
und meldet den Gefährten: ich betrat mein Reich,
sie sehen mich als Fürsten wieder, oder nie. —
Was schweigt Ihr noch und zaudert? Laßt mich nun allein,
allein mit meinem guten Schwert und meinem Roß:
nun werb ich in der Fremde mir die eigne Schaar.
Lebt wohl. — Dem wandelbaren Meere kehr ich heut
den Rücken zu — mein Auge sucht die Burgen auf,
in deren Mauern sich der Feige sicher fühlt —
mein Auge sucht am Horizonte seinen Feind. —
Der Huftritt meines Rosses klingt an morsch Gebein,
an Menschenschädel — mich zu schrecken sind sie wohl
vom Schicksal auf des Reiches Schwelle ausgestreut —
zerstampfe sie, mein Schwarzer, stampfe über sie hinweg:
sie waren nicht, der ich bin — darum fielen sie.

Von reifen Früchten. —

1897.

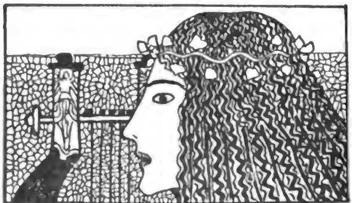
Von reifen Früchten träumt ich eine volle Nacht,
von goldigen im dunkel üppigen Gebüsch.
Am Berge war es, unter altem Mauerwerk

und Duft und Sonne glühten da in Heimlichkeit.
Von gelben Marmorschwellen rieselte müd ein Quell
und eine Nymphe lauschte dem leisen Tropfenfall
und fing die kühlen Perlen mit der offnen Hand. — —
Von reifen Früchten träumt ich die volle Nacht.

An meine Frau.

1897.

Im Lande der Thorheit küßt ich die Hände der schönen Fraun,
sie waren schmeichelnd und weiß, mit blitzenden Ringen
geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich klingenden lockenden Wort,
und eitel genoß ich oft den spielenden Uebermuth. —
Doch immer wieder irrte mein Blick ins Leere ab . . .
ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
die weich und still in ruhender Güte sich nach mir
hersehnen aus der Ferne — Deine Hände, die
allein die Wirrnis dumpfen Wollens je gebannt —
Und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
im Tode diese Hände stummen Trost verleihn.



Eduard von der Hellen.

Eduard von der Hellen, geb. am 27. October 1863 zu Wellen in Hannover, studierte, machte sein Doctorexamen und lebt z. Z. in Naumburg a. S.

Von seinen Werken seien aufgeführt: „Die Lehnwörter der neuhochdeutschen Schriftsprache," 1889; „Das rote Programm," 3. Aufl. 1892; er gab heraus: „Goethes Briefe, 1779/1786 und 1788/1803"; „Das Journal v. Tiefurt," 1892, (in Schriften der Goethegesellschaft 7); und mit F. Rögel zus. „Friedrich Nietzsches Werke," 1895.

Entnahme aus: „Jugend", „Zukunft" und Originalbeitrag.

Heimkehr.

Fremd komm' ich, auf der Reise,
Es soll kein Mensch mich sehn,
Ich will nur einmal leise
Nachts durch die Straßen gehn.

Ich will mich nur einmal betrügen,
Daß alles ein Traum nur war:
Dies ist ja die Stadt der Lügen, —
Vielleicht gelingt mir's gar!

Herbst.

Der Blätter Rauschen hör' ich wieder,
Wie sie mein Fuß zertritt und stößt,
Sie schweben leise klagend nieder,
Die Aeste sind schon halb entblößt.

So will es sich zum Winter wenden,
Jetzt, wo mein Herz nach Frühling schreit!
Die Welt erstarrt, das Blüh'n muß enden,
Und alles Leben rings verschneit.

Der Zeiten Lauf ist streng gebunden,
Nichts hemmt des Rades ew'gen Schwung:
Kein Zaubertrank läßt dich gesunden,
Kein Vorsatz macht dich wieder jung.

Hörst du den Wind? mit seinen Flügeln
Schlägt er das welke Laub vom Baum;
Noch einmal will's im See sich spiegeln
Und glaubt zu steigen, — doch das ist Traum.

Geduld!

Sonnenbrand und blaue Weiten,
Still die Luft und glatt die Fluth,
Keine Regung, kaum ein Gleiten,
Segel schlaff und matt der Muth.

Da, heran mit stolzem Höhnen
Und vorbei mit voller Kraft
Rauscht ein Dampfer: hör' ihn stöhnen,
Wie er keucht und schnaubt und pafft.

Seid gelobt, Ihr trägen Stunden, —
Künstlich Ungetüm, fahr' hin!
Dankbar hab' ich jetzt empfunden,
Daß ich nur ein Segler bin.

Nur Geduld! denn bald erschwellen
Frisch die Segel mir im Wind, —
Über schaumgekrönte Wellen
Tanz' ich wie ein Götterkind.

Drei Wünsche.

„Was wärst Du gern, wärst Du nicht, der Du bist?"
Ein altes Weib, das mir begegnete,
That unvermuthet diese Frage.
Ich blieb erstaunt am Wegesrande stehn
Und sah sie an, sie aber sprach:
„Du hast zur Antwort drei Minuten Zeit
„Und kannst drei Wünsche nacheinander nennen.
„Ists Etwas, das in meinen Kräften steht
„Und das zugleich mir wünschenswerth erscheint,
„Erfüll ichs Dir, sonst bleibst Du, der Du bist".

Nun war ich damals gar nicht ganz zufrieden
Mit meinem Zustand und bedachte schnell:
Kann dieses Weib so wunderbare Künste,
Benutze, was sich niemals wiederbeut.
Doch was, bei Gott, was wünsch' ich mir? — bei Gott?
Bei Gott, ich habs: „Ich wollt', ich wär' ein Gott".
„Herr", gab die Alte zahnlos lächelnd wieder,
„Die Götter sind vollständig aus der Mode,
„Und dann, was hülf es Dir? Gelästert werden,
„Das ist der Götter Loos! Drum rath' ich Dir,
„Zu Deinem zweiten Wunsche Dich zu wenden".

Kein Gott! was dann? Die Zeit schien fortzustürmen
Und Schnelligkeit mein dringlichstes Gebot.
„Kein Gott? nun gut, so denn: ein großer Mann!"

„Ein großer Mann? ach, daß Du siehst, wie klein
„Die Andern sind und wie erbärmlich? Herr,
„Mein guter Herr, sag' schnell den dritten Wunsch".
Ich stand verwirrt und blickte ihr ins Antlitz,
Mir Hilfe suchend, ängstlich und in Hast.
Da sa ich unten in den alten Augen
Ein Feuer, matt wie letzte Asche, glühn
Und es durchfuhr mich jäh, — ich rief:
„Ein Mädchen möcht' ich sein, ein schönes Kind,
„Das strahlend durch den Garten geht und singt,
„Dem sich die Thiere, sich die Bäume neigen,
„Dem Alles zujauchzt, weil es gar so schön!"
Da seufzte sie und sprach: „Das war auch ich,
„Mein lieber Herr, doch — ich vergaß, zu sterben".

In Thränen ging sie fort; und ich bin heute
Noch immer, der ich war.

An Arnold Böcklin

zum siebenzigsten Geburtstag.

Die Toteninsel.

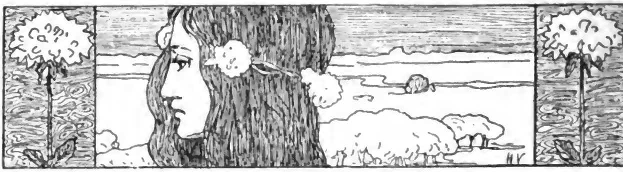
Das ist der Tod. Der Tod ist stilles Gleiten
Auf unsichtbar und leicht bewegtem Kahn,
In blauer Flut geheimnißvollen Weiten
Die Felseninsel ist das Ziel der Bahn.

Das ist der Tod. Hier wird die Welt vergessen
Im tiefsten Meer, umrauscht vom reinsten Lied,
Erhabnen Hauchs begrüßen die Cypressen
Den Kommenden, der von der Schwere schied.

Das ist der Tod. So hast Du ihn bezwungen,
Von grausem Spuk uns künstlerisch befreit,
Und hast Dir selbst die Zauberkraft errungen,
Die allen Tod zerbricht: Unsterblichkeit.

Spruch.

Ihr macht Euch das Leben mit Aber und Wenn schwer, —
Als ob man zu diesem Zwecke ein Mensch wär'!



Karl Henckell.

Karl Friedrich Henckell, geb. am 17. April 1864 zu Hannover, besuchte daselbst das Lyceum und das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, absolvierte das Gymnasium in Cassel und studierte in Berlin und Heidelberg Philologie. Von Herbst 1884—1885 genügte er in Hannover seiner Militairpflicht und ging dann Herbst 1885 nach München und Frühjahr 1886 nach Lenzburg, Kanton Aargau, in der Schweiz, und endlich, bald darauf nach Zürich, wo er, — von Reisen nach Mailand, Wien, Brüssel, u. s. w. abgesehen, — heute noch lebt. Hier hat Henckell seit einiger Zeit eine Verlagsbuchhandlung begründet (Zürich und Leipzig). Seit Frühjahr 1897 ist er mit einer Bernerin verheirathet. — Henckell ist ein äußerst fruchtbarer Dichter und ein hervorragender Vertreter moderner Dichtung. 1885 erschienen unter dem Titel: „Poetisches Scizzenbuch" seine ersten Gedichte; weitere enthielt: „Quartett", (Gedichte von Gutheil, Hartleben, Hugenberg und Henckell). 1887 folgte sein eigener Gedichtband: „Strophen", 1888 seine „Amselrufe", 1890 sein: „Diorama", 1891: „Trutznachtigall", 1892: „Aus meinem Liederbuch", 1892 gab er eine Sammlung: „Buch der Freiheit" heraus, 1894 erschien: Zwischenspiel", (Gedichte) 1897 ein Liederheft: „Arnold Böcklin gewidmet", und z. Z. bereitet der Dichter eine kritische Ausgabe seiner sämlichen Gedichte in zwei Bänden vor.

Entnahme aus: „Aus meinem Liederbuch", „Pan" und Originalbeitrag.

Zwischensommer.

Ich habe den Sommer genossen
In selbstgenügsamer Ruh,
Den roten Vorhang geschlossen,
Drängte die Sonne sich zu.

Verstohlen spielten die Strahlen
Zum blinkenden Ofenring,
Auf rosaroten Sandalen
Die Sonne durchs Zimmer ging.

So lag ich in stillender Kühle,
So lag ich in reifender Rast
Auf golddurchwobenem Pfühle
Und habe mich selber erfaßt.

Ich habe gelauscht und getrunken
Meiner Jugend wirbelnden Gischt,
Da ist es in schäumenden Funken
Noch einmal emporgezischt.

All' mein verwegenes Wollen,
All' mein messianischer Mut,
Rollen hört' ich und grollen
Die glühende Willensflut . . . .

Ich habe den Sommer genossen
In selbstgenügsamer Ruh,
Den roten Vorhang geschlossen,
Drängte die Sonne sich zu.

Nun schüttet krystallene Bläue
Der Herbst in mein off'nes Gemach,
Schwebend in eigener Treue
Schau' ich der sinkenden Sonne nach.

Meiner Mutter.

O Mutter, wäre das Leben
Wie du so gut, so schön,
Mit lichtem Mantel schweben
Wollt' ich durch Tiefen und Höh'n.

Auf meinem Haupte die Krone
Von sonnengold'nem Krystall
Säng' ich zu deinem Lohne
Lieder von silbernem Schall.

Der Menschen besänftigt Gewimmel
Lauschte in frommer Ruh,
Droben aus blauem Himmel
Nickte mir Jesus zu.

O Mutter, wäre das Leben
So schön und gut wie du —
Wir aber alle kleben
Am Staube immerzu.

Heimfahrt.

Im Nebel schlummern Thal und Flur;
Durch Sturmgebraus und Regen
Die tiefaufdonnernde Eisenspur
Saus' ich dem Morgen entgegen.
Es graut, und fahler Schein erwacht
Dort über jenen Höhen,
In's Föhrendickicht verkriecht die Nacht —
Nur weiter in Lust und in Wehen!

Stoß aus, du eherner Koloß,
Die weiße Dampfessäule,
Trag mich vorüber an Dorf und Schloß,
Vorüber in rasender Eile!
Doch wie du stampfst und wie du jagst,
Vorschleudernd deine Pranken,
Stürmischer als du stürmen magst,
Stürmen meine Gedanken.

O Heimat, Heimat, weicher Klang,
Tönst tief mir in den Ohren!
Ein Kind bin ich in meinen Drang
Und gleiche wohl armen Thoren.

Doch berg' ich auch in frommer Scheu
Mein Haupt im Mutterschooße,
Menschheit, dir bin ich zum Tode treu,
Heilige, Ewige, Große.

Heimatlieder.

I.

Bläst ein Südwind aus den Alpen,
Schwingt nach Norden seinen Flug,
Meine heimlichen Gedanken
Ziehn der eilenden Wolken Zug.

Meine heimlichen Gedanken
Fliehn zu meines Vaters Haus,
Selig ruhen dort die kranken,
Sehnsuchtkranken Sinne aus.

II.

Diese nebelgrauen Stunden
Lasten gar so schwer,
Was ich Trübes je empfunden,
Trüber drängt sich's her.

Aus der Wimper schon, der nassen,
Schleicht die Zähre fort,
Und ich bin so ganz verlassen
An dem fremden Ort.

III.

Wo ich ein stiller Knabe
An stillem Ort geträumt,
Wo ich gerungen habe,
Trotzig mich aufgebäumt —

Wo oft von Thränenfluten
Mein Kissen überfloß,
Mit heilig-scheuen Gluten
Die Liebe mich durchschoß —

Wo ich die ersten Lieder
Von Lust und Leid erdacht:
Heimat, du lockst mich wieder
Mit süßer Zaubermacht.

Trübe.

Grau liegt die Luft, der Wind fliegt bang,
Der Regen rinnt, den Wald entlang
Zieht Seufzerzug, singt Grabgesang . . .
Nun streut die Schwermuth ihre Keime
In angstgefurchte Herzen ein,
In dunkel abgetönte Reime
Verhüllt der Dichter seine Pein.
Ach, wer sein Weh zu Rythmen flicht,
Der ist noch lang der Aermste nicht;
Doch wer um Glück und Glanz betrogen
Die Stirn an Fensterscheiben preßt,
Wer grauenschwer hinabgezogen
Sich tief und tiefer treiben läßt;
Wem Kraft und Wille treu selband
In Unkraft und Verzweiflung schwand;
Wer schon zu müd, den Feind zu fassen,
Der ihn erwürgt, zum Tod gelassen
Verkohlend sich in Asche schiebt
Und nicht mehr leuchtet, nicht mehr liebt, —
Kein Klang reißt die zerstampfte Seele
Aus ihrer dumpfen Kerkerhöhle . . . .
Die Luft liegt grau, der Wind flieht bang,
Der Regen spinnt, den Wald entlang
Zieht Seufzerzug, singt Grabgesang.

Leise Klage.

Tief blutrot sinkt das Weinlaub hin,
Lichtnelken nicken scheidend,
Der Sommer zittert durch den Sinn,
Die Seele fühlt sich leidend.

Wenn sich die Seele leidend fühlt,
So mag sie leise klagen.
Der Sturm, der in die Wurzeln wühlt,
Soll er die Krone schlagen?

Durch Kron' und Wipfel schleicht es matt
Wie tief zu Tod entmuthet.
So müde bin ich wie das Blatt,
Das dort zu Boden blutet.

Matt gießt der Mond . . .

Matt gießt der Mond vom Wolkensaum
Die Wehmut in den Weltenraum;
Der Wind geht klagend vorüber,
Der Himmel wird trüb und trüber.

Der Himmel ist hoch und die Welt ist weit,
Ich bin verlassen in meinem Leid,
Ich eile die dunklen Wege,
Daß ich zur Ruh' mich lege . . . .

Wand'rer.

Brause nur, Winterwind, brause
Ueber die Berge, das Thal!
Nirgend bin ich zu Hause,
Wand're nur, wand're voll Qual.

Rosen, Syringen und Flieder,
Ach, wie so lange verblüht!
Frosthauch schüttelt die Glieder —
Bin zum Sterben so müd.

Ruhe, meine Seele!

Nicht ein Lüftchen regt sich leise,
Sanft entschlummert ruht der Hain,
Durch der Blätter dunkle Hülle
Stiehlt sich lichter Sonnenschein.

Ruhe, ruhe, meine Seele,
Deine Stürme gingen wild,
Hast getobt und hast gezittert,
Wie die Brandung, wenn sie schwillt!

Diese Zeiten sind gewaltig,
Bringen Herz und Hirn in Not —
Ruhe, ruhe meine Seele,
Und vergiß was dich bedroht!

Psalm der Freude.

Und sinken wir Alle in Todes Schooß,
Ich will nicht klagen der Menschheit Loos

Ihr seht die Spanne flüchtigen Lebens,
Ich sehe den Wandel ewigen Webens.

Ihr seht den Rauch im Winde verwehn,
Ich sehe im Regen ihn niedergehn.

Ihr seht das Blatt nur welken vom Baume,
Ich ahne die junge Knospe im Traume.

Ihr seht nur das Fleisch und verzweifelt im Rath,
Ich sehe das Feuer der ewigen That.

Ihr seht nur die Geister, ich sehe den Geist,
Der unvergänglich zum Lichte weist.

Er waltet von Anbeginne zu Ende,
Daß sich die große Erlösung vollende.

Drum, sinken die Menschen in Todes Schooß,
Ich will nicht klagen der Menschheit Loos.

Frühlingsvorwitz.

Maiwarm loht der Höhen Sonne,
Schwingen tragen mich empor;
Frühlingssonne! Frühlingswonne!
Strahlen singen mir im Ohr.

Frühlings Hauch und Küsse streifen
Schelmisch, wo das Bacheis schmolz,
Blaue Himmelsschärpen schweifen
Durch das grüne Nadelholz.

So will ich ziehn . . .

So will ich ziehn mit reinen Sinnen
Zu Seiten der besonnten Flut,
Wie diese Wellen ruhig rinnen,
Meine Seele schaukelnd ruht.

Mich schaut des Himmels milde Bläue
Wie Gottes Riesenauge an,
Und ohne Schrecken, ohne Reue
Wall' ich die verklärte Bahn . . .

Schon lag auf Erden dunkles Schweigen.

Schon lag auf Erden dunkles Schweigen,
Nur hin und wieder dumpf ein Klang,
Wenn von den fruchtbelad'nen Zweigen
Ein Apfel auf den Rasen sprang.
Vom Garten wehte feucht erquickend
Ein weicher, warmer Wind in's Haus,
Ich aber lehnte, traurig blickend,
Weit aus dem Fenster mich hinaus.

„Wozu dies Zweifeln, dies Verlangen,
Das quälend sich im Busen häuft?
Wozu dies sehnsuchtsvolle Bangen,
Das zitternd durch die Glieder läuft?"

Zum Herzen fühlt' ich's heißer wallen,
Mich übermannt' — o süße Pein! —
Der Trieb, der reizendste von allen:
Zu lieben und geliebt zu sein.

Da spürt' ich meine Kraft versagen
In Schauern und in Fieberglut:
„Ich kann's, ich kann's nicht länger tragen,
O lernt' ich nie, wie Liebe thut!"
In Thränen schien der Mond zu schimmern,
Der hinter Wolken trübe schlich,
Vor meinen Augen sah ich's flimmern,
Ich hab' geweint, — geweint um Dich.

Ostern.

Einst trug ich Kummer und Sorgen,
Die flogen davon über Nacht,
Ein leuchtender Ostermorgen
Stieg auf in blendender Pracht.

O blauende Aetherwogen,
O schwellender Wiesen Grün!
Ihr Waldguirlanden im Bogen,
Du weißaufschimmerndes Blühn!

Mein Mund will singen zum Preise
Ein Osterlied mit Macht,
Doch wortlos bleibt die Weise —
Meine Seele jubelt und lacht.

Mein Lieb dort über dem Thale,
Die purpurne Labe rinnt,
Dir neig' ich, dir weih' ich die Schale,
Du schimmerndes Osterkind!

Sehnsucht.

Auf ödem Lager werf' ich
Mich schlaflos hin und her,
Mein Herz, das stürmt vor Sehnsucht,
Stöhnend athme ich schwer.

Die frühen Vöglein zwitschern
Der Morgendämm'rung zu,
So weh, so süß, so heimlich:
„Ich und du, ich und du, ich und du".

Wenn du wüßtest mein Verlangen,
Mein Streben und Heben zu dir,
Mein Trachten und Verschmachten —
Gewiß, du kämst zu mir.

Ueber deine keuschen Glieder
Ein Schauer bräche herein,
Berauscht von Blust und Flieder
Mein köstlich Weib zu sein.

Heute in der Morgenfrühe.

Heute in der Morgenfrühe
Habe ich ein Lied gehört . . .
Vor dem Fenster sang es Einer,
Und auf einmal dacht ich deiner,
Die mich wundersam bethört.

Ach, das klang von Weh und Liebe,
Näher schwebte mir dein Bild,
Wonnereich und schmerzzerrissen
Preßt' mein Haupt ich in die Kissen,
Und im Busen gährt' es wild.

Rose der Sehnsucht.

(An Maria.)

Es schläft der Park und brodelt Mittagsträume,
Die Schwäne ziehn, verstohl'ne Lüfte säuseln.
Feuchtglänzend schimmern die Magnolienbäume,
Indeß die Pappeln silberhoch sich kräuseln.

Mich lockt vom Beet die dunkelrote Rose,
Die ihrer Schwestern hellen Kranz besiegt —
Und so bist du, wenn königlich das lose
Nachtschwarze Haar dir um die Schultern fliegt.

Müd hing mein Arm noch in der Ruhbank Rücken,
Jetzt hebt ein Wunsch ihn mit der Sehnsucht Schwingen:
Er will vom Beet die dunkle Rose pflücken
Und glühend, ach, dein schönes Haupt umschlingen.

Die Sehnsucht träumte lange.

Die Sehnsucht träumte lange
Im sanften Arm der Nacht,
Da bin in selt'nem Drange
Ich plötzlich aufgewacht.

Nur deinen süßen Namen
Gab meine Lippe kund,
Und freundlich glitt ein Amen
Aus gutem Geistermund.

Im Grase.

Drunten im Grase da lieg ich versteckt —
Ob mich mein lustiges Liebchen entdeckt?

Ueber Kopf mir schaukeln die Farren,
Meine Augen in's Blaue starren.

Rosa Wölkchen fragen still,
Ob die Seele wandern will.

Wandern weit und sich entfernen
Zu den Sphären, zu den Sternen?

In des Weltalls Nebelraum?
Flatt're, flatt're, ferner Flaum!

Liebchen knistert schon im Busch,
Springt und duckt sich, husch, husch, husch!

Warmer Kuß und süße Beeren —
Was mich da die Welten scheeren?

Meine Geliebte hüpft über die Berge.

Meine Geliebte hüpft über die Berge,
Siehe! sie springt wie das flüchtige Wild.
Zart wie Westhauch streift sie die Gräser,
Leichthinschwebender Anmuth Bild.

Ihre kurzen lichtbraunen Locken
Küßt der zärtlich neckende Wind,
Ihres Kleides blauleuchtende Schärpe
Flattert froh dem fröhlichen Kind.

Meine Augen fliegen geschäftig
Ueber das sonnenhelle Gefild —
Meine Geliebte hüpft über die Berge,
Siehe! sie springt wie das flüchtige Wild.

Maien-Opfer.

Die Rechte hebt den Maienwein,
Narzisse in der Linken!
Ich will ein frommer Zecher sein
Und gottesfürchtig trinken.

Wie schön leucht't mir der Morgenstern
Der lieblichen Narzisse!
Ich flehe opferfroh zum Herrn
Um Liebchens Erstlingsküsse.

Für solchen Trank ich solchen Lohn
Zu fordern mich erdreiste —
Lob sei dem Vater und dem Sohn
Sowie dem heil'gen Geiste!

Die ich gesucht ....

Die ich gesucht im Nebel, ward enthüllt,
Du bist die Sonne, die das Herz mir füllt.
O steig empor und bleibe lächelnd stehn,
Du darfst mir niemals, niemals untergehn!

Es ist ein Glück . . .

Es ist ein Glück, wie roter Mohn und Aehren,
So farbenglühend, schwer geneigt,
Das Schicksal kann mir Schön'res nicht gewähren,
Die Seele schwillt, die Lippe schweigt.

Es ist ein Glück dem Strauß gleich, den Du pflücktest
Bei unserm Abendgang auf freiem Feld . . . .
Mein Auge trank Dich, während Du Dich bücktest,
Zum Wonnetrunk ward mir die weite Welt.

Lenzburg, Aug. 1896.

Mirza Schaffy ist gestorben.

Mirza Schaffy ist gestorben,
Und die — „Meister" geh'n dahin,
Die den Lorbeerkranz erworben
Mit dem leichten Flunkersinn.
Schwerer ist die Kunst geworden
Und gewichtiger das Lied,
Das in dringenden Akkorden
Durch des Volkes Seele zieht.
Drohend flammt es von den Essen,
Derb zum Hammer fällt es ein,
Verse tändelnder Tscherkessen
Werden schnell vergessen sein.
Nicht um Perserpüppchen ranken,
Nicht mit Salböl sind getränkt
Die befreienden Gedanken,
Die die Welt dem Dichter schenkt.

Weh dem Flüchtling! Ueberwinden
Im Gesang die Qual der Zeit,
Neues Bild des Lebens finden,
Wahre Künstlerfruchtbarkeit!
Unverhätschelt unverdorben
Schafft der Kunstgenossen Sinn —
Mirza Schaffy ist gestorben,
Und die — „Meister“ gehn dahin.

Blindenklage.

Wenn ich dich frage, dem das Leben blüht,
O sag mir, sage, wie das Mohnfeld glüht!
Das rote Mohnfeld, wie es jauchzt und lacht . . .
Tot ist mein Pfad und ewig meine Nacht.
Wohl manch ein Unglück schlägt den Menschen schwer,
Wer soviel trägt, kennt keinen Jammer mehr.
Die sonnenhellen Fluren wankt er blind
Und tappt nach Spuren, die verschüttet sind.
Ich träume Sonnen, strecke weit die Hand,
Ich möchte greifen durch die dunkle Wand,
Ich möchte fassen durch der Schatten Schicht
In roten Mohn und strahlengold'nes Licht.
Aus alten Zeiten lockt ein Schimmer nach,
Im toten Auge blieb die Sehnsucht wach,
Und wissend von der Herrlichkeit des Lichts,
So ganz enterbt, geh' ich durch Nacht und Nichts.
Ich weiß von Gott und seinen dunklen Wegen,
Tot ist mein Fluch, und tot ist auch mein Segen.

Ein Bündel Erika für Liliencron.

(Begleitschreiben.)

Ein volles frisches Bündel Erika
Dir, Haideprinz der Poesie, hurrah!
Die rote Haide deiner Heimatweiten,
Die süße Weide deiner Einsamkeiten
Soll Wonne dir und Sehnsuchtsduft bereiten.
Du Honigbiene deutscher Dichtung du!
Im Schweizeraargau haben wir gepflückt,
Was eines Niedersachsen Herz entzückt.
Frischrot, jungblühend hat's uns angelacht,
Wir haben gleich dabei an dich gedacht
Und selig ausgerauft mit beiden Händen,
Was wir dem Liliencron nach München senden.
Ein Büschel Dank für soviel Hochgenuß,
Süßsaftig wie der Liebe Sommerkuß,
Wenn wir im Tannenwalde tiefverschwiegen
Naturberauscht uns in den Armen liegen.
O köstlich, köstlich schmeckt dein Dichtertrank,
Dich schlürfe, wem das Herz im Leibe krank!
Weß Seele vom Gespenst der Zeit geschunden,
Wem seine Schwinge tropft von Blut und Wunden,
Er schlürfe dich, zum Leben zu gesunden.
Dein Vers ist Saft und Fülle der Natur,
Schmuck blüht dein Lied wie rote Haideflur.
Ein sich'rer Spürhund dichterischen Wildes,
Folgst du der Fährte kecken Lebensbildes,
Und was du packst zu Prosen und Kantaten,
Giebt deutscher Dichtung Sonn- und Festtagsbraten.

Mein Lieb und ich, von wildem Wein umquollen,
Den Dank der Schmauser müssen wir dir zollen,
Dir, Haideprinz der Poesie, hurrah,
Dies volle, frische Bündel Erika!

Zukunftsblüthe.

Ich weiß eine purpurne Blüthe,
Die auf Wellen der Zukunft sich wiegt,
Das ist die rein menschliche Güte,
Die Jammer und Elend besiegt.

Aus köstlichen Kelchen flimmern
Die Fäden der weltlichen Lust,
Die frischen Blätter schimmern
Auf silberner Fluthenbrust.

Schaummöven der Freiheit schwingen
Und kreisen glanzerhellt,
Fern in der Tiefe verklingen
Die Klagen der sinkenden Welt.

Weltsturm.

Die Kiefern sausen, hocheinsam ragt
Zu schwarzblauen Wolken die Föhre,
Ueber die Felder der Sturmwind jagt —
Welch' wiehernde Weltenchöre!

Er schnaubt und athmet Sphärenluft,
Seine Flügel schleudern und schwirren.
Des Schüttelhengstes Prärieenbrust
Kann Zügel, kann Gurt nicht umschirren.

Dicht über die keuchende Flanke geschmiegt,
Ergreif ich die schweifende Mähne,
Um meine Wangen Weltwonne fliegt,
Fort leckt sie die rinnende Thräne.

„Moderne Barbaren“.

Wir sind die „modernen Barbaren“,
Wir rücken Mann für Mann
In unüberwindlichen Schaaren,
In schwellenden Schaaren heran.
Wir kommen mit Hammer und Meißel,
Wir kommen mit Letter und Buch
Wider der Menschheit Geißel,
Wider den goldenen Fluch.

Wir sind die „modernen Vandalen“,
Wir wandeln wuchtig und schwer
In eisenbeschlag'nen Sandalen
Die Pfade der Zukunft daher.
Wir schreiten mit dröhnendem Schritte
Durch die schwankenden Thore der Zeit
Wir wandeln Ordnung und Sitte,
Gesetz und Gerechtigkeit.

Wo wir kommen, zischen die Wogen
Einer untergehenden Welt,
Wo wir kommen, werden im Bogen
Die Himmel des Lebens erhellt.
Es zittert und seufzt durch die Weiten
Der verwahrlost öden Kultur,
Es donnert und blitzt wo wir schreiten,
Und Befruchtung dampft unsre Spur.

Wir sind die Vandalen der Milde,
Wir sind die Barbaren des Rechts
Wir führen die Freiheit im Schilde,
Die Freiheit des Menschengeschlechts.
Wir sind die „modernen Barbaren" —
Moderne Barbaren? O nein!
Wir wollen die roten Husaren,
Husaren der Menschheit sein.

Trutznachtigall.

Mein Lied ist kurz, mein Lied ist knapp,
Ich reite keinen Hundetrab.
Mit scharfen Sporen flott ans Ziel,
Das ist der neue Dichterstil.
Nicht athemlos, nur Schneid im Takt,
Das packt.

Das liebt der Menschheit tapfrer Geist,
Was vorwärts wogt, was vorwärts reißt.
Die Weltwehschwalbe klagt so müd,
Weltwonnenachtigall erglüht.
Schwillt Lebensliebe breit die Brust,
O Lust!

Wo zähes Elend Lust zerstört,
Schmettr' ich und schluchz' ich qualempört,
Wo feige Dummheit Freude knickt,
Flöt' ich mein Wecklied spottgespickt.
Der Schönheit rollt mein Klang zu Schutz
Und Trutz.

Wo Einer wund von Kampf und Pein,
Trostnachtigall, da tröste fein!
Frisch wie der Thau gen Morgen quillt,
O spende Balsam rein und mild!
Wirf Perlen in der Menschheit Schooß,
Schlag los!

Kunst-Proletarier.

Ob ich ein Dichter bin, ich weiß es nicht,
Kein Schwärmerrausch umnebelt meine Seele.
Was mich bewegt, quillt zitternd aus der Kehle,
Was mich durchläutert, läutert mein Gedicht.

Mir ist die Melodie der Leidenschaft,
Der Rhythmus ringender Natur verbunden,
In Lieder tauch' ich Wonnen gern und Wunden,
In Bilder hauch' ich warme Lebenskraft.

Der mich „Poet von Volkes Gnaden" heißt,
Was meinst du, Freund, mit dieses „Volkes Gnaden"?
Gewandelt bin ich auf der Dichtung Pfaden,
Als noch in Windeln lag mein Werdegeist.

Dem Unrecht hab' ich schon ins Ohr geklirrt,
Als mir dies „Volk" noch eine fremde Masse,
Drum hat mein Lied, mein eig'nes Lied, auch Rasse,
Drum spritzt mein Blut, wenn roh die Knute schwirrt.

Weil mein Gefühl sich blutend aufgebäumt,
Wo die Gewalt der Lüge gräßlich wüthet,
Weil ich das Feuer der Vernunft gehütet,
Wo Selbstsucht feig und schläfrig fortgeträumt:

Weil mich der Wahrheit Lust und Lieblichkeit
Gelockt mit ihr durch Dick und Dünn zu brechen,
Zu kränzen sie, die Schwert und Dornen stechen,
Weil freie Menschheit nur mich selbst befreit:

Drum schritt ich lächelnd aus dem Todessaal,
Wo sich die Geister der Vergang'nen morden,
Und Proletarier aus eig'ner Wahl
Bin ich im Reich der deutschen Kunst geworden.

Aus „Glühende Gipfel, Maifestspiel."

(Der Dichter.)

Ich bin ein deutscher Sozialist,
Von einem neuen Geist entbrannt.
Die Welt, die keine Grenze mißt,
Die Menschheit ist mein Vaterland.
Das Banner rauscht ob meinem Haupt,
Vom Sturm gebauscht, von Gluth umlaubt.

Durch ferne Völker dampft mein Pflug,
Zerreißt die Kruste zäher Noth,
Der Wahrheit folgt mein Furchenzug,
Der Freiheit Samen regnet roth.
Und länderweit keimt auf die Saat
Der neuen Zeit, die glorreich naht.

Wer fühlt die volle Leidensqual,
Die durch den Leib der Menschheit bebt?
Dich grüß' ich Menschheitsideal,
Das meinen morschen Muth erhebt.
Verzweifelnd lag ich lebensmüd,
Nun scheint der Tag, die Sonne glüht.

O Wonne, die des Kämpfers harrt,
Wenn sich sein Sehnen tief erfüllt,
Aus nebelgrauer Gegenwart
Die gold'ne Zukunft sich enthüllt,
Und feierlich die junge Welt
Auf Rosen sich umschlungen hält!



Otto Hotzen.

Otto Hotzen, geb. am 17. Oktober 1830 zu Grohnde an der Weser, studierte Medizin und lebt seit Jahren als Arzt in Bremen. Von seinen Dichter-Werken sei hier genannt: „Jung Wichmann, der Kreuzfahrer". Bremen, bei Schünemann. Entnahme aus: „Neue Bremer Beiträge" und aus „Niedersachsen".

De Behr.

To Veeren*) vertellt se ut ohler Tid her
En nüdlichet Stückschen vun'n Stellichter Behr**):
Mit den kunn'n nix warn, nich in God, nich in Quad,
He rowte de Börgers up Strom un up Strat,
He lacht över Kaiser un Pabst sin Befehl,
Un scheert sick den Dövel um Höll un sin Seel.

Ins wull he'n Slott un en Thoren darto
— „Dar sitt ick vor Rotten und Müsen in Roh" —
Un hür't sick den künnigsten Meister darför,
De in düdeschen Lannen dunn utfinnig wör;
De bugt ok mit Iwer un Flit un Geschick —
Da grifflacht de Behr: „Töv, din Geld behol ick."

*) Verden a. d. Aller.

**) Stellichte unweit Walsrode ist seit unvordenklicher Zeit ein Edelsitz des alten lüneburgisch-verdenschen Adelsgeschlechts der Herren von Behr; ein Ahnherr des Geschlechts, das in verschiedenen Zweigen auch in Kurland und Vorpommern (Gräfliche Linie von Behr-Negendanck) blüht, kehrte urkundlich schon mit Heinrich dem Löwen aus der englischen Verbannung zurück. Obige Sage, die noch im Volksmunde lebt, wird mit dem Namen eines Diedrich von Behr in Verbindung gebracht, dessen Grabstein noch in der Kirche zu Stellichte gezeigt wird.

Un as't nu farig, dar sprok he mit List:
„So'n Meister is nahrens als Du een büst,
So'n Thoren, so hoch un fast un so dick
Hät Näm's in'n Römischen Rike as ik.
Nu stig mal herup up de bündelste Spitz,
Denn seh ick wo lütt dar en Minsch von hier is."

Dar steeg de gans stolt herupper in Il,
Doch kum up den Knoop, da steek em de Pil
All twüschen de Schullern wie'n gläunigen Stral,
Upschree he un küselt in'n Starben hendal,
Da brook em de Behr ut de blödigen Hand
Den Slätel vunt Slott, den he wahrte as Pand.

Ins fungen se awerst den gruglichen Gast:
„An den Galgen, Du Patron, dar weih vun de Mast"!
„Denn bidd' ik Jo, Herrns, in demödigsten Mod,
Verlöst, dat as Ridder ick ride ton Dod,
Un drog mi de Mähr bet na'n Heben hennan,
Denn ri se von Jo, wer se mag un wer kann".

Dunn holln se'n Rad un da sä'n se: „Man to!
Süs finnt ja de Sünner int Graw keen Roh" —
Doch kum noch verspörte den Herren de Mähr,
Da swung se sick öwer de Köpp un dat Wehr;
Utwischt he un lacht jem in't apene Mul:
„Adjüs ok, Ji Schopsköpp! Dar seet mal 'ne Ul!"

Doch öwer 'n Johr, ut was de Geschicht,
Da greepen se em wedder mit Freidengeschricht,
Un hebben de Sak nu nich lang unnersocht
Un den Röwer man gau up den Richtplatz henbrocht,
De Arms mit Gewalt up den Puckel versnört
Un seeker un straaks unnern Galgen henfört.

Un as se em türten dat Tau um't Genick,
Da stürt he de Keerls mit'n eenßigen Blick,
Keek öwer de Schuller un bröllte mit Macht
Na achter: „Ji Takeltüg sünd mi veracht!
Ick reek mi to Eer'n Jo'n Galgen un Rad
Un spige up Deern un floite Jo wat."

Trina.

Ick bün all old, doch kann ick't nich vergeten,
Un wenn ok ganße veertig Johr vergahn sünd,
Doch kann mi dat noch manchmal överkamen,
Wenn ick alleene sitt und denk an nix,
As wenn ganß klor in't Ohr ehr Lachen klüng,
Dat ick mi heel verjogen möt, as seeg ick
Vor minen Ogen, wo se swewt un danßt.
Denn dat möt sin, in minen ganßen Lewen
Hebb' ick so'n lustig un unschüllig Lachen
Nich wedder hört. Se was min eenßig Swester,
Un wat for'n Deern! so drall un grall as 'n Popp'.
So flink un reselvirt — wat schall ick seggen? —
Wenn ick so'n lütjen Wippsteert seih, denn kummt
Se mi mit all ehr Gauheit in Gedanken.
Un wat for'n fin Gesicht! un wat for'n Schelm
Up Stunn's ut ehren Ogen lüchten kunn!
Man eenen Fehler harr se, dat wör schad:
Se was in allen Deel'n en beten hitzig
Un ganß abscheulich iwrig up ehr Ehr.

Erst as se ut de Schole kamen was,
Gung se in Deenst bi Stuckensmedt to Bücken;
Dat was en Böttker un en goden Mann.
Se namm ok an un kunn bald mehr verdeenen,
Dunn kem se na de Hey' bi Kopmann Tiensch.

In'n Winter was't von dree- up veerunveertig,
Da full en bannig Hucken Snee, de Küll
Holl lange an un erst um Ostertid —
Ick deente grad bi't Volk un keem to't Fest
Up Urlöf von Hannover, un bi Neenborg
Kunn'n wi man knappe över de Werser kamen —
Fung't mit de Gewald to dauen an, dat fortens
Dat Water steeg un ok up wecke Stä'n
Över de Winterdike störrte un bi Hingst
En ganz gefährlich groten Dikbrok was. —
Se leet de Olen seggen, dat se keem,
Se harr so'n Dag'er twee Verlöf up't Fest
Un wull'n tweeten Festdag mit mi danßen.

Se kamm man nich. — Wat Tienschen sine Fru was,
Wull backen up dat Fest un schickt min' Trina
So um de Schummertid na Tönjes 'nöber.
Bi Tönjes slogen sik benah de Wiwer
Um Eier, Botter, Mehl un wat se sunsten
For ehren Koken bruktén, un de Oll'
Mit sinen Jung harr alle Hänne vull.
Da kummt denn Trina-Swester ok anwippt
Un will for ehre Herrschaft Eier köpen.
Un as se nu bi'n Tresen steit un lurt,
Da makt de Keerl up eenmal so'n Geschricht:
Dar harr en Gröschen legen just vor ehr,
Un kum harr he den Puckel ummewendt,
So wör de Gröschen reineweg verswunnen,
Se möst dat weeten, wo de blewen wör. —

Erst was se'n beten still un ganß verstürzt,
Dunn aber funn se Wör un wurd nu patzig:
Se harr up sine Gröschens nich to passen,
Se wör keen Deef un harr ehr Ehr as Jedder,
Un wenn he noch en Woord sä, wull se klagen. —

Da greep ehr so'n old verfluchtig Wif —
Wenn Satan de nich lang bi'n Halse hett,
Is keen Gerechtigkeit in'n Heben mehr —
De greep ehr sachtens in ehr Klедertasch
Un langt sik richtig ok en Gröschen rut.
Dat gaff nu 'n Larm un Lachen un Spetakel,
De Wiwer schreen, de arme Deeren ween:
Se wör unschüllig un dat wör ehr Gröschen.
Wat hulp ehr dat? „Min Gröschen is't", reep Tönjes,
„Ick sall di wedder Gröschens musen lehren!"
Un damit schubste he se ut de Dör
Un reep ehr nah: „Kumm Du mi man mal wedder!
Se hürt de Wiwerbanne luthals lachen
Un was mit Schimp un Schanne uppe Strat —
Hett ok so'ne arme Deeren wull 'ne Ehr? —

Nich wit af inne Dickstrat wahn 'n Sadler,
De Fru stunn inne Husdör so nach Fierabend
Un keek en beeten uppe Strat, da keem
De Deeren anschaten, ganß as ahneweeten,
De Oogen rullten wild in'n Kopp, de Hoor
Terreten un verßußt ehr in't Gesicht.
So keem se anstörrt, stött de Sadlersfru
Anne Sit un unselt verlaren vor sik hen:
„Min Ehr, min Ehr! un slank na Achterdör,
Herut in'n Hoff — de Fru ehr swinne nah,
Se was sik ok nix Godes to vermoden. —

De Sadler harr so'n lütgen Gaarn na achter,
De grad bet an de Kajenmur heranstött,
Dar se hendör, sprung up de side Mur
Un denn mit eenen willen Satz int Water. —
De Strom harr grade bi dat hoge Water
En höllschen Schuß, dat rullt un wagt un strudelt,
Un as de Sadlersfru tor Mur henkamm,

Was von min Trina keene Spur to seihn,
Nich dot, nich lewig is se wedderfunnen.

Un düt was noch nich schein, da funn de Lehrjung
Den Gröschen vor den Tresen uppe Dehl,
Den Tönjes mit sin Tuten un Packetern
Woll sülvst vun Tresen runner schawen harr.
Se sä'n, de Sak harr em barbarisch angreepen,
He harr benah sik wat darüm in'n Kopp sett. —
Wat hulp de Deeren dat? — nun was't to lat —
Dat Lewen harr he doch up sine Seel. —

Dietrich von Bern.

So schwül, so schwarz und so schwer die Nacht —
Der Sturmwind pocht an das Thor mit Macht;
Von Bern Herr Dieterich liegt auf den Tod,
Ihr Heiligen, helft ihm in letzter Not!
Er röchelt und kämpft und er atmet so schwer,
Die Kleriker beten und singen umher.
„Fort, blutiger Schatten! — was willst du von mir?“ —
Den bannt kein Hymnus, beschwört kein Brevier.
Sie psalmodieren ihr »Kyrie-eleis«;
„Unkräftiger Zauber!“ — es fröstelt ihn leis —
Die Wage erklingt — Herr Dieterich zagt,
Ob Himmel, ob Hölle, das wird hier gefragt — —

Da scharrt und wiehert's so leis am Thor,
Herr Dieterich fährt vom Lager empor:
„Willkommen, du Bote aus nordischem Land;
Du wurdest mir vom Urahnen gesandt;
Was Himmel! was Hölle! Fort trag mich, mein Roß!
Und, Schatten des Feindes, sei du mir Genoß!

Da winkt uns am Tische der Götter die Bank,
Und winkt in dem Saale unendlicher Trank,
Der irdischen Haders Vergessen uns schafft,
Da freun wir uns heldischer Thaten und Kraft.“ —

Und er springt auf den Rappen so jugendlich frei
Und steigt wie der königlich schwebende Weih
In die Nacht, in den Sturm, in die Wolken hinauf,
Da empfängt ihn von Geistern ein wogender Hauf,
Da grüßen die Stolzen mit freudigem Blick
Und geleiten den Enkel, den Größten, zurück
Zum Lande der Väter mit jauchzendem Ruf,
Zum Land, das Allvater für Helden erschuf. —

Hermann Kleinschmidt.

Hermann Kleinschmidt, geb. am 24. Dec. 1865 in Hannover, als Kaufmannssohn, bestand das Abiturientenexamen Ostern 1885 auf dem dortigen Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, studierte in Tübingen, Berlin, Erlangen und Göttingen Theologie, wurde 1891 Pfarrvicar in Linden, ist seit 1892 luth. Pastor sec. in Herzberg a. H. Er veröffentlichte: „Chronik von Herzberg, Sieber und Lonau" 1894; „Im Licht", Gedichte 1897; (Halle, Mühlmanns Verlag,) und Gedichte in Zeitschriften.

Kleinschmidt ist Herausgeber des „Hannoverschen Kirchenblattes".

Entnahme aus „Im Licht" und Originalbeiträge.

Im Gebirge.

Nun hat sich dem Blicke die Welt entrollt.
Es drängen sich ringsum Kuppen um Kuppen.
Die Sonne verstreut ihr rotes Gold
Freigiebig über die Waldesgruppen.
Es fliegt hinauf an Stamm und Zweig,
Es hängt sich schimmernd in den Strauch,
Es gleitet hernieder auf Weg und Steig,
Und in der Lache glüht es auch.

Blick auf, es schwebt mit weitem Gespann
Die Weihe unter den Wolkenstreifen.
Es schallt hernieder dann und wann
Ein scharfes wohlbekanntes Pfeifen.
Die Vöglein halten sich versteckt,
Der Häher nur verläßt den Horst
Und streift, zur Beutelust geweckt,
Mit Schreien durch den Tannenforst.

Es fällt ein Schuß — und der Wiederhall
Erbraust durch die mächtigen Bergeshänge.
Da — noch ein Knall und ein neuer Knall,
Und in einander rauschen die Klänge.
Es knackt das Holz — ein Keiler drängt
Sich schnaufend durch den dichten Tann; —
Er steht, er lauscht, und mühsam sprengt
Das schwarze Borstenvieh bergan.

Nun wird es so still, und nur von fern
Hör' ich das Bächlein klingen und singen,
Am Himmel versucht es der erste Stern
Noch zögernd, uns sein Licht zu bringen.
Hinab, hinab! Nach Haus und Heerd!
Doch frohen Mutes und erquickt!
Mein Harz, wie bist du mir so wert,
Ich habe dir ins Herz geblickt!

Nach dem Wetter.

So matt der Sinn, so matt die Glieder —
Da brach das Wetter jäh herein
Und gab uns neues Leben wieder
In seinem grauenvollen Schein.
Es rief der Herr, die Wasser flossen
Und brandeten um das Gestein
In vielen tausend Bächen gossen
Sie sich ins weite Thal hinein.

Nun sind die Wolken schon verflogen,
Und des Gewitters Balsamduft
Wird wonnedurstig eingesogen
Als neugeschenkte Himmelsluft.

Es wallt der Nebel auf den Fichten
Und eine unsichtbare Hand
Zieht seine schneeig weißen Schichten
Als Schleier um die finstre Wand.

Die Sonne malt in schnellen Farben
Den Bogen auf die Nebelflut,
Und seine bunten Feuergarben
Vertiefen sich zu dunkler Glut.
Verzaubert sind die Fichtenstämme,
Verwandelt ist die junge Flur,
Und über hohe Bergeskämme
Zieht Gottes Bogen so die Spur.

Mit seinem Glanz, dem wundersamen,
Ist nun der Bogen voll entflammt
Und schmückt die Welt mit einem Rahmen,
Der einer andern Welt entstammt,
Und zeigt dem zagenden Geschlechte,
Das unter Sorgenlast erschlafft,
In seinem täglichen Gefechte,
Den Himmel in der ew'gen Kraft.

Frau Lisbeth.

(Im Volkston.)

Frau Lisbeth saß und spann und spann,
Und der Sturmwind pfiff, und der Regen rann.

Sie starrte so oft in den düstern Tag
Und lauschte der Wogen gewaltigem Schlag.

Wie wars im Herzen ihr so bang!
Wie ward ihr Stunde um Stunde so lang!

Die Turmuhr kündete Mitternacht.
Frau Lisbeth hat nicht an das Schlafen gedacht.

Doch der Sitz vor dem Fenster am Rocken war leer,
Denn so ruhig spinnen — sie konnt' es nicht mehr.

Sie sank in quälendem Weh aufs Knie
Und rang die Hände und schluchzte und schrie:

„O laß dich erbitten, und hilf mir in Huld,
Nur so nicht bestrafe die dräuende Schuld.

Wohl muß ichs gestehen in Schande und Scham:
Ich floh mit dem Manne den Eltern zum Gram.

Doch es ist nun geschehn, und mein einziges Glück
Ist er nur. O halt ihn nicht länger zurück!

O hemme des Sturmwinds rasende Wut,
O stille die schäumende, tosende Flut!"

Sie betete lange, die Nacht verfloß.
Doch der Sturmwind brauste, der Regen goß;

Und in das Windesgebrause drang
Verworrener Stimmen gedämpfter Klang.

Da hob sie ihr Antlitz von Thränen noch naß,
Ihr Bitten verstummte, sie wurde so blaß,

Sie lehnte sich matt an die betterne Wand
Und zerrte am Kleide mit zuckender Hand.

Der Stimme Getöse schwoll mehr und mehr.
Wen tragen die Fischer vom Strande daher?

Vor Lisbeths Hause — da hielten sie an:
Wir bringen dir heim deinen toten Mann.

Sie schrak nicht zusammen, sie weinte auch nicht,
Sie starrte dem Leichnam ins Angesicht.

Sie starrte so seltsam, so wirr und so still —
Und der Haufe erschrak, und der Wind pfiff schrill.

Lied der Blinden.

Ich weiß nicht, wie die Blumen blühen,
Wie sich das Veilchen scheu versteckt,
Wie all die duft'gen Rosen glühen,
Und wie der Lenz den Flieder weckt.

Ich weiß nicht, wie die Wogen schäumen,
Und wie am fernen Horizont
Im Golde sich die Wolken säumen,
Wenn sie das letzte Leuchten sonnt.

Ich weiß nicht, wie die Jahreszeiten
Mit Grün und Braun und weißem Kleid
Im Wechsel stets vorübergleiten —
Mir ist es dunkel alle Zeit.

Ich weiß nicht, wie die Augen sprechen
Von Glück und Weh — so heiß — so lind —
Wie sie geloben, hoffen, brechen —
Ich weiß es nicht, ich bin ja blind.

Doch Eines ist mir mitgegeben:
Ich seh ein unsichtbares Licht.
Der Meister führt mich einst ins Leben,
Wenn mir mein dunkles Auge bricht.

Der Balksee.

(Hannoversche Sage.)

Ach geh am Balksee nicht vorbei,
Sonst hörst du, Kind, den dumpfen Schrei.
In dunkler Wasser Wut und Graus
Ist dort versunken manches Haus;
Ein Dorf, erquickt vom klarsten Born
Und üppig reich an goldnem Korn,
Bewohnt von stolzer Bauernschaft,
Von Sachsen voller Trotz und Kraft.
Es wuchs ihr Mut zum Übermut;
Sie suchten Krieg und schlugen gut,
Und jedes Siegs ward hundertmal
Gedacht beim schäumenden Pokal.
Jedoch das Gotteshaus ward leer,
Mit jedem Sonntag mehr und mehr,
Und, wenn das Vesperglöckchen klang,
Kein Beten mehr nach oben drang.
Das Wirtshaus ist der Tempel jetzt,
Wo man die müde Seele letzt,
Der Wirt ist Küster und Vikar
Und reicht den Seelen Speise dar.
Zwar hört man nichts aus Gottes Buch,
Doch manchen wilden Sang und Fluch;
Zwar wird nichts Heiliges vollbracht,
Doch spielt man Karten bis zur Nacht.
Verluste wechseln mit Gewinn,
Die Thaler rollen her und hin.
Da schleicht ein Fremder sich ins Haus,
Sieht abgehärmt und kläglich aus.
Er friert in seinem dünnen Rock
Und schleppt sich mühsam fort am Stock.

Die Sorge hat das Haar gebleicht,
Das wallend bis zum Nacken reicht.
Er hebt mit leiser Stimme an
Und fragt, ob man ihm helfen kann.
Da springt der Wirt im Zorn empor:
Du Lump, hinaus aus Thür und Thor!
War je ein Bettler so bethört,
Das er die Herrn beim Spiele stört? —
Der Bettler bebt, wird blaß und rot:
„Ich übersah's in meiner Not.
Verzeiht mein unbedachtes Wort,
Doch schickt mich nicht so hungrig fort!“
Was? Brot? Doch zahlen kannst du nicht —
Verdien' es erst, du träger Wicht. —
Er stößt ihn in die finstre Nacht,
Die Schar am Spieltisch höhnt und lacht.
Er stößt ins Wetter ihn hinaus;
Es heult ein Regenwind ums Haus.
Der Regen tropft, der Regen fließt,
Der Regen strömt, der Regen gießt.
Und wie's an allen Enden quillt,
Und wie der Bach im Dorfe schwillt!
Und immer stärker rauscht die Flut,
Und immer höher steigt die Wut.
Nun springt empor ein mächt'ger Strahl,
Nun dringt das Wasser bis zum Saal,
Nun brichts gewaltsam durch das Thor
Und schreckt die rohe Schar empor.
Die Treppe flüchtet sie hinauf —
Das Wasser nimmt den gleichen Lauf.
Verzweifelt klettert sie aufs Dach,
Das Wasser strömt den Flücht'gen nach
Und wird zum Strom und wird zum Meer,
Und machtvoll stürmt der Wind daher.
Er rüttelt an den Fenster rauh,

Er schüttelt Balken, Dach und Bau,
Er stürzt die Schreienden vom Brett
In Wellendrang, ins Todesbett.
So ist versunken Land und Haus
Im Strafgericht, in Schreck und Graus.
Ach, geh am Balksee nicht vorbei,
Sonst hörst du noch den dumpfen Schrei.

Bodo und Brunhild.

(Sage von der Roßtrappe).

Die Bode schäumt durch das Felsenthor,
Die schroffen Zacken starren empor.
Was treibt den Adler hinweg vom Horst?
Was jagt daher durch den dichten Forst?
Ein Rappe rast durch die Büsche wild,
Er trägt die Königstochter Brunhild.

Die goldene Krone schimmert im Haar,
Die Augen strahlen demantenklar;
Sie hat die Zügel in sicherer Hand
Und wiegt sich im Sattel beherzt und gewandt.
Kein Wunder, daß ihrer Fürst Bodo begehrt!
Kein Wunder, daß sie sich des Unhold erwehrt!

Er ist auf der Fährte und folgt ihr geschwind,
Drum mahnt voller Sorgen das Königskind:
„Mein tapferer Rappe greif aus, greif aus!
Sonst schleppt mich der König von Böhmen nach Haus,
Hinaus aus der Heimat! Hinaus aus dem Tann!
In Elend und Unglück, in einsamen Bann."

Der Rappe vernimmt seiner Herrin Geheiß
Und fliegt durch die Büsche, gebadet in Schweiß.

Doch König Bodo erzittert im Zorn
Und preßt in die Weiche den silbernen Sporn,
Und es bäumt sich der Graue zu mächtigem Satz
Und wilder erneut sich die tobende Hatz.

Noch saust der Rappe weit schneller mit Glück,
Da stutzt er und schreckt vor der Tiefe zurück:
Die Bode schäumt drunten im Felsenthor,
Und droben starren die Klippen empor.
Kein Pfad mehr vorwärts, kein einziger Schritt.
Zum Abgrund, zum Tode führt jeglicher Tritt.

Entsetzt blickt die Maid in die Brandung hinein
Und hinauf zu dem drohenden schroffen Gestein.
Entsetzt hört die Maid, wie der Hufschlag erdröhnt
Und Bodo im Rausche des Sieges sie höhnt.
Hier Taumel und Gier und dort Felsen und Fluß, —
Doch lieber den Tod als des Wüterichs Kuß!

Sie spornt den Rappen: „Hinunter, hinein!
Nein, nein, hinüber! Mit Gott kanns sein."
Der Rappe zaudert, sie spornt mit Gewalt:
„Nur jetzt kein Besinnen! Kein schmachvolles Halt!
Hinüber, mein Rappe, es soll und es muß." —
Da wagt ers, da springt er mit rasendem Schuß.

Die Hufe schlagen mit mächtigem Prall
Hinein in den trotzigen Felsenwall,
Und festgehalten im Steine schwingt
Das Roß sich hinauf und, bei Gott! es gelingt,
Und stürzt auch die Krone vom Goldhaar hinab,
Gerettet ist Brunhild vor schrecklichem Grab.

Doch der wütende König wettert wie toll
Und schwört ihr Verderben in tosendem Groll.
Wohl zaudert sein Roß, doch er spornt mit Gewalt:

„Nur jetzt kein Besinnen! Kein schmachvolles Halt!
Bei Hölle und Pest, und es soll und es muß.“ —
Da wagt es der Graue mit rasendem Schuß.

Er schlägt auf die Klippen und stürzt in den Grund.
Den König umbrandet der gierige Schlund.
Und in die gurgelnde, schäumende Flut
Ergießt sich des Sterbenden purpurnes Blut.
Doch Brunhild blickt mit Frohlocken ins Thal:
„Gerettet! Gerettet zum anderen Mal!“

Friedrich Lange.

Friedrich Lange, geb. am 10. Januar 1852 zu Goslar, als Sohn eines Töpfers, besuchte das Gymnasium, studierte dann in Göttingen von Herbst 1870 an, Geschichte, Philosophie und Philologie; und begann 1875 seine Lehrthätigkeit am Gymnasium in Wolfenbüttel. Ein Jahr später trat er als Probekandidat ins Johanneum in Hamburg ein und machte dann in Göttingen sein Staatsexamen für klassische Philologie und Philosophie. Da er sich aber im Lehrberufe nicht glücklich fühlte, trat er, nachdem er inzwischen seiner Militärpflicht genügt, in die Redaction des „Braunschweiger Tageblatts" ein und führte hier später, bis 1881 die Chefredaction. Dann folgte er einem Rufe nach Berlin und übernahm die Red. an der „Täglichen Rundschau". Jetzt lebt er in Berlin als Red. der „Deutschen Zeitung". — Seit 1890 giebt er daneben noch die „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen" heraus, und seit 1894 redigierte er auch, (bis zu ihrem Eingehen) die „Volksrundschau". — Von seinen Schriften nennen wir: „Harte Köpfe" (R.), 1885, „Lothar" (Ep.), 1889, „Der Nächste" (Soc. Drama), 1891. „Reines Deutschtum", 1893. „Deutsche Politik", 1894. —

Beiträge vom Verf. zur Verfügung gestellt aus dem „Niedersächs. Dichterbuch".

Liebe strahlt mir nicht von Sternen . . .

Liebe strahlt mir nicht von Sternen
Durch die Winternacht,
Liebe blüht mir nicht aus Blumen,
Wenn der Lenz erwacht;
Nicht Gesang der Nachtigall,
Berge nicht und tiefes Thal,
Nicht das weite, weite Meer: —
Alle könnten drohen, locken,
Und mein Herz, so unerschrocken,
Bliebe immer liebeleer.

Doch es kam ein liebes Mädchen,
Dem es gleich gelang,
Daß ein Strahl von ihren Augen
Mir zu Herzen drang.
Und nun weiß ich Tag und Nacht,
Was den Willen sanfter macht
Und das Herz so mutig still:
Daß sie, mag die Welt erbeben,
Nur allein an meinem Leben,
Zitternd, jauchzend hängen will.

Wenn ich unter grünem Rasen
Einst begraben bin,
Zieht das Heer der ew'gen Sterne
Glänzend noch dahin.
Duftend noch die Blume blüht,
Nachtigall dasselbe Lied
In die stille Welt ergießt —
Doch die Thräne, die der alten
Treuen Liebe Wort gehalten,
Nur aus ihrem Auge fließt

Die Fischerin.

Dein Leben und dein Lieben
Armselige Fischerin,
Dein Hoffen und dein Flehen —
Heulende Stürme wehen
Tobend darüber hin.
Sturm und Wogen im Ocean
Und Liebe gehen eigne Bahn.

Ist dir auf Gottes Erde
Nichts teurer, als dein Mann:

Dein Wunsch kann ihn nicht bringen,
Wie hungrige Wölfe springen
Die Wellen auf ihn an.
Sturm und Regen im Ocean
Und Liebe gehen eigne Bahn.

Sie haben ihn oft verschlagen
Weit, weit in dunkle Nacht.
Ob du im Schmerz dich windest,
Wer weiß, ob du ihn findest,
Wenn morgen die Sonne lacht.
Sturm und Wogen im Ocean
Und Liebe gehen eigne Bahn.

Einst hast du dem wogenden Herzen
Des Meeres dich vermählt.
Die Welle war dein Bängnis, —
Dein Glück, — nun dein Verhängnis —
So hast du frei gewählt.
Sturm und Wogen im Ocean
Und Liebe gehen eigne Bahn.

Gustav Lepler.

Gustav Theodor Lepler, geb. am 3. Aug. 1871 zu Odisheim, Kr. Hadeln, als Sohn eines Lehrers. Nach dem Tode seines Vaters zog er mit seiner Mutter nach Bederkesa und widmete sich später dem Lehrerberufe. Er erhielt seine Bildung auf dem Präparandeum zu Hemelingen und auf dem Seminar zu Bederkesa. Seit Ostern 1891 ist er in Otterndorf als Volksschullehrer thätig. Anfang 1897 veröffentlichte er bei Mutze in Leipzig einen Band „Dichtungen“.

Entnahme aus „Dichtungen“ und Originalbeiträge.

Heimweh.

Die Welle rauscht zum Strande
Und grüßt den Abendstern.
O Heimat, liebe Heimat,
Wie bist du mir so fern!

Die weißen Segel schimmern
In gold'ner Abendluft,
Und Schmetterlinge baden
Sich in Jasminenduft,

Und friedlich tönt die Glocke
Im lieben Heimatland! — — —
Ich aber irre weinend
Am fremden Meeresstrand.

Kein milder Abend fächelt
Mir Trost und Frieden zu,
Kein liebes Auge ladet
Mich ein zu holder Ruh',

Und keine Glocken klingen,
Und keine Blumen blüh'n,
Und keine Vögel singen,
Und keine Sterne glüh'n.

Nur finst're Nächte dunkeln
Und kalte Stürme weh'n,
So lange ich die Heimat,
Die Heimat nicht geseh'n.

Wursten.

Die Wogen rollen an den Strand
Und grüßen dich, mein Friesenland!
Vom hohen Deich seh ich hinaus
Ins Wellenspiel, ins Sturmgebraus.

Es schwimmt der Sonne volle Glut
Auf reifer Aehren goldner Flut,
Auf üppger Wiesen dunklem Grün,
Drin tausend bunte Blumen blühn.

Ein Hof liegt hier und dort versteckt,
Von hohen Bäumen fast verdeckt,
Und zwischendurch ein Kirchenbau
Mit Türmen, hoch und altersgrau.

Das Land bewohnt ein zäh' Geschlecht,
In Worten karg, und stark im Recht;
Die Frauen sind so keusch und rein,
Die Männer schauen kühn darein.

Aus ihren blauen Augen blitzt
Die Treu, die tief im Herzen sitzt,
Der Mut, der freudig greift zum Schwert
Für Recht und Freiheit, Haus und Herd.

Es schütze dich des Himmels Hand
Und segne dich, mein Friesenland!
Sie stärke deiner Deiche Wall
In wilder Stürme Wogenschwall.

Dir wahre Gott der Freiheit Gut,
Die deutsche Treu, den Heldenmut,
Des Friedens Glück, daß reich gedeiht
Dein Vieh und Korn in Ewigkeit!

Lenz.

Der Winter vergeht und der Frühling erwacht,
Und es schmückt sich die Erde in blendende Pracht;
Die Sonne erglüht, es entschwindet die Nacht.
Doch still!
Ob im Herzen
Ein Frühling erblühen auch will?

Es zieht durch die Lüfte ein wonniger Klang,
Von den Wiesen und Feldern ertönet Gesang,
Im Herzen, da regt sichs so freudig und bang.
Ists Lust?
Sind es Schmerzen?
Was fühlst du, o schlagende Brust?

Trübe Fahrt.

Das Meer erstreckt sich endlos,
Ein ewig einerlei,
Und durch die Lüfte schrillet
Der Möven heisrer Schrei.

Die Wellen rauschen trübe,
Der Himmel ist so grau,
Und keine Küste dämmert,
So weit ich immer schau.

Ach, wär ich doch gestorben
Und läge tief im Meer,
Und droben klagten tonlos
Die Wellen drüber her!

Sprüche.

I.

Niedrig Werk ist nicht gemein,
Solls doch auch verrichtet sein,
Doch gemein ist, es verachten,
Es als niedrig zu betrachten.

II.

Gar mancher, der mit saurem Schweiß
Aus tausend Büchern Weisheit sammelt,
Hat just durch diesen Bienenfleiß
Des eignen Geistes Thor verrammelt.

III.

Tadelt an den großen Männern ihre kleinen Schatten nicht;
Wirft denn nicht die tiefsten Schatten unsrer Sonne helles Licht?

Luise Mayer.

Der Name: Luise Mayer, ist Pseudonym einer Dichterin, die am 11. Juli 1833 zu Wolterdingen im Lüneburgschen als Tochter des dortigen Predigers geboren ist. Sie lebt seit 1853 als Frau eines Kaufmanns in Bremen. Sie verfaßte: „Gedichte“ 1866.

Entnahme aus: „Gedichte.“

Zur Abendzeit.

Ich weiß ein kleines, niedres Haus,
Das grüner Rautenschmuck umflicht;
Zur Thüre zieht der Rauch heraus,
Denn einen Schornstein hat es nicht.

Torffeuer flammt auf nacktem Stein,
Im Leuchter brennt der Kienspan hell.
Großmutter rührt die Suppe ein,
Mariechen dreht den Haspel schnell.

So deutlich seh' ichs vor mir stehn,
Die Raute klopft ans Fenster sacht.
Ich hör' den Haspel schnurrend drehn,
Und wie Mariechen fröhlich lacht.

Ich seh' der Flamme Funken sprühn,
Das sich am rußgen Topfe bricht,
Den Kienspan seh' ich lustig glühn
Und höre wie die Ahne spricht.

Mich selber seh' ich hell und klar,
Ich sitze auf des Schemels Rand,
Und, — wie? kommt mir die Thräne gar?
Geschwind, die Lampe angebrannt!

Die Hütte am Moor.

„Wo warst du gestern Abend?
Ich habe Dich vermißt;
Es ist mir gar zu einsam,
Wenn Du nicht bei mir bist.

Das Feuer auf dem Heerde
Hat dunkel nur gebrannt,
Ich kann es nicht mehr schüren,
Mir zittert schon die Hand."

„„Großmutter, nur nicht böse!
Ich bleibe heute auch
Den ganzen Tag im Hause,
Und banne Frost und Rauch.

Und wenn sich wieder freundlich
Dein liebes Antlitz hebt;
Dann will ich Dir erzählen,
Was Alles ich erlebt:

Da draußen auf der Haide,
Du weißt, der grüne See
War spiegelblank gefroren
Und rein von Sand und Schnee.

Mich lockten die Gespielen,
Und unter Scherz und Sang,
Im hellen Vollmondscheine,
Ging es den See entlang.

Nun weißt Du wohl, ich bleibe
Zurück nicht auf der Bahn;
Ich kann den Stahlschuh tragen,
So gut es Eine kann.

Und lieb' ich auch die Rosen
Im Sommersonnenglühn,
Seh ich nicht minder gerne
Eisblumen lustig blühn.""

Großmutter wiegt bedächtig
Das Haupt und lächelt still;
Weil sie nicht grade tadeln
Und auch nicht loben will.

Sie weiß aus alten Zeiten,
Die Jugend denkt nicht nach, —
Und trägt um kurze Freuden
Oft langes Ungemach.

Malena rückt ihr Spinnrad
Zum Ofen, und beginnt
Das Feuer anzufachen,
Bevor sie weiter spinnt.

„„Ja sieh! so war ich plötzlich
Voraus der ganzen Schaar;
Es kam mir schier das Grauen,
Als ich alleine war.

Denn vor mir lag im Mondlicht
Der Ursel Haus. Du weißt,
Sie gilt für eine Hexe,
Wie es im Dorfe heißt.

Ich wollte just mich wenden,
Die andern nah'ten schon;
Da drang aus Ursels Hütte
Ein lauter Klageton.

Der schien mir so natürlich
Um Hülfe anzuflehn,
Und ich bezwang mein Grauen,
Um drinnen nachzusehn.

Die Ursel lag im Bette.
Ach Gott! ein Bett war's kaum:
Nur Stroh mit dünner Decke —
Und kalt der ganze Raum.

Der Binsendocht im Krüsel,
Mit trübem, mattem Licht,
Beleuchtete nur dürftig
Der Kranken Angesicht.

Sie streckte beide Hände
So flehend nach mir her;
Von Hexenfurcht und Grauen
Spürt' ich kein Fünkchen mehr.

Ich holte aus dem Winkel
Den einz'gen Stuhl herbei;
Ich setzte mich ans Lager
Und fragte mancherlei.

Und als ich nun erkundet
Ihr innigstes Begehr,
Ward mir auch die Erfüllung
Des Wunsches nicht zu schwer.

Ich eilte hin zum Pfarrer;
Der hat in letzter Nacht
Den Trost des heil'gen Mahles
Der Sterbenden gebracht.

Ich nahm auch Trank und Speise
Hinaus; doch war's zu spät, —
Sie bat mich nur noch leise
Um Fürsprach' und Gebet.

So kniete ich am Lager
Bis früh zum Morgenroth,
Da war sie wohl gebettet, —
Da war sie still und todt.""

Großmutter reicht mit Thränen
Dem Enkelkind die Hand,
„Behüt' Dich Gott, Malena!
Er hat Dich hingesandt!

Er hat der Schwergeprüften
Ein selig End' verliehn'
Und ihr gewiß in Gnaden,
Was sie gefehlt, verziehn."

Nach der Schlacht.

Mit Silberglanz die Haide
Das Mondlicht übergoß;
Über die Flur, die weite,
Jagt ein versprengtes Roß.

Ohne Zügel und Schranken
Rast es durch das Gefild,
Schweiß treibt aus Bug und Flanken,
Die Nüstern schnauben wild.

„Mein Roß, wo blieb dein Reiter? —
Was rennst du so allein? —
In Ängsten fliegt es weiter:
„Mein armes Tier, halt ein!“

Jetzt hemmts das tolle Jagen,
Es stürzt ins Haidekraut.
Ein letztes Umsichschlagen,
Ein angstgepreßter Laut.

Hoch auf den Nacken reckt es,
Als sucht' es Schirm und Halt.
Die edlen Glieder streckt es, — —
Und starr wird es und kalt.

Fern von dem treuen Tiere
Liegt auf dem Moose weich,
Auf blutigem Reviere
Der Reiter, todesbleich.

Er schleppte sich von dannen.
„Mags nun zu Ende gehn! —
Daß wir die Schlacht gewannen,
Ich hab es noch gesehn.

Wohl muß ich jung von hinnen,
Fort von der Erde Lust!
Mir blühte süßes Minnen
An meines Liebchens Brust.

Doch still! — es muß verhallen
Dies Locken, kaum erkannt.
Die erste Lieb' vor Allen
Gehört dem Vaterland."

Und die gefaltnen Hände
Er auf die Wunde preßt:
„Ich hielt dir bis ans Ende
Die Treue felsenfest."

Albert Möser.

Albert Möser, geb. am 7. Mai 1835 zu Göttingen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1855 die dortige Universität, wo er neben Jurisprudenz noch Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und Ästhetik hörte. Als er einsah, daß seine Mittel zur Durchführung des Studiums der Jurisprudenz nicht langen würden, wandte er sich 1859 den Sprachwissenschaften zu und machte 1862 sein philologisches Staatsexamen. Ostern 1862 wurde er Dozent der klassischen Sprachen und der deutschen Litteratur an der Krauseschen Lehr- und Erziehungsanstalt zu Dresden, war vorübergehend ein Jahr in Bielefeld, kehrte dann in seine frühere Stellung zurück und ist z. Z. Oberlehrer am städtischen Wettiner Gymnasium daselbst. Möser gab unter den Titeln: „Gedichte", „Nacht und Sterne", „Schauen und Schaffen", „Singen und Sagen", „Deutsche Kaiserlieder" und „Aus der Mansarde" in den Jahren 1864—1893 sechs Bände Dichtungen hieraus.

Entnahme aus: „Aus der Mansarde" und aus „Gedichte".

Einem Heimathsgenossen.

Fremd ward die Heimath längst mir schon,
Du aber bist daheim geblieben;
Wie viel der Jahre auch entflohn,
Kein Schicksal hat dich fortgetrieben.

Der Lindengang, den manches Jahr
Mein Aug' nicht grün, nicht falb gesehen,
Dir bot er Schatten immerdar
In heißer Sommerlüfte Wehen.

Unfern der Stadt der sanfte Bach,
Deß Ufer stille Weiden kränzen,
Noch jetzt wie einst am Jugendtag
Folgst froh du seinen Wellentänzen.

Der buchenreiche Waldesgrund,
Den singend wir vordem durchzogen,
Wölbt über dir noch heut sein Rund
Und breitet um dich laubge Bogen.

Und von der Burg*), die altersgrau
In Trümmern ragt zum Himmelsdome,
Schaust du noch heut hinab zur Au
Und unsrer Heimath stillem Strome.

Und auf den Wegen, längst bekannt,
Die oft du zogst mit Knabenschritte,
Mit deinem Weib nun Hand in Hand
Gehst du in frischer Kinder Mitte.

Und so ist's recht; denn bestes Loos
Dünkt mich: verwachsen mit der Scholle;
Nur in der Heimath trautem Schooß
Wird still das Herz, das sehnsuchtsvolle.

Die Ferne schafft das Herz nicht froh,
Was auch uns blüht in fremden Landen;
Und heimisch ist es stets nur, wo
Einst unsre Wiege hat gestanden.

Mir bleibt die Heimath fern und weit,
Verweht sind meiner Jugend Spuren,
Und grenzenlose Einsamkeit
Nur wär' mein Theil auf heim'schen Fluren.

Mein Geist nur schweift zu ihr zurück;
Doch scheint mir Jeder zu beneiden,
Dem sie des Lebens ganzes Glück
Und eine Gruft gönnt nach dem Scheiden.

*) Plesse bei Göttingen.

Großvater.

Uralt war er, nicht viel an achtzig fehlte,
Und schier gefürchtet hätt' ich mich vor ihm,
Wenn nicht sein mildes Aug', des Mundes Lächeln
Des Enkels Herz ihm rasch gewonnen hätte.
Und ob sein Arm stets schwächer ward und schwächer
Zur schweren Arbeit ging er täglich noch,
Und raschen Schwungs die Töpferscheibe drehend
In reicher Fülle Schalen, Teller, Krüge
Und Schüsseln schuf er mit gewandter Hand.
Und täglich hin zu seiner Arbeitsstätte
Ging ich und sucht' ihn auf in seiner Klause,
Und mir vor Augen Näpfchen rasch und Töpfchen
Schuf er und gab sie lächelnd mir zu eigen.
Und Abends vor der Thür in enger Gasse
Mit Herrn Zamboni, seinem Nachbar, saß er,
Dem wackern Sohn Italiens, der vom Arno
Zum Weserstrom heraufverschlagen war
Und blanke Krüge, bunte Zinnsoldaten
Für gutes Geld feilhielt in Münden's Stadt.
Mit ihm tagtäglich, wie's die Alten lieben,
Sprach er beredt von längst vergangner Zeit.
Gesehn hatt' er den großen König noch,
Und oft, gar oft den Bonaparte sah er,
Wie er durch Mündens Thor nach Kassel ritt,
Sah oft in Kassel auch Jèrome, den tollen,
Wenn badend er im Wein die Glieder streckte*),
Der dann ans Volk um Bill'ges ward verkauft.
In Kassel oft die große Catalani,
Zamboni's Landsmännin, auch hört' er singen,

*) Bekanntlich durfte das Publikum dabei zusehen.

Und heller stets aufleuchtete sein Blick,
So oft er sprach von ihren Wundertönen.
Indeß so hin und wieder ging die Rede,
Durch's Gäßchen naht' ein Alter sich, ein dritter,
Stets gab ich ihm bewundrungsvoll die Hand,
Denn als zuerst er nahte, sprach mein Ahn:
„Den merk' dir, Sohn, denn Großes schier vollbracht' er.
Bei Waterloo, im Donner der Geschütze
So sicher der Kanonen Bälle lenkt er,
Daß reihenweis die armen Franzen fielen
Und Wellington herangeritten kam
Und laut ihm zurief: „Very well, my boy!“
Und in das Zwiegespräch der beiden Alten
Warf auch der Krieger manch beredtes Wort.
Ich aber lauschte andachtsvoll mit Spannung,
Und nicht genug der Worte konnt ich hören.
Doch endlich, wenn das Abendroth verglommen
Und tiefer stets die Nacht sich niedersenkte,
Dann fiel auch mir das müde Auge zu,
Gut Nacht! Der rasche Gruß ging hin und wider,
Heim schritt an seines Ahnen Hand der Enkel,
Und bald im Schooß des Schlafes ruhten beide.

Traumglück.

Oft führt des Traumgotts Zauber mich bei Nacht
Im Flug zurück zum stillen Elternhause;
Das kleine Licht, von Mutterhand entfacht,
Erhellt gar hold der Armuth enge Klause.

Im ries'gen Ofen, dran manch Schreckgebild
Des Kindes Herz vordem erfüllt mit Grausen,
Flammt hell die Glut, indeß da draußen wild
Um Thor und Thür die Winterstürme sausen.

Der Mutter Hand läßt still die Spindel ruhn,
Ihr milder Sinn schweift fromm auf Himmelswegen;
Ein schlichtes Weib, nach all des Tages Thun
Liest sie mit Inbrunst leis den Abendsegen.

Der Vater sitzt im Schatten stumm zur Seit',
Ein düstrer Mann vom Schicksal arg mißhandelt,
Der Neigung und Beruf stets sah im Streit
Und ungeschickt des Lebens Wege wandelt.

Ganz nah' genüber fällt des Vollmonds Glanz
Auf Kanzel und Altar durchs Kirchenfenster,
Jetzt naht Gewölk, und langer Schatten Tanz
Durchfliegt den Raum wie Reigen der Gespenster.

Welch süßer Laut! Die Stimme kenn' ich gut,
Des Pfarrers Kind weckt holde Knabenträume,
Doch ich bin arm, und nur mit scheuem Mut
Streift fern mein Blick kaum ihres Kleides Säume.

Und im Homer von einem Königskind
Still les' ich — von Nausikaa — die Kunde,
Auf's Aug' der Mutter senkt sich Schlaf gelind,
Nun rasch zu Bett! Schon naht die Geisterstunde —

So grüßt bei Nacht im Traum mich wunderbar
Der Kindheit Bild, von Glorienschein umzogen,
Leibhaft-lebendig, greifbar-treu und klar,
Als wär es gestern, daß ich fortgezogen!

Erst wenn hereinbricht neues Morgenroth,
Fahr' ich empor und fühle gramumsponnen,
Daß, die ich liebte, Alle Alle todt
Und daß mir längst des Leben Mai verronnen.

Besuch in der Heimath.

Nach langen Wandertagen
Zu meiner Heimath Hagen
Kam ich zurück als ernster Mann,
Die Menschen und die Straßen
Wie sahn sie ohne Maßen
So seltsam-fremd und kalt mich an!

Die vormals Männer waren,
Sie gingen mit grauen Haaren
Gebückt und matt am Greisenstab;
Gar mancher war geschieden,
Und in des Kirchhofs Frieden
Fand ich manch neues stilles Grab.

Die einst in Kinderlocken
Umsprangen mit Frohlocken,
Als wandernd ich von hinnen ging,
Sie schritten in Schönheitsprangen
Und lehnten an süßen Wangen,
Umspannt vom Liebeszauberring.

Natur, die wunderreiche,
War einzig noch die gleiche
Wie einst vor manchem langen Jahr;
Still rann der Bach noch immer,
Und goldner Frührothschimmer
Umzog die Wälder wunderbar.

Es lockt mich neu die Ferne,
Doch kehr' ich bald und gerne
Und trink' als Greis der Heimath Luft;

Und die jetzt heim geblieben,
Die Jungen, sie leben und lieben
Gar bald ob meiner stillen Gruft.

Lied der Velleda.

(Erstes Jahrh. nach Chr.)

Am Berghang sitz' ich im Mondenschein,
Tief unten zu Füßen mir fluthet der Rhein,
Viel flüsternde Stimmen durchschwirren die Nacht,
Da sind mir in ahnender Seele erwacht
Seltsame Gesichte der Zukunft.

Mir ist, als bebte im innersten Grund
Der Erde, der alten, rings wankendes Rund,
Dumpf dräut es wie nahenden Wetters Groll,
Fernt murrt es wie heimliches Donnergeroll,
Wie Schlachtruf hallt es in Lüften.

Auf Fluren, germanischen, regt es sich,
In Hütten und Hainen bewegt es sich,
Leis raunt es, im Auge loht feuriger Brand,
An's Schwert schon legt sich die drohende Hand
Und dürstet nach heldischen Thaten.

Fern sitzt unter lachendem Himmelsdom
Das Volk der Cäsaren am Tiberstrom,
Einst zwang es die Welt nach Despotenbrauch,
Nun geht's von ihm aus wie Verwesungshauch,
Nun nahet das Ende, das Ende!

Germanen zu knechten, in blitzender Wehr
Hernahte vom Süden manch' reisiges Heer,
Doch sieglos bleichte im Mondenschein
Der Varuskrieger zerschlag'nes Gebein,
Beschattet von Teutoburgs Eichen.

Nun singt es in Winden wie Geisterchor:
„Bald pocht der Germane an's Alpenthor,
„Ein Sterben, ein großes, wird geh'n durch die Welt,
„Und aus jähestem Sturz, drin das Alte zerfällt,
Wird hehr sich das Neue erheben!"

Aufbruch der Longobarden.

(568.)

Um's Harzgebirg weht lau der Wind,
Zugvögel nahn in Schaaren,
Nun schmilzt der letzte Schnee geschwind,
Wohlan! mit Schwert und Weib und Kind
Gilt's nun nach Süd zu fahren.

Wohl prangt mit Reizen mannigfach
Das Land, das uns zu eigen,
Still blüht die Weid' am Wiesenbach,
Des Buchenwaldes Blätterdach
Lädt in sein heilges Schweigen.

Doch schreckhaft ist des Winters Graus,
Der will sich endlos dehnen,
Der Nebel braut tagein tagaus,
Drum schweift nun fern von Hof und Haus
Nach Welschland unser Sehnen.

Dort suchten schon sich bessres Loos
Viel deutsche Volksgenossen,
Das röm'sche Reich ist herrenlos,
Drein haben wild mit Schwertgetos
Germanen sich ergossen.

Zu unsrer Heimath, karg und rauh,
Kam längst aus Süd' die Kunde:
Dort ist der Himmel ewig blau,
Niemals deckt Schnee die grüne Au,
Der Lenz schmückt stets die Runde!

Paläste stehn am blauen Meer
Aus weißem Marmorsteine,
Drum ziehn sich Lorbeerhecken her,
Der Weinstock ist von Trauben schwer,
Rings blühn Orangenhaine.

Der stolze Kaiser von Byzanz
Vertrieb jüngst draus die Gothen,
Wir laden ihn zum Waffentanz,
Entreißen ihm den Siegeskranz
Mit Schwertern, blutig-rothen.

Drum auf durch's Land Germania
Mit lauen Frühlingswinden!
Wo Gletscher leuchten himmelnah,
Dort woll'n wir nach Italia
Uns kühn die Pfade finden.

Sonett.

So hör'! als mählich sterbend sieh dich an:
Ein Todeswaller bist du, sonder Frage,
Im Strom der Zeit ist jeder deiner Tage
Ein Tropfen, der für immerdar verrann.

Das merk! Dann streifst du ab der Erde Bann:
Wie auch die Welt nach nicht'gen Zielen jage,
Der Lärm verklingt, dir fremd, gleich einer Sage,
Du gehst geruh'gen Pfad, ein stiller Mann.

Dann hebst du dich, befreit vom Sklavenringe,
Der Erdennoth, ins Reich der ew'gen Dinge,
Und all dein Thun ist würdig und geweiht:

Und hold in's stete Welken und Verschwinden
Webt sich der Liebe köstliches Empfinden
Als lichter Sonnenblick der Ewigkeit.

Johannis- und Jacobi-Friedhof in Göttingen.

Oftmals hab' ich als Knabe vordem hier unter den Gräbern
Träumend geruht und früh ernste Gedanken gedacht:
Forschend las ich manch seltenen Spruch auf sinkendem Hügel,
Während den moosigen Stein schwirrend der Falter umflog:
Oftmals stand ich am Grabe des Dichters, der uns Lenore
Schuf, an Cäciliens Gruft, die einen Dichter*) entflammt:
Jahre verrannen, drauf sank mir der Freund in ewige Nacht hier,
Unter dem Rasen ihm nah wünsch' ich einst selber zu ruhn.

*) Ernst Schulze

Gottlieb Müller-Suderburg.

Heinrich Gottlieb Müller, geb. am 30. März 1849 zu Sudenburg im Lüneburgischen, besuchte die Präparandenanstalt in Burgdorf und das Seminar in Lüneburg und wurde dann 1869 Lehrer an der Rektoratsschule zu Burgdorf, 1874 in Goslar und 1875 in Barmen, wo er noch heute thätig ist. Außer „Bilder aus der Geschichte der Stadt Burgdorf" veröffentlichte er 1883 eine Gedichtsammlung: „Aus stillen Stunden".

Entnahme aus: „Aus stillen Stunden" und Originalbeiträge.

Heideland.

Vom Rebengau, vom Rheinesstrand
Steig wandermüd ich nieder.
O Heimatau, mein Heideland,
Hab' ich dich endlich wieder!
Verirrt, entfremdet, heimatlos,
Ach daß sich Gott erbarme,
Sink' weinend ich in deinen Schooß,
In deine Mutterarme!

Der fernen Schönen lief ich nach
Mit bangendem Entzücken,
Wie mahnend auch dein Aug' mir sprach
Ich ließ mich doch berücken!
Und nun, da mein enttäuschter Blick
An ihr sich satt gesehen,
Nun nimmst du lächelnd mich zurück,
Als wäre nichts geschehen!

Verwehte Träume werden wach
Nun ich ins Aug' dir schaue:
Da springst du ja, mein Heidebach,
Wie sonst durch Rain und Aue.
Hier war's, wo ich, ein Kind, geruht
Auf Schilfgeröhr und Kiesel —
Was ist des rauschigen Rheines Flut
Mir gegen dein Geriesel!

Und du, mein rieddurchflochtnes Moor,
Du Freund aus jungen Tagen,
Wie rufst du aus der Brust hervor
Die alten Schauersagen!
Die Märchen grausig ernst und süß,
Die stummen Geisterschatten —
Was ist des Rheingaus Paradies
Mir gegen diese Matten!

Und du, mein brauner Heidestrich
Mit deinen Rasengründen,
Wie hab' als wilder Bub' ich dich
Durchstreift nach allen Winden!
In Sonnenglut, beim Sternenschein,
Zu Lenz und Winterszeiten —
Was ist das Fruchtgefild am Rhein
Mir gegen diese Breiten!

Und du, mein Dorf, im Heidesand
Die blühendste Oase!
Da liegst du an des Baches Rand
Wie's Kindervolk im Grase,
In Gruppen je zu zwei'n und drei'n,
Und Gärten in der Mitten —
Was sind der Städter Häuserreih'n
Mir gegen diese Hütten!

Und du, mein tausendjähr'ger Wald
Mit deinen schorfigen Eichen!
O zauberreicher Aufenthalt,
Dem keiner zu vergleichen!
Des Hähers Schrei, der Drossel Schlag,
Der Zweige raunend Mahnen,
Das hallt in's Ohr mir diesen Tag
Wie einst den reckigen Ahnen!

Und du, mein zäher Sachsenstamm,
Voll Mark und markiger Säfte!
So risch und rank, so straff und stramm
Wie deiner Eichen Schäfte!
Das Aug' voll Himmelsbläue hell,
Das Herz voll goldiger Treue —
Nimm auf den müden Wandergesell
In deinem Gebann aufs neue.

Ach, draußen hält die Welt gar fein
Auf Flitterstaat und Flinder,
Doch dringt man durch die Rinden ein,
So steckt kein Kern dahinter.
Ach, draußen führt der bunte Schwarm
Die Treu in Wort und Blicke,
Ach auf dem Grund, daß Gott erbarm!
Erspäht' ich List und Tücke!

Es scheint dem Fremdling kühl dein Heerd,
Rauhborkig dein Gebahren,
Doch wer sich dir als echt bewährt,
Den läßt du nimmer fahren.
Dem Weichling scheinst du spröd und stolz,
Und bist nur fest und bieder —
Grüß Gott, mein Stamm aus kernigem Holz,
Grüß Gott, ich habe dich wieder!

Das Lied der Mutter.

Tagtäglich hallt mir im Gemüt
Der lieben sel'gen Mutter Lied.

Es klang mir schon als Wiegensang,
Es tönt im Ohr mir lebenslang.

Ich kenn die Weise, kenn den Ton,
Doch Wort und Sinn ist mir entflohn.

Das Lied es klingt so hehr und schön
Wie Engelssang in Himmelshöhn.

Das Lied es klingt so süß und traut
Wie Liebesflüstern einer Braut.

Den Tönen lausch' ich Tag für Tag,
Ob ich den Text nicht finden mag

Ich sinn' und sinne fort und fort,
Doch find' ich nie das rechte Wort.

Tagtäglich form' ich mein Gedicht —
Das Lied der Mutter ist es nicht!

Die Pharisäer.

Zum Heiland trat der Pharisäer Schar:
O Herr, dem alles kund und offenbar,
Wann wird bei uns das Gottesreich erscheinen,
Des Erbe Gott verheißen hat den Seinen,
Uns Pharisäern?

Da sprach der Herr: Was doch versucht' ihr mich?
Das Gottesreich nicht kommt es äußerlich
Herab mit Worten, Zeichen und Gebärden,
Unsichtbar weilt es unter euch auf Erden,
O Pharisäer!

Und habt ihrs in der Seele nie gespürt,
Hat nie euch seine Macht das Herz gerührt,
Ihr werdets nicht erseufzen noch erflehen,
Und nimmer es mit euren Augen sehen,
Ihr Pharisäer!

Da ging ein leises Murren durch die Schar,
Doch keiner, der in ihrer Mitte war,
Fand Antwort seinem Wort, wie sehr sie sannen,
Und stumm und grollend zogen sie von dannen,
Die Pharisäer.

R. J. P.

Und wenn du stirbst, zum kalten Schrein
Da legt man sorglich dich hinein:
Und spricht auch wohl voll Rührung dann:
Es war ein herzensbraver Mann,
Requiescat in pace!

Geleitet dich auch wohl zum Grab,
Schaut sinnend in die Gruft hinab,
Zieht dann hervor ein Sacktüchlein
Und steckt's getröstet wieder ein.
Requiescat in pace!

So darfst du denn in Frieden ruhn,
Es hat die Welt gar viel zu thun;
Was Wunder, daß sie schnell vergißt,
Daß du einmal gewesen bist.
Requiescat in pace.

Waldmärchen.

Am Brunnen tief im Walde,
Auf moosigem Felsgestein,
Da ruhn drei lichte Feien
In hellem Mondenschein.
Sie spinnen an einem Rocken,
Und weben an einem Gewand,
Und schütteln die schimmernden Locken
Und spähn umher ins Land.

Und schleicht auf verbotenen Wegen
Ein Wandrer vorüber der Flut,
Sie starren ihn an mit Augen
Wie Höllenfeuerglut.
Gedenkt er der nächtlichen Stunde
Nach manchen langen Jahr,
Ihn schauerts im Herzensgrunde,
Ihm sträubt sich empor das Haar.

Doch schreitet mit reinem Herzen
Ein Wandersmann vorbei,
Sie schauen ihn an mit Augen
Wie Blumen im Monat Mai.
Gedenkt er nach Jahren der Schönen,
Da faßts ihn mit Allgewalt,
Als hört' er verhallend tönen
Ein Lied im tiefen Wald.

Der Choral von Wörth.

Das war ein Siegesjubel unerhört!
Geschlagen war die heiße Schlacht bei Wörth.

Durch alle Dörfer flog die grause Mär:
Blutlechzend stürmt heran das Preußenheer!

Und „Flieht!“ erschollts, „vor den Barbaren flieht;
Sucht ein Versteck in Kluft und Rohr und Ried!“

Und wie's das Volk vernimmt am nächsten Ort,
Gleich dem gehetzten Wilde stürzt es fort.

Und wie's aus allen Thoren raſ't und rennt,
Marschiert ins Dörflein schon das Regiment.

Rundum die Häuser stehen öd' und leer,
Stumm auf den Kirchplatz rückt das kleine Heer.

Ein Hurra! noch, nun ein Kommandowort,
Und wieder wird es kirchenstill im Ort.

Da horch, wie hell erschallts mit einemmal?
Das Regiment stimmt an den Dankchoral.

Posaune, Horn, Trompet', Oboe, Fagott
Hell schmettern sie: „Nun danket alle Gott!“

Und laut und lauter dröhnt der Hörner Klang
Die stillen Gassen und das Thal entlang.

Die Töne schwellen und wie Orgelbraus
Hallt feierlich es in die Nacht hinaus.

Zum Himmel schwebt die Weise fromm empor
Und dringt den Flüchtgen wundersam ans Ohr.

Die horchen auf und lauschen stumm und bang
Dem wohlbekannten, oft gesungnen Sang.

Der heilgen Töne wunderbare Pracht
Dringt an ihr Herz mit ungeahnter Macht.

Sie wagen sich hervor aus Kluft und Ried
Und stimmen leise in das fromme Lied.

Und Greis und Kind und Jungfrau, Weib und Mann
Gleich frommen Pilgern wallen sie heran.

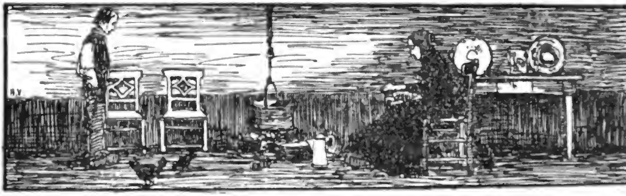
Rund um die Krieger stehn sie jetzt im Kreis,
Und manchem rinnt vom Aug' die Thräne leis.

Und jetzt — der letzte Hauch des Lieds entschwand —
Jetzt drücken sie den Kriegern fromm die Hand,

Erschließen freudebebend Thor und Thür,
Und geben ohne Ordre Nachtquartier.

* * *

Zwei Siegeskränze wand das Heer bei Wörth,
Doch nicht den schönsten mit dem blutgen Schwert.



Hans Müller-Brauel.

Johannes Hinrich Müller, geb. am 2. Sept. 1867 zu Boitzen, Kr. Zeven, als Sohn eines Lehrers, kam mit seinen Eltern früh nach Brauel, Kr. Zeven, besuchte die Schule seines Vaters und erlernte dann das Tischlerhandwerk. Schon in dieser Zeit legte er eine (jetzt sehr bedeutende) Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer an und konnte sich bald am Hamburger Museum unter Prof. Dr. Rautenbergs Leitung ganz der Altertumskunde widmen. Nacheinander war er dann an den Museen zu Hannover, Hamburg, Bremen und Lüneburg, und fertigte u. A. die Kataloge der vorgeschichtl. Sammlungen zu Bremen und Lüneburg an. Im Sommer 1895 ging er als Reisebegleiter von Hermann Allmers mit nach Süddeutschland und lernte süddeutsche Museen kennen. In München, wo er längere Zeit weilte, trat er zu vielen Schriftstellern und Dichtern in Beziehungen, und lernte, von Allmers in die „Künstlergenossenschaft" und von Prof. Lenbach in die „Allotria" eingeführt, viele Münchener Künstler kennen.

Da er eine feste Anstellung an einem Museum als Nichtstudierter nicht finden konnte, sattelte er um und wurde, — nachdem er schon vielfach Artikel über Kunst, Litteratur und namentlich heimatsgeschichtliche Aufsätze geschrieben hatte — Redacteur an einer Zeitung. Im Winter 1897 begründete er in Bremen die „Neuen Bremer Sonntagshefte" die aber wegen ihrer modernen Tendenz in Bremen keinen Anklang fanden und bald eingingen. Z. Z. lebt er in seiner Heimat Zeven als Amateurphotograph und freier Schriftsteller. Er verfaßte: „Die vorgeschichtlichen Begräbnißarten auf hannoverschem Boden und die Periodeneinteilung unserer Vorzeit. 1887." „Amt und Kloster Zeven. 1893." „Der Marschendichter Hermann Allmers. Eine litterarisch-biographische Scizze. Mit 22 Kunstbeigaben. 1897". — Er gab heraus: „Hannoversches Dichterbuch." 1898. — In Vorbereitung befindet sich ein Bändchen Dichtungen und ein Band Novellen.

Entnahme aus „Jugend" und Originalbeiträge.

Auf weiter Heide!

Es dehnt sich braun und golden
Die Heide weit dahin,
Viel tausend Blütenglocken
An schwanken Stengeln blühn.

Durch grüne Wiesen schlängelt
Des Bächleins Silberband,
Viel hohe Erlen säumen
Des niedern Ufers Rand.

Verträumt auf Heiderücken
Knorräst'ge Kiefern stehn, —
Weißleuchtend säumt die Birke
Die Pfade schattig-schön.

Rings schaut das trunkne Auge
Die Felder segenschwer; —
Es grüßen aus der Ferne
Die dunklen Wälder her.

Wie Perlen, in den Weiten
Wohl Dörflein hie und da, —
Und Glockenklang der Heerden
Tönt hell von fern und nah.

Das ist die braune Heide, —
Verachtet und geschmäht; —
In schlichtem, braunen Kleide
Voll hehrer Majestät!

Herbst auf der Heide!

Jauchzend breitet der Sonnenschein
Sich über die rotbraune Heide, —
Flimmerndes Gold die Hügelreihn,
Die Wälder, die Muster im Kleide.

Rotglühend leuchten die Birken auf,
Erschauernd sich neigend der Sonne,
Es färbt sich Busch und Baum und Strauch
In brennender Farbenwonne. — —

Das ist der flammende Scheidekuß,
Den Sonne und Heide sich geben, —
Noch einmal, eh' sie verblühen muß,
Jauchzt sie in lodernden Leben!

Geschichte im Frühling.

Hinter der Hecke im Mai ich stand,
Wie träumend klang es vom Waldesrand:
Kuckuck . . . Kuckuck . . . Kuckuck . . .

Im Garten unter dem Lindenbaum,
Standen Zweie im Glückestraum,
Liebster . . . Liebste . . . du Liebe! —

So heckenheimlich, so märchenstill, —
In beiden ein quellendes Glücksgefühl:
Jugend . . . Frühling . . . und Freude!

Und was aus der Nähe dann zu mir drang,
War das noch immer vom Wald der Klang??
Kuckuck . . . — — . . . du Liebe — —

Lotte.

1895—96.

Ich hab Dir einst kein Wort gesagt,
Still bin ich fortgegangen, —
Nur tief im Herzen brann't es fort,
Das glühende Glückverlangen!

I.

Abend an der Ilmenau!

Die Abendglocken klingen
Vom Sankt Johannisturm, —
Es jagt auf Lenzesschwingen
Der Blütenblättersturm.

Aus den Fabriken qualmend
Steigt dicker Rauch empor, —
Es säumt der Türme Zinnen
Ein letzter Sonnenflor.

Es dämmern sacht die Weiten
Im stillen Mondenlicht, —
Murmelnde Wellen gleiten
Wie stilles Traumgedicht. — —

Viel tausend Betgedanken
Geb ich der Abendruh, —
Die alle Dich umranken,
Mein einzig Sehnen Du! —

II.

Een Drom vom Glück!

Wenn't buten is Winter,
Un hell blinkt de Stern,
Un ick harr en lütt Hüsing,
Un Di denn, min Deern;

Un mi lüchten alldage,
Geeft Smart ok un Not, —
Twee Ogen denn fründli
So klar un so good;

Un wi sitt' denn in'n Schummern
To snacken, — to dröm, —
Un buten, dar brust denn
De Störm dör de Böm;

Du gefft mi Din Hand denn
Un läðst denn Din'n Kopp, —
Dar, wo mi dat Hart sleit,
Em jüst denn hinopp. —

Un ick läd min' Arm denn
Ganz lisen üm Di, — —
Un küß Di, — ken wör woll
So glückli, as wi! — — —

III.

Nachtfahrers Morgengruß.

Durch Nacht und Nebel von Ort zu Ort
Trägt mich das sausende Dampfroß fort.
Dämmerdunkel die Weiten, —
Lichter blitzen zur Seiten.

Im Herzen ist es mir froh und licht, —
Mich schreckt der Nebel, die Finsternis nicht:
Liebe fährt mir zur Seite, —
Giebt mir frohes Geleite!

Städte und Dörfer in Morgenruh,
Träumen dem sonnhellen Tage zu.
Vorwärts! — Nimmer zurück!
Bald halt ich, — hält mich das Glück! — —

Nahe dem Ziele und bald bei Dir, —
Bei Dir, Du allerschönste Zier;
  Bei Dir ist Frieden und Ruh, —
  Du, Du Herzliebste Du! —

Dann will ich ruhen und singen
In Armen, die jauchzend mich fingen. —
  Heiß Dich küssen und leise — — — —
  Um uns dreht die Welt sich im Kreise!

IV.

Abendfreden.

Bald liggt de Wilt in'n Slaape, —
Ick sitt hier noch bi Di; —
Dar buten drifft sin Schaape,
De Scheper jüst vörbi.

Du hürst dat Glockenlüden,
Ganz dütli elken Tritt, —
Min Deern, lat Di bedüden,
Worüm ick hier noch sitt.

So as de Wilt in'n Schummern,
Wenn all de Larm vörbi, —
So still un ok so friedli,
So ward mi dat bi Di! —

Wenn ick so dromverlaren
Di in Din Ogen kiek, —
Denn ward min Hart so smödig
Denn makst Du mi so riek. — — —

V.

Stilles Glück.

Ich höre so gern Deiner Stimme Laut,
Wenn mich lind die Klänge umfangen,
Wird mir wie einst, wenn die Mutter strich
Mir über die glühenden Wangen ....

Dann möcht ich schließen die Augen beid'
Um still Deinen Worten zu lauschen, — —
Versinken würde das bange Leid — —
Und Frieden würd' ich mir tauschen.

Du bringst mir Frieden und ruhige Kraft
Du schenkst mir heimliche Wonne .....
Du bist ..... da zieht es mir durch den Sinn: —
„Gegrüßet seist Du! — Madonne!“

VI.

Vagantenlied.

Noch schäumt in den Adern mir Jugendblut,
Noch loht es im Herzen mit heißer Glut,
Straff spannen sich Muskeln und Sehnen!
Und trotzig aufbäumende Jugendkraft
Und mächtig heißflammende Leidenschaft
Will die Brust mir weiten und dehnen.

Und noch ist sie glatt und glänzend die Stirn,
Noch nicht verdorrt und erstorben das Hirn,
Noch sind mir die Schwingen geblieben.
Und noch liegt sie weit, die traurige Zeit,
Wo das Alter naht und die Einsamkeit,
Wo Hoffnungen fallen, zerstieben. — —

Noch blüht uns das Leben, die Becher gefaßt!
Die Tage enteilen in rastloser Hast,
In tollem, wirbelnden Reigen.
Doch höher als alles steht Liebesglück
Denn mehr als die Welt gab Dein leuchtender Blick,
Bald wirst Du, Herzliebste, mein eigen!

Dann ruf ich es jauchzend zum Himmelszelt,
Dann hört es, ihr Reichen und Großen der Welt,
Mein ist sie, die Reinste auf Erden! — —
Und trüget ihr Schätze und Kronen zuhauf,
Mir sie zu bieten, — ich pfeife darauf, —
Mein bleibt sie, die Schönste auf Erden! —

VII.

Ich bete zu meiner Madonne!

„Gelobt sei Christus!" so klingt der Gruß, —
„Ich preise Dich, strahlende Sonne!" —
Nicht nah' ich der Gottheit mit zagem Fuß;
Laut bet ich zu meiner Madonne!

Sein „Allah ist groß!" der Türke spricht, —
Ihr „Ave Maria", die Nonne, —
Ich beuge die Kniee den Göttern nicht:
Ich bete zu meiner Madonne! —

Für mich sich alles in Einem eint, —
Himmel und Erde und Sonne, —
D'rum hab ich mein Beten an Dich geeint:
Ich bete zu meiner Madonne! — —

VIII.

Dir ins Buch.

Alles, was seit Kindertagen
Je sich Liebes Dir erschloß, —
Wo Du Glück und Leid getragen
Wer Dir Freund und Spielgenoß.

Erster Liebe leises Ahnen
Die Dein junges Herz berührt, —
Neuen Lebens ernstes Mahnen —
Eltern, die Dich lind geführt.

Sinnen, Sorgen, Kampf und Schmerzen
Südlandswandern und Genießen, —
Wie aus ruhig stillem Herzen
Neue Liebesblüten sprießen,

Alles magst Du diesen Blättern
Stillverschwiegen anvertrauen, — —
Mir dann sind es goldne Lettern, —
Deiner Seele Grund zu schauen!

IX.

Das Waldhorn.

(Im Volkston.)

Ein Waldhorn hört ich klingen
In dunkler Waldesnacht, —
Mir ist bei seinen Klängen
Viel schweres Leid erwacht.

Ein Waldhorn hört ich blasen
Wohl einst in schöner Zeit, —
Das war in Maientagen
Die liegen nun so weit.

Das Waldhorn hört ich klingen
In Jugendlieb und Lust, —
Heut weckt sein Echo wieder
Das Weh in meiner Brust. — —

Es klang die Weise träumend
Im stillen Wald dahin; —
Das Waldhorn sollt ihr blasen
Wenn ich gestorben bin! —

X.

Zu Ende!

Zu Ende die Tage voll Liebe und Glück,
Ich denke in Wonne und Schmerzen zurück
An Zeiten voll lodernder Liebe; —
Der Zeit, wo Du wecktest mit Flammenkraft
Die glimmende, schlummernde Leidenschaft,
Die mir selber verborgenen Triebe! —

War das ein Lodern, so heiß, so wild! —
Mich hat Dein Lieben mit Angst erfüllt, —
Es möchte uns beide verderben! — —
Wie rang sich der Schrei Dir, so wild vom Mund, —
„Und wenn ich verblute! — komm, küsse mich wund,
Komm her, — laß im Kusse mich sterben!“ — —

Du machtest zu eng mir die weite Welt, —
Ich griff mit den Händen zum Sternenzelt, —
Du hobst mich zu schwindelnder Höhe! — — —
Verrauscht ist längst Deine Leidenschaft, —
Du hast mir gebrochen die Jugendkraft —
— Du gabst mir unendliches Wehe! —

XI.

Warum Du mir den Abschied gabst — —

Die Basenschaft und Tantenschaft
Die mochten gern mich hassen, —
Doch als Du selber batest mich
Ich sollte von Dir lassen,

Da hab ich Dir kein Wort gesagt
Bin still und stumm gegangen, — —
Nur schloß ich tief im Herzen ein
Das sehnende Glücksverlangen.

So groß war Deine Liebe nicht
Daß Du es mochtest wagen,
Mit mir des Lebens höchstes Glück
In schlichtem Kleid 'zu tragen.

XII.

Finale.

Die Klänge aus vergangner Zeit
Durchzogen heut mich wieder, —
Und jener Tage Glück und Leid
Legt ich in diese Lieder.

Und finden sie Dich einst im Glück
Wenn Stürme mich umtosen,
Dann denk an jene Zeit zurück
Und an den Heimatlosen.

Dann denk: er hat vergessen nie,
Hat treu an Dir gehangen, —
Nur schloß er tief im Herzen ein,
Das sehnende Glückverlangen. — — —

Neue Lieder.

1896.

I.

Wohl weit vom Dorfe, der Schlehdornstrauch . .

Wohl weit vom Dorfe, der Schlehdornstrauch,
Der wurde uns Beiden ein Retter!
Es troff herab ein Regen schwer, —
Es trieften Gräser und Halme umher, —
Rings um uns lohte das Wetter!

Es grollte der Donner im Weltenraum
Als würde der Erde kein morgen!
Du aber lehntest am Herzen mein, —
Wir sahen vereint in das Tosen hinein, —
Eins war im andern geborgen.

Wir haben geküßt uns mit heißem Mund
Und sollten uns beide doch meiden!
Doch so, wie das zuckende Wetter loht,
Loht unsere Liebe, und nur der Tod, —
Nur der kann uns trennen und scheiden!

II.

Nimm Du mich doch hin . . . . .

Wir gingen beisammen am Rain dahin,
Da sagtest Du müde: „Nimm Du mich doch hin,
Denn hier muß ich elend verderben!“ — —
Und weinend hobst Du den Kopf empor,
Wehvoll klang es mir dicht am Ohr:
Ich bin müde, — müde zum Sterben!“

. . . . . . „Ich war ja so jung noch, als er mich fing,
Mich junges, dummes, unwissendes Ding,
Als er mich so listig umgarnte, — — —
Und keine Seele auf Erden mein! —
Unter Vieltausend allein, allein, — —
Mir lebte ja niemand, der warnte!“ — — —

. . . . . . „Dann hats mich gemartert, zwei lange Jahr,
Gehofft und geharrt hab ich immerdar,
Doch nie ist das Glück mir erschienen! — —
Da aber kamst Du, hier in meine Nacht, —
So nimm mich doch mit, wo die Sonne uns lacht!
Und sollt' ich als Magd Dir dort dienen.“ — — —

„Ich weiß, Du,“ — — — — aber da wars vorbei,
Noch tönt mir im Ohre Dein Jubelschrei,
Als wir, trotz allem uns fanden! — —
Nun bist Du bald bei mir, und keiner stört
Die Zwei, die lang schon einander gehört,
Das Glück ist uns siegfroh erstanden!

III.

Wir Beide!

Wir gingen am Abend durchs Heideland
Wir hielten wie Kinder uns still bei der Hand
Und Mattgold lag auf den Bäumen. —
In Deinen Augen da lag ein Schein
Von schönen glücklichen Träumen.

Still schritten wir weiter durch Heide und Sand
Bis leuchtend der Mond am Himmel stand
Und Du vom Mondlicht umflossen. — —
Doch aus Deinen Augen der helle Schein,
Der drang mir tief in mein Herz hinein — — —
Und da hab ich Dich jauchzend umschlossen!

IV.

Sündige Liebe . . . .

Still brennt die Lampe im Zimmer, —
Ich seh in den flimmernden Schein.
Hoch an der Decke der Japanschirm
Dreht sich in kreiselnden Reih'n.

Das ist ein Drehen, ein Wandern,
Endlos, — ohne Rast und Ruh, — — —
So wandern auch meine Gedanken
Immer Dir, — Dir nur zu!

Sie wandern hinaus ins Weite, —
Weit über die Heide dahin. — — —
Die Mühle, — die Mühle am Flusse
Will nimmer mir aus dem Sinn . . . .

Dort tönt wohl Mühlradgeklapper
Noch laut in den Abend hinein. — —
Doch drinnen im Zimmer sitzet,
Ein Weib . . . ein liebes! . . . allein — —

Sie sitzet in tiefem Sinnen, —
Es fliegt ihr Denken zu mir. — — —
So halten wir abendlich Zwiesprach. —
Muß ich weilen auch ferne von ihr . . .

* * *

Da liegt sie, — am Fluße, die Mühle,
Der Heide lieblichster Ort, — —
Ich weilte vielortes im Leben.
Doch nirgends so gerne wie dort.

Da liegt sie! — Umgrünt von Wiesen,
Der Teich von Erlen umsäumt, — —
Und weiße Wasserrosen
Die sehen so eigen verträumt.

Hellustiges Mühlengeklapper
Schallt weit in die Heide hinein —
Die breitet sich hinter den Wiesen
Wie schimmernder Kronreifschein.

Am Rade Sprühwassergewimmel
Das schäumt ohn Ende und Ruh
Und hoch aus blauendem Himmel
Schwalbengezwitscher dazu.

Das liegt wie lachender Frieden
In sonnengoldigem Schein — —
Als breite sich lenzfrohes Leben
Ob Haus und Garten und Hain.

* * *

Des Abends Feierstunde
Senkt sacht sich über das Land, —
Die weißen Nebel fluten,
Es sank in Rosengluten
Die Sonne dort am Rand.

Der letzte Lärm der Arbeit
Aus Feld und Hof verklingt . . . .
Still stehn die Mühlenräder, —
Heimkehrend ein Trupp Mähder
Ein altes Volkslied singt.

Wie Trauern klingt die Weise; —
Sie faßt wie Weh uns an . . . .
Das ist ein Lied vom Scheiden
Von tiefem Leid und Meiden
Geschehn, — ich weiß nicht wann? — —

Im Garten geht die junge
Die blasse Müllerin. — —
Die hört es. — Und Gedanken,
Die um Erlebtes ranken,
Ziehn still ihr durch den Sinn . . . .
— — — — — — — — — —

* * *

. . . . Sie hört es. Und ihr Sinnen
Ihr Denken fliegt zurück . . . . .
Da tönts, — wie Singesummen, —
Von Lippen, — den immer so stummen,
Ein Lied! — — Ein Lied! — — —
Das Lied . . . . vom sündigen Glück: — —
— — — — — — — — — — —

„Im Walde wars, und Sonnenglast
Lag auf der Heideflur,
In blauen Weiten ohne Hast
Zog hoch ein Habicht seine Spur."

„Im Walde wars so märchenstill, — —
Es gluckerte die Quelle . . .
Und hoch im Baum der bunte Fink
Der sang so schmetternd helle!"

„Im Walde wars, das Moos so weich,
Junggrün die Welt! . . Mein Leben! —
Ich war an Glück so überreich,
Hatt dir mein Herz gegeben."

„Im Walde wars, auf kühlem Grund, —
Ich lag in Deinen Armen! . . .
Wir hielten uns, . . . wir sprachen nicht —
Mund lag an Mund, dem warmen."

„Im Walde wars, das Blättergrün,
Hat uns so mild umhütet . . . .
Mein graues Elend sank in Licht
Als hätt' mich Gott begütet . . . ."

* * *

So klingt das sehnsuchtweiche Lied, — —
Ihr Elend liegt vergessen. — — —
So singt sie leis und glückverklärt
Was ihr im Herzen wiederkehrt: —
Ein Lied, — — ein Lied, — —
Vom Glück, so unermessen! . . . . . .

Da! — Schritte her vom Gartenthor, —
Entlang den kiesbestreuten Pfad — —
Es knirscht der Sand, — es bricht ein Zweig
Den, — fruchtgebeugt, — ein Fuß zertrat.

Was ein Erinnern hold erweckte —
Das Glück, — ist jählings nun zerstört. — — —
Durchs Abenddunkel klingt ein Rufen —
Er ruft sie. — — Dem sie angehört . . . .

Da kehrt zurück die alte Qual
Ins marmorblasse Angesicht.
Aus ihrer Brust vor wildem Weh
Ein angsterfülltes Stöhnen bricht.

Sie flieht, — geschützt von Busch und Nacht
Gehetzt dem nahen Hause zu, —
Und sucht in harter Arbeit dort,
Wie oft, Vergessenheit und Ruh . . . .

Und sinds auch kurze Stunden nur,
Wo sie, also, sich ihm entzieht, — —
Sie dankt für jede Spanne Zeit,
Fern ihm, — den sie wie's Grauen flieht. — —

* * *

„Im Walde wars!“ — Vor langer Zeit . . . .
„Ein Tag, an Glück so unermessen!“ — — —
Da hielt ich sie, — die seinen Ring
Muß tragen noch! — Und mich umfing . . . .
Wie könnt ichs je vergessen?
— — — — — — — — — — —

To Stenfild, opp'n Heidbarg!

To Stenfild, opp'n Heidbarg,
Dar liggt en Hünengraff,
Dar set van't Dörp de Scheper
Alleen, so mannig'n Dag.

In' Sommer, Sündagsnahm'dags,
Denn set he nich alleen, —
Van Stenfild, Ann-Magrethen
Set bi em opp den'n Steen.

Denn wör de Heid so eensam,
Denn güng de Luch' so warm, —
Opp'n Heidbarg set de Scheper,
Sin Ann-Magreth in'n Arm.

Denn set un snack de Scheper
Von Glück un Lew ehr för,
He säd ehr woll bi dusentmal,
Dat tru he blef un wör.

To Stenfild, opp'n Heidbarg,
Dar set'n de Beid'n alleen, —
Un wat se sä'n un wat se dähn,
Hett blot uns Herrgott sehn. — —

* * *

To Stenfild ins, dar gef dat
Vel Scheten un Halloh,
Dar höl de Scheper Hochtid,
Dar güng dat lustig to.

To Stenfild har de Scheper
En grote Gildkist fun'n,
Un dormit harr he ok to'r Fro
De rikste Burdirn wun'n.

To Stenfild, Ann-Magrethen,
De set to Hus alleen,
Vergeten un verlaten,
Se set, se schre un ween.

To Stenfild, Ann-Magrethen,
De hett dat nich verwun'n,
Se blef mitsammt ehr lütte Deern
Süt düssem Dag verswun'n.

To Stenfild, achtern Dörpe,
Dar liggt de Aantendiek, —
Dar fün'n se nah dre Dagen —
Ehr, — un de lütte Liek. —

To Stenfild, günt, bi'n Stühbusch
Dar liggt en eensam Graff, —
Un baben twe Machannelböm,
Streit lis ehr Nadeln raff. — —

* * *

To Stenfild, opp'n Heidbarg,
Dar liggt en Hünengraff, — —
Dar set van't Dörp de Scheper,
Wollehr so mannig'n Dag!

Nu is de Städ verlaten
Un Durnstrük üm de Steen, —
Blot mannigmal, — nah Lüdvertellen
Js dar en Lich' to sehn.

Un de dat Lich' to sehn kriggt,
De dinkt an Ann-Magreth, —
Un an dat Graff bi'n Stühbusch, —
Un sprikt en lis Gebet. — —

Und als die Zeit erfüllet ward . . .

Leicht und lose fällt in Flocken,
rieselnd, schimmernd weicher Schnee;
linde kommt auf leisen Socken
die Friedenacht aus stiller Höh' . . .
Glockenklang von allen Türmen
wallet über Stadt und Land,
hoch in Himmeln schweigt das Stürmen —
Sterndurchblümt das Nachtgewand. — — —

Stille wirds in allen Gassen!
Die Läden schließt man eilig zu.
Kaufen, Handeln, — Streit und Hassen,
diesen Abend gehts zur Ruh. — — —
Leuchtend aber steigt die Liebe
heut herab aus lichten Höh'n; —
wo ist ein Haus, das dunkel bliebe?
Rings Freude, Friede, — Glücksgetön.
— — — — — — — — —

. . . Ich stehe in meiner Stube,
am Fenster, —
und schaue hinaus. — —
Winterlich stille der Garten, —
(— 's sind bis an die Planke zehn Meter —)
und dann das Hinterhaus.

Klein ist es und hohe Häuser,
die schatten
von allen Seiten es zu. —
Drinn schafft von Morgens bis Abends, —
(— er heißt Franz Ludwig mit Namen —)
Der Meister, an Stiefeln und Schuh'.

Heut sitzt er beim Ofen im Stuhle, —
ich seh es, —
neben der Mutter und raucht. — —
So früh er nur einmal im Jahre
(— er schloß den Kindern zu Liebe die Werkstatt —)
sein Abendpfeifchen schmaucht.

Das kleine Fenster, nach hinten,
nach mir zu, —
blinkt heute hell in die Nacht.
Und jauchzender Kinderjubel,
(— es sind ihrer sechse — und alle lebendig!)
tollt um des Bäumchens Pracht . . .
— — — — — — — — — —

Nach dem Ofen sieht das Mädchen,
das Feuer brennt. — Behaglich warm
und wohlig ist's in meiner Stube.

„Ja, bleiben Sie allein zu Haus?“ —
„„Gewiß Marie! Ging Alles aus?““

— „'s sind Alle fort! — Auch ich möcht gern
zu einer Freundin, die nicht fern
mir wohnt; doch komm ich heim vor Nacht!“ —
„„'s gut Marie““ . . . „Adjö, — und frohe Weihnacht!“
„„Adjö Marie! — Vergnügtes Fest!““

. . . .

Eilig sie das Haus verläßt . . . . . .
— — — — — — — — — — —

Ich bin allein am Heiligabend . . . . . .
Ich hab Dies vordem nie gekannt — —
war Jahr um Jahr im Kreis der Meinen, —
da hinten, ... weit im Heideland. — —
. . . . 's war einmal nur, — da weilt' ich fern, —
da glühte mir ein holder Stern. — — —
— — — — — — — — — — —
Der Stern erlosch. — — Kalt ward sein Schein. —
Heut Abend bin ich ganz allein . . . . . .

Doch nein! . . . Wie wär ich wohl allein?
Stehn doch im Schrank in langen Reih'n
die liebsten Freunde, dicht gereiht, —
Buch an Buch in schmuckem Kleid.

. . . .

Und stille nehm ich nun zur Hand
ein altes Buch in braunem Band.
Und fröhlich les' ich und beglückt
das Wort, das Tausende erquickt:
„ . . . Und als die Zeit erfüllet ward, . . .
die Völker hatten lang geharrt —
da sandte Gott von seinem Thron
das Heil der Welt, — den ew'gen Sohn!“ —

. . . .

Heut' les' ich selber es, — — —
— — — — zu Haus
las Vater sonst die fromme Mär' — —
. . . .
Nahm dann die alte Geige her. — —
Und süß und froh im kleinen Raum
klang Geigensang zum Tannenbaum . . .
— — — — — — — — — —

Du schöner Traum der Kinderzeit —
wie liegst du nun so sehnsuchtsweit! —
— — — — — — — — — —

Und ich steh' vor dem Schranke, der Bände Zahl,
trifft mein Auge, und grüßt sie zumal.
— Hab' sie in Jahren zusammengebracht!
Hab' sie mir, hungrig, zu Eigen gemacht! —
Hab' viele der Schreiber selber geschaut, —
hab gar mir Manchen als Freund vertraut! —
. . . .
Ihr lieben Freunde . . . Ich danke Euch
so manche Stunde, schön und reich!
. . . .

Und ein gütig' Geschick hat heute beschert
daß sich die Reihe um Neue vermehrt! —
— — — — — — — — — —
Und was die Weihnachtspost heut' Morgen
mir brachte, pack ich fröhlich aus; —
das flog vom Süden und vom Norden
mir zu, als schönster Festtagsschmaus.
Da liegen sie: die „Hohen Lieder",
„Der bunte Vogel", — „Weib und Welt", —
„Der Heidegänger", — „Lebensblätter", —
— — — und And'res, was ich mir bestellt.
Und da! — Ganz unten, neckisch lugend

das bunte Weihnachtsblatt der „Jugend“! —
Und dort, schon gestern auf dem Plan,
die Zeitschrift der Gesellschaft „Pan“.

. . . .

Und ich beseh' nun mit Bedacht,
das, was heute mir gebracht.

. . . .

Und Perle sich an Perle reih't, —
In Bild und Worten, Seit' auf Seit'.
Stund' auf Stunde sacht verrinnt — — —
. . . . . mein Thun . . . sich zu Gedanken spinnt. — —
— — — — — — — —

Und plötzlich zieht mir durch den Sinn
die Weihnachtmäre von vorhin,
durchwebt von einem neuen Bild: —
— Ein Sehnen sei auch heut' gestillt! . . . . .
Es hätt' die Welt heut' wiederum
ein neues Evangelium!
Es sei ihr, . . . über Nacht gekommen,
ein neues Morgenrot erglommen!
— — — — — — — —
„Und als die Zeit erfüllet ward“ . . . .

. . . .

Ja! . . . Conrad, Bierbaum, Dehmel, Hart . . .
und Hauptmann, Mackay, Evers, Holz, —
Schlaf und Falke, — — deutsch und stolz!
Und Schleswig-Holsteins treuer Sohn,
(Wie Sommerglück klingts:) — Liliencron!
Und Der, der „Meine Verse“ schrieb:
Otto Erich — lustig-lieb . . . . .
und ältre Namen: — Allmers, . . Greif, —
die schließen dann den goldnen Reif!
— — — — — — —

Dort! . . . .
Thoma, Uhde, Liebermann,
und Stuck und Klinger! — Viele dann. — —
Viel junge Mannen, reich an Können,
die schaffen, ohn' sich Zeit zu gönnen
manch hohes Werk, manch herrlich Bild,
das Hunger uns und Sehnen stillt!
— — — — — — —
Und Einen! — Meine Seelen brennen,
hör ich Arnolds Namen nennen!
Ihn! Der uns eine neue Welt
in Farbenschöne vorgestellt! . . . .
. . . .

— — — Und Töne dann vorüberziehn . . . .
— „Parzival“ und „Lohengrin“! — —
Und „Guntram“, — „Knusper knasper Mäuschen“
(— ich seh das Pfefferkuchenhäuschen! —)
Ein holder Zauber schließt sich auf,
ein ganzer Frühling kommt zu Hauf! — —
Und mittendrein, ... so quellenrein:
„Glockenklang . . . . Rautendelein!“ — — —
. . . .
In dämmerschönem Traumgedicht
schwebt „Hannele“ zum ew'gen Licht! —
— „Annuschka!“ — Halbe wob um sie
aus Sonnenschein und Poesie! . . . . . .

Was zähl ichs! — Eine Welt erstand
da man die Schönheit wiederfand! . . .
. . . .
Ja! . . . „Als die Zeit erfüllet ward!“ . . . .

— Die Völker hatten lang geharrt, —
da ist die Schönheit wiederkommen,
die der Welt so lang genommen!

Vom Königsmantel stolz umhangen,
steht sie da in hohem Prangen;
tanzt auf leichtbeschwingten Sohlen,
steht in hellen Gloriolen! —

... Treu in dumpfer Zeit behütet,
mit Gnad' und Gaben reich begütet!
— — — — — — — — —

Eintönig hat die Uhr getickt ....
....
mählig bin ich eingenickt — —
— — — — — — — —

.... Und mir war .... ich säh' ein Licht! — —
— — Ich hörte, — ferneher, — ein Klingen!
Bald schön und still wie ein Gedicht —
Und bald wie siegefrohes Singen.
— — Es war, — als schwebten durch den Raum
Engel mit dem Kerzenbaum,
und mit hellen Trompetinen —
Gott und Menschen froh zu dienen ...
....

Und mir war, .. als sängen sie
eine schöne Weise ....
Die wehte durch den Himmel hin
durch stille Sternengleise .....
die klang so froh, die klang so laut, —
die klang wie frohes Singen; —
..... und Erd' und Himmel wurden voll
von ihrem Klang und Klingen:

„Unter Winterschnee und Eis
lag der Lenz gefangen; —
eingeschnürt das Edelreis
von Zwickezwackezangen.

Bis die rechten Männer kamen,
alle Banden 'runter nahmen;
wagemutig, krafterfüllt,
hellen Augs, — von Herzen mild
schufen sie das Neue!"

„Und wie's im Frühling farbenbunt
grünt und blüht auf sonn'ger Halde;
wie im Maien Vogelsang
klingt aus grünbedachtem Walde; —
so lebt und lacht es nun im Rund
viel tausend Blüten, froh und bunt,
Lieder, Bilder, hohe Werke
zeigen ihrer Schöpfer Stärke;
zeigt die „Kunst der Jungen!"

Was unter Wust und Formelkram
erstarrt, ist nun erstanden! — —
Die neue Kunst, die wiederkam
ist los der Fesselbanden.
Die Fessel riß! . . . Die Kunst ward frei!
Nun blüht sie wieder: — jung und neu;
Nun mag sie blühn und ranken! — —
. . . .
— — Deß sollt ihr Alle fröhlich sein,
Und Gott im Himmel danken!"

Geschrieben in meiner einsamen Christnacht, Bremen 1896.

An liebe Menschen.

An * * *

Vor meinem Fenster, im Garten
Die Sonnenblume steht; —
Die immer, wieder und wieder
Sich zu der Sonne dreht.

Sie schaut des Morgens gen Osten
Und Mittags grade empor, —
Und Abends reckt sie sich sehnend
Zum letzten Licht hervor.

Die Sonne, die ist ihr Alles,
Leben und Lebensmut; —
Und unter den Sonnenküssen
Blüht sie in Farbenglut.

*
* *

Ist das ein Hoffen und Sehnen
Wenn ich in Bremen bin! —
Ob ich Sie sehen werde
Liegt mir allein im Sinn.

So, wie es die Sonnenblume
Immer zur Sonne zieht, —
So füllet, nach Dir, die Sehnsucht
Immer mir mein Gemüth.

Und so wie im Sonnenlichte
Sich öffnet der Blume Glut,
So trink ich aus Deinem Auge
Leben und Lebensmut . . .

*
* *

Und wieder seh ich im Sonnenlicht
Des Domes Türme ragen;
Lache, mein Auge, du sahst sie heut!
Lasse nun Seele, dein Zagen.

Freudig grüße mit neuem Mut
Nun das Leben ich wieder! — —
Wenn mein Auge Dich trinkt, so sinkt
Alles Vergangene nieder.

Was an Schuld und Fehle mich drückt,
Wie Staub im Winde verfliegt; —
Mir ist Dein Auge ein Gnadenquell
Drin all' meine Sünde versiegt.

* * *

Ob Du mich liebst, — ich weiß es nicht?
Doch nimmer werd' ich fragen. —
Warum in Deinen stillen Kreis
Sorgen und Unruh tragen?

Du stehst so hoch, — und einst, — ich weiß
Da wird die Stunde kommen
Wo Deinen Finger schmückt ein Reif —
Wo Du mir bist genommen. — —

Dann lebt in Träumen mir Dein Bild; —
Im Herzen tief wird es stehn. — — —
Niemand aber wird soviel Glück
Wie ich, dann für Dich erflehn!

Bremen-Zeven, 2. Sept. 97.

An meine Heilige.

Komm mit! . . . .
Wo rote Rosen glühen
An dunklen Teichen, schilfumsäumt, —
Wo niegeschaute Blumen blühen
Wo noch die Welt in Schönheit träumt;
Da wollen Arm in Arm wir gehen
Bei mildem Mondlicht, weiß und schön, —
Da wollen wir selbander schreiten
Auf schneegekrönte Felsenhöhn. — —
Da wollen wir zu Thale blicken
Und senden unsern Gruß hernieder; —
Und hinter Bergen steigt die Sonne
Dann auf und grüßt uns Beide wieder!

Komm mit! Im Licht der Sonne schreiten
Wir wieder dann in unser Land, —
Es dehnt sich über seinen Weiten
Des Himmels blaues Wolkenband.
Wir treten ein in stille Haine, —
Auf grüne Matten tritt der Fuß; —
Hier blieb die Welt in kühler Reine
Glüht auch aufs Land der Sonnenkuß.
Thaunasse Gräser sehn wir blinken
Und Manna wird die Wege säumen,
Denn saftgeschwellte Früchte winken
Leuchtendrot von allen Bäumen.

Komm mit! In dichte Palmenwälder
Führt uns der blumbekränzte Pfad; —
Wir schreiten über weite Felder
Die Niemand vor uns je betrat.
Sieh, farbenbunte Falter fliegen
Sich haschend, in der hellen Luft, —
Und tausend Kelchen ist entstiegen
Ein süßer, voller Rosenduft. —
Der wird die Stirne dir umfächeln,
Wie Weihrauchwolken, süß und schwer; —
Wir beide werden selig lächeln, —
Wir kennen Leid und Not nicht mehr.

In weiße, weite Marmorhallen
Führ ich an meinem Arm dich ein,
Dort werden alle Schleier fallen
Und nur die Schönheit wird noch sein.
Es rankt der Wein an allen Wänden
Um Loggien und Säulenknauf,
Und unter kunstgeübten Händen
Blühn farbenreiche Fenster auf!
Du trittst durch hohe Bogenthüren

In helle, goldgezierte Zimmer, —
Um Stufen, die zum Throne führen
Spielt kosend Sonnengoldgeflimmer.

Dort sollst du sitzen auf dem Throne
Als aller Schätze Herrscherin, —
Und eine diamantne Krone
Wird leuchtend dir das Haupt umglühn.
Du aber wirst mit linden Händen
Mich betten dann in deinen Schooß,
Und alles Leid wird dann sich wenden
Grüßt mich dein Auge mild und groß.

* * *

Das ist ein Tag. Mit jedem Tage
Wird ändern sich des Landes Bild;
Und alle Wünsche, die wir träumten
Sind hier zu Wirklichkeit erfüllt.
Aus dichten Büschen klingen Lieder
Die nie ein Sterblicher vernahm; —
Und junges Leben wird uns wieder
Wenn alt, uns die Erlösung kam. — —
Am Himmel flammen rote Sonnen
Und lilafarbne Wolken glühn, —
Und Myriaden Sterne werden
Durch flimmerblaue Nächte sprühn.

Dies ist das Land, das in Gedanken
Für dich und mich ich aufgebaut! —
Ich sah den Wein um Säulen ranken,
Ich habe den Palast geschaut.
Ich sah die hohen Palmen träumen, —
Weißgoldne Lilien sah ich stehn,
Und Rosen, die den Teich umsäumen
Hab ich im Mondenlicht gesehn.
Ich sah den Himmel blau sich dehnen,

Ich sah des Landes buntes Bild, —
Was ich geträumt in heißem Sehnen
War hier verwirklicht und erfüllt!

An min Moder.

Nach M. G. Conrad's „Mara Motter" in niedersächsische Mundart frei übertragen.

Ick seh' Di noch, wenn't lang ok her
As jung Du wörst, — en glatte Froo;
So flink un flidig bi de Arbeit,
Un lachen dähst Du jümmerto.
Un för uns böse Kinner harrst Du keen bös Wurt,
Blot Leews un Goods. O riket Hart
Tor Fröhjahrstied!

Ick seh' Di noch, — is lange her,
Wat hest Du leden Smart un Leed,
Wat hest Du mannig Nach nich slapen
Vör Hartensweihdag un Verdret.
Un för de böse Wilt dar harst Du keen bös Wurt,
Blot Leews un Goods! O starket Hart
Tor Summerstid!

Ick seh't noch, — as Du stiller worst,
So as Gott will, — so wör Din Sang,
De Kinner sünd nu all versorgt,
Dat Leben nimmt sin neen Gang.
Un eensam set'st Du Dag för Dag un keen bös Wurt,
Blot Leews un Goods harrst Du för uns
As 't Harwsttid wör!

De Winter köm, Din Haar word witt,
Du wörst en ole brekli Froo, —
Din Kinner köm'n — un Kinneskinner
De spelten üm Di to.

Do leeg dat opp Din ol Gesich as Sünnenschin,
Wat dähst Du Leews, wat dähst Du Goods!
O Moderhart, — tor Wihnachtstid!

Nix sech Di an, nix mak Di bös,
Keen Arbeit, Krankheit, Leed un Smart,
De Tid de köm, de Tid de güng,
Din Hart blef glik, Din Moderhart!
De ganze Wilt woll anners word,
In Leews un Goods blefft Du Di glik,
O Moderhart, — in Ewigkeit!





Börries von Münchhausen.

Börries von Münchhausen geb. am 20. März 1874 in Hildesheim als Sohn des Kammerherrn Dr. jur. Börries Freih. von M. wohnte bis 1887 mit seinen Eltern in Moringen, (bei Göttingen) Windischlenba (Altenburg) und Göttingen. Wurde bis zu diesem Jahre von Hauslehrern unterrichtet, besuchte die Schulen in Ilfeld, Altenburg und Hannover und machte in letztgenannter Stadt 1895 sein Maturum. Studierte bis jetzt in Heidelberg, München, Göttingen und Berlin die Rechte.

Im Oktober 1896 erschienen in Göttingen seine „Gedichte“ 1897 war er Redakteur des „Göttinger Musenalmanach“, versah nebenbei das Amt eines Theaterrezensenten.

Entnahme aus: „Gedichte“ und Originalbeiträge.

Enak vor Gomorrha.

Wo der Dornstrauch im Wehen des Glutwinds sich beugt,
An dem Rande der Wüste, da ward er gezeugt.

Und sie riefen ihn Enak und fragten den Flug
Des Geiers, der droben die Fittiche schlug.

Da sprachen die Priester: „Ein Reich zerschellt! —
Seine Hand wird die Sichel der Völker der Welt.

Wider alle die Hand, aller Hand wider ihn,
So wird er im Sturme die Erde durchziehn“ —

Und sein Kleid ward das Eisen, das Schwert seine Macht,
Hinsanken die Völker im Donner der Schlacht.

Seine Heimat der Sattel, sein Lager der Sand,
Seine Fackel auflodernder Dörfer Brand.

Die Ruh schuf ihm Fieber, heiß brannte sein Mund,
Doch im Prasseln der Pfeile, da ward er gesund. — —

Und es wälzte die Woge des tobenden Kriegs
Sich gegen Gomorrha, gewärtig des Siegs,

Wild jauchzten Drommeten, dumpf dröhnte das Horn,
Als die Stadt sie umfloß, und der König ritt vorn.

Aufglühte am Abend der Wachtfeuer Brand,
Und es schreckte das Brausen der Völker das Land,

Und des Artheroth Wasser abwuschen ihr Blut,
Und den Durst ihrer Lippen kühlt Artheroths Flut. —

Doch der Fürst der Araber saß einsam und fern,
Da trat in sein Kriegszelt der Engel des Herrn:

„Auf, Enak, und fliehe mitsamt deinem Stamm,
Nicht soll euch ersticken des Lasters Schlamm!

Leicht stürzst du die Mauern und sprengst das Gebälk,
Doch im Pfuhle der Lust wird die Seele dir welk,

Und schlugst du bei Tage die Stadt in der Schlacht,
So schlägt dir die Sünde dein Kriegsvolk bei Nacht.

Und die Stadt wird vergehn, wenn der Morgen erst tagt,
Doch: „Mein sei die Rache" hat Jahve gesagt!"

Und der Engel verschwand, und der Fürst sprang empor,
Wild klang ihm der Priester Verheißung im Ohr:

„Wider alle sein Schwert, aller Schwert wider ihn! —
Doch er dachte des Volkes und sprach: „Laßt uns ziehn!“

Und sie gürteten sich mit der Schärfe des Schwerts
Und zertraten die Kohlen des glimmenden Herds,

Und zäumten die Rosse, die heiß noch vom Tag,
Und vom Brechen der Zelte herdröhnte der Schlag,

Und der Führerruf klang und das Stierhorn zumal,
Und die Scharen der Reiter durchstoben das Thal.

Doch Gomorrha fuhr auf, aus dem Schlafe geschreckt,
Als der König die Scharen der Streiter geweckt.

Wild jauchzten sie auf, da die Flucht sie erschaut,
Und die Nacht ward zum Tag, und die Stille ward laut.

Gell lockten die Cymbeln zu Reigen und Tanz,
Hell glühten die Fackeln auf Mauer und Kranz,

Und laut scholl ihr Höhnen und laut ihr Gesang,
Schrill klirrte das Erz, das die Tänzerin schwang.

Aufrauschte im Nachtwind viel Purpurgewand,
Und der Weihrauch zog schwül übers dunkele Land,

Und sein Duft schlich durchs Heer, und dumpf grollte ihr Zorn,
Doch sie sahen auf Enak, und Enak ritt vorn.

Fern verklangen die Hörner, das Lärmen erstarb, —
Matt graute der Tag, der Gomorrha verdarb.

Doch das reinere Volk, ohne Heimat und Haus
Zog stolz in die nächtliche Wüste hinaus.

Was der Zigeuner sang.

Als mein Bruder geboren wurde.

Es war eine stürmische, dunkele Nacht,
Und der Regen trommelte auf die Leinwand,
Die Leinwand der Wagenplane.
Das rechte Rad des Karrens kreischte,
Wenn es herumkam.
Da saß ich in unserm Wagen und weinte,
Denn meine Mutter weinte. —
Und im Wagen war es kalt, denn es war
Ein dreieckiger Riß in der Plane,
Und wenn man hinaussah,
Sah man die Regentropfen in den Pfützen springen,
In den Schmutzpfützen des Landwegs.
Und mein Vater rauchte aus der kurzen Pfeife,
Die er dem Bauern in Hessen stahl,
Als wir in dem Dorfe waren, wo der Fluß fließt,
Den die Dorfleute „Neckar" nannten. —
Da schrie meine Mutter, und mein Bruder wurde geboren.
Und mein Vater goß ihr Schnaps in den Mund,
Und der Mondlichtstrahl durch den Riß
Glitzerte auf der Flasche.
Unser Pferd ging still weiter,
Es hieß Tivadar,
Und das rechte Rad kreischte, —
Wenn es herumkam
Beim Weiterfahren. —

Als wir rasteten.

Im Westen stieg eine Wolkenbank auf,
Als wir im Wirthshaus saßen
Und zu dem kleinen Fenster hinaussahen. —
Da war ein Mann,
Der sprach von seinem Hofe und seiner Stube,
In der die Fliegen gegen die Scheiben im Fenster flogen,
Und seine Frau spann,
Und in dem Schaukelbette sein Knabe lag.
Und er sagte, er wäre zufrieden,
Denn das Getreide des Feldes wäre herein,
Der Winter käme bald, und der knirschende Schnee,
Und er hätte die heiße Stube;
Und seine Tochter,
Die wollte ein anderer Bauer heimführen,
Und zwei Tage nach Weihnachten wollten sie backen.
Da war auch ein anderer Mann,
Der nicht so viel hatte,
Der sagte, er wäre auch zufrieden,
Denn die Weiden wären billig gewesen im Sommer,
Und die Körbe teuer,
Die Rosen hätten so schön in seinem Gärtchen geblüht,
Die er gepflanzt hätte,
Und Holz wäre in seinem Hofe, rechts vor der Thüre,
Für den ganzen Winter.
Das wäre sein Schatz für die kalte Zeit.
Und er sprach von seinen Kindern,
Er hatte sechs, —
Und er war sehr, sehr zufrieden!
Da schirrte Vater den Tivadar
An die alten schlechten Ziehstricke,
Und Mutter nahm Bruder und ihre Pfeife
Und setzte sich ins Wagenstroh.

Ich aber ging daneben
Und zählte immer, immer weiter
Die Bäume an der Straße.
Da war einer, der stand im Graben fast
Und hatte zu viel Wasser, und bloße Wurzeln,
Der ließ die rothen und gelben Blätter hängen,
Weil er keinen Boden hatte.
Und ich dachte an die Dorfleute
Mit ihren Häusern,
Und als ich mich umdrehte nach der Schenke,
Glühte der Abend in den Fenstern,
Und blauer Rauch war über dem Schornstein.
Da fielen die ersten Gewittertropfen,
— Wir fuhren in das Gewitter hinein —
Ich glaube, ich habe geweint.

Als Nehmècs erschlagen wurde.

Nehmècs hatte meine Schwester lieb,
Sie trug die rothen Korallen über braunen Schultern
Und ein rothes Kleid.
Da zankte er mit Vater an dem Kreuzwege,
Wo wir lagerten,
Und Vater stieß ihn in's Feuer,
Daß die Scheite knisterten und der Kessel überlief,
An dem sich Nehmècs verbrannte.
Da würgte Nehmècs den Vater, bis er todt war,
Und hat ihn hinter einer Esche begraben
Und sich an die Esche gelehnt,
Und ein langes Lied gespielt
Auf seiner braunen Geige.
Da hat Schwester erst geweint und dann gelacht
Und ist mit in seinen Wagen gegangen,

Und ich und Mutter und die anderen
Wir haben alle braunes Bier getrunken
Die ganze Nacht.
Aber Nehmèes hat gar nichts getrunken
Und immer gespielt.
Die Geige hat geweint und geschluchzt,
Weil er so wild spielte — — —
Und als die Sonne aufging,
Hinter dem Steinbruch
Und über die Weizenfelder schien,
Die am Walde lagen,
Da hat Nehmèes auch Tivadar
An die geflickte Deichsel gespannt,
Und wir zogen dem Schatten des Pferdes nach,
Von Vaters Grabe weg,
Wo wir so viel Bier tranken. —
Und Nehmèes Wagen zog voran,
In dem es ganz still war,
Nur manchmal hat die Geige geklappert
Gegen die Holzreifen,
Ueber denen die Leinwandplane hing.
Als es aber wieder Abend wurde,
Da war Nehmèes auch todt,
Den meine Schwester vergiftet hatte.
Und sie haben die braune Geige
Mit in das Loch geworfen,
In dem sie ihn verscharrten.

Hunnenzug.

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Heide, der Regen rinnt,
Von ferne ein Schein, wie ein brennend Dorf,
Matt düsterer Glanz auf den Lachen im Torf.

Da plötzlich ein stampfendes dumpfes Geroll,
Wie drohenden Wetters steigender Groll,
Und lauter und lauter erdröhnt die Erd
Vom stürmischen Nahn einer wilden Herd.

Ein Hunnenschwarm mit laut jauchzendem Ruf! —
Dumpf poltert und donnert der Rosse Huf,
Es erbebt die Heide, der Schlamm spritzt auf
An den dolchbehangenen Sattelknauf.

Ein köcherumrauschter, gewaltiger Schwarm,
Hell klirren die Spangen an Sattel und Arm,
Das Haupt geneigt auf die struppige Mähn,
Die braune Faust an gespannter Sehn. —

Durch den rauschenden Regen wild gellt ihr Schrei,
Immer mehr, immer neue jagen herbei
Von der heimatlosen unzählbaren Schar,
Der der Sattel Wiege und Sterbebett war.

Da endlich die letzten vom Völkerheer, —
Zerstampft und zertreten die Heide umher,
Ein letztes Wiehern im Winde, — als Spur
Auf dem schwarzen Schlamme ein Riemen nur. —

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Heide, der Regen rinnt,
Von ferne ein Schein, wie ein brennend Dorf,
Und düsterer Glanz auf den Lachen im Torf.

Halfdan, Ragnars Sohn.

Die Rose, die neben der Eiche steht,
Sie träumt von Tau und Nacht,
Wenn zorniger Sturm durch die Welten geht,
Da reckt sich die Eiche und lacht.

Und schlägt mit der knorrigen Faust ins Gesicht
Dem Sturme, der wild sich bäumt, —
Das erste Rot durch die Stämme bricht,
Die Rose hat ausgeträumt. —

Und Halfdan, König Ragnars Sohn,
Der liebte Rosen und Mai,
Schwer schien ihm die Kron, und hart der Thron
Drum brach ihn die Welt entzwei. — — —

Um Havapalast der Nachtsturm braust,
König Ragnar rief sein Pferd,
Und griff mit der breiten alten Faust
Nach dem alten breiten Schwert.

Und fuhr vom Lager, auf dem er schlief,
Und sah in den dunkelen Saal:
„Mir wars als ob zum Kampfe mich rief
Schlachtweisensingender Stahl.

Mir hat geträumt in letzter Nacht
Ein Traum gar schauerlich,
Mir träumte, ein Toter gewänne die Schlacht
Und ich glaub — der Tote war ich!

Fünfhundert Schlachten schlug diese Faust,
Die heut vor der letzten nicht bebt,
Das greisende Haar helmnagelzerzaust
Ich sterbe, wie ich gelebt!

Mich rief der Traum und ich folge geschwind
Und reite gen Asaland —
Mich dauert nur mein einziges Kind,
Halfdan mit der Mädchenhand!" — —

Jung Halfdan heute den Sturmhelm trug,
König Ragnar sprach kein Wort,
Da ritt Jung Halfdan zuletzt im Zug,
Und das reisige Volk zog fort.

Sie ritten bis Brawallamoor
Im nebligen Skaneyland. —
Die Königin stand im Süderthor
Am Ohre die bleiche Hand.

Der Boden erschauerte dumpf und bang
Von fern hindonnerndem Huf,
Und tief in den Wäldern der Berge klang
Verschollener Heerhornruf.

Der Kuckuck, der rief und rief aufs neu,
Da hielt er plötzlich ein:
Ein heißes versprengtes Roß schnob scheu
Vom Waldsaum querfeldein.

Und mit dem Abend zog nieder ins Thal
Schwerwuchtenden Trittes das Heer,
Naß glänzte im letzten Sonnenstrahl
Viel Blut auf Brünne und Speer.

Und Ragnar, der Greis, vor die Königin trat,
Wie zerspringende Glocke es klang:
„Ich hab ihn gescholten unkundig der That
Und weichlich und zögernd und bang.

Ich hab ihn gescholten, er schwieg darauf, —
Still ging er, — weil ich ihn schalt:
Das Herz meines Kindes den Pfeil fing auf
Der diesem Herzen hier galt!! — —

Mir hat geträumt in letzter Nacht,
Ein Traum so schauerlich,
Mir träumte ein Toter gewänne die Schlacht, —
Halfdan, der Tote bin ich!!!"

Also sprach Jesaia:

Weh dir, du Stadt Jerusalem, dein Haupt ist krank, dein Herz ist matt,
Und dabei singt die obre Stadt, und singt und harft die untre Stadt,
Weh dir, du Stadt Jerusalem, du Stadt voll Volks, wie magst du lachen,
Da Tag und Nacht, straßauf straßab die Sünden wie die Geier wachen!

Der Herr ergrimmte über dich, der Zorn des Herrn er ist erwacht;
Er wandelt über Libanon und über Basans Eichenpracht,
Er wandelt näher, näher schon, Jerusalem zu deinen Zinnen,
Schon reckt er dräuend seine Faust, und vor der Faust ist kein Entrinnen!

Wie schwarzer Rauch wälzt übers Land sich das Gewölk,
das dich zerstört,
Und tief in Kidrons Fluten rauscht es auf vom Sturm zu
Schaum empört,
Jerusalem, es kommt der Tag, da stolz die Syrer dich
durchschreiten,
Und durch den Wald von Anathoth Mizraims dunkle
Krieger reiten!

Ein Schrei wird gehn durchs ganze Land wie eines großen
Volkes Schrei,
Die müden Augen deiner Nacht reißt auf Assardons Raserei,
Dann wird des Meders braune Faust, die Tochter deines
Volkes fassen,
Er wird auf ihrem weißen Arm die Spuren seines Griffes
lassen!

Das Kind, das du geboren hast, zerschellt an seines Wagens
Rad,
Und mit dem Blute düngt er dir die mederhufzerstampfte
Saat,
Auf Zions Cedertrümmern wird er seinen wilden Göttern
beten,
Im Marmorschutte wird sein Fuß den seidnen Vorhang
Jahves treten! —

Verrauscht ist dann der Harfe Klang, sie liegt am Wege
saitenleer,
Und der Posaune Erz fließt träg, von Glut geschmolzen
drüber her,
Des Feindes Feuer glitzern drauf, die fern die Hügel Gebas
säumen,
Und wochenlang soll überm Land der Rauch vom Brande
Aeras träumen!

Und dann, wenn eure Kniee ihr im Heimatschutte wund gekniet,
Wenn ihr aus rauher Kehle schrill das Bußgebet zum Himmel schriet,
Ihr Männer Judas, was ihr dann in irrem Schrei zu Gott gerufen,
Zerklirrt wie weggeworfnes Glas an seines Thrones Marmorstufen!!

Er hört dich nicht, Jerusalem, wer Ohren hat, der höre mich,
Dein Gott, dein Gott Jerusalem, dein Gott verstieß, verfluchte dich,
Dann raufe dir die Haare aus du, Astaroth, und Rama reiße
In Mitten sein Gewand entzwei befleckt von Staub und blutgem Schweiße!

Und eine dunkle Nacht wird sein, und dumpfer Wehruf rings im Land,
Und eurer Seufzer Kette schlingt sich endlos euch um Fuß und Hand,
Und immer wieder höre ich aus Edom her das Rufen bange:
„Sag Hüter, ist die Nacht bald hin, du Wächter, währt die Nacht noch lange?

Harald.

Er fürchtete nicht den Schleuderstein
Und nicht das sausende Erz, —
Was Harald fürchtete, war allein
Da drinnen sein heißes Herz!

Der Stein wird matt auf seiner Bahn,
Der Speer zersplittert am Turm, —
Doch wenn dies Herz zu stürmen begann,
Das gab einen bösen Sturm! — —

Sie saßen zu zwein am Waldesrand,
Schön Hilde, daneben er, —
Heuduft hing überm Wiesenland,
Und zog im Winde daher.

Sie sah ins Auge ihm lang und tief,
Und reichte die Hand ihm stumm,
Ein Schauer durch seine Glieder lief, —
Er wußte nicht warum.

Sie sah ins Aug ihm tief und lang,
Und die Hand, die er hielt ward heiß,
Und als er das Mädchen stürmisch umschlang,
Ward rot ihre Wange weiß.

„Hörst fern du die Wachtel im Aehrenfeld? —
Die Schnitter gehen zur Ruh,
Im Abendfrieden schlummert die Welt,
In meinem Schoße schlaf du!“

Er lehnte sein Haupt an die weiche Brust,
Ihr Haar floß über ihn hin,
Und der Duft des Haars mit wilder Lust
Berauschte seinen Sinn.

Und es stieg in die Augen ihm siedend heiß,
Und die Leidenschaft rührte ihn an,
Auf seiner Stirne taute der Schweiß, —
Sein Herz zu stürmen begann.

Tief atmend lehnte sie da am Hang,
Halbgeöffnet der brennende Mund, —
Da ward jung Haralds Mut so bang,
Und er ging von dannen zur Stund. —

Jung Harald fürchtet keinen Stein
Und keines Speerwurfs Erz,
Was Harald fürchtet ist allein
Da drinnen sein heißes Herz.

Der Stein wird matt auf seiner Bahn,
Der Speer zersplittert am Turm, —
Doch wenn dies Herz zu stürmen begann,
Das gab einen bösen Sturm!

Manon, die Geigerin.

Als du die Geige hieltest,
Als du Czardas spieltest,
Blicktest du tief mich an Manon,
Durch das Lärmen des Kellers klang
Schrill ein weher Ton, Manon,
Als eine Saite sprang
Weh!

Heute, nach tausend Küssen,
Heut, wo wir scheiden müssen
Blickst du so müde mich an, Manon,
Durch das Donnern des Zuges klang
Schrill ein weher Ton, Manon,
Ob eine Saite sprang? —
Weh!

Mein Zimmer. (Apelern)

Zum ersten Mal ein eigner Raum
Mit lauter eignen Dingen, —
Wers nicht erlebt, der glaubt es kaum
Wie süß das Wort kann klingen.

Wie grüßen lieb und traulich mich
Hier meiner Freunde Gesichter,
Und dort wie vornehm brüsten sich
Des Hofballetes Lichter!

Daneben glänzen Orden viel,
Die ich im Tanz errungen
Und manch Gesicht, das ich im Spiel,
Und manches schwer bezwungen.

Der Schnürenrock hängt an der Wand
Daneben die Pfeifen ragen, —
Die wissen alle vom Neckarstrand
Gar lustge Geschichten zu sagen.

Die Zettel selbst der Polizei
Dort aus der Ecke blicken —
Ja ja, man thut oft mancherlei,
Was sich nicht recht will schicken!

Und Bilder über Bilder sind
Von Reisen aufgehangen, —
Viel tausend Wege zieht der Wind,
Viel tausend bin ich gegangen. — —

Und mitten in dem allen steh
Ich selbst mit meiner Pfeifen,
Daß ich so lang trug Heimatsweh,
Heut kann ichs kaum begreifen!

Den Taback handelte ich ein
Beim Krämer hier im Orte,
Er sagte mir: „O de is fein
S'is Herrn Pastor sin Sorte!"

So sitze ich vom Rauch umschmiegt
Und denke nicht ans Scheiden,
Und vor mir aufgeschlagen liegt
Der von der Vogelweiden.

„Ich han min Lehen all diu Welt
Ich han min Lehen!" so klang es, —
Die Wachteln schlugen auf seinem Feld
„Wir han ein Nest!" so sang es.

Vom Garten draußen scholls herein,
Sie thäten sein Land umfrieden, —
Er sah in seine Welt hinein,
Herr Walter war sehr zufrieden!

Der letzte des Stammes.

Wie liegt das Dörfchen so feierlich still
Inmitten der blühenden Auen?
Wie zittert der Glocken leidvoller Ton
Empor zum Himmel, dem blauen?!
Warum kein Pflüger auf Feld und Flur
Trotz des Werktags sorgenden Stunden?
Und warum dort auf des Schlosses Turm
Die Flagge halbmast gebunden? —

Ich gehe die Straße, staubig und schwül,
Von der glühenden Sonne beschienen,
Im Feiertagskleid vor den Thüren stehn
Die Bauern mit ernsten Mienen,
Ich trete durchs hallende steinerne Thor
In des Schloßhofs schattige Kühle, —
Stumm liegt er da, wie oben im Saal
Der Tote auf linnenem Pfühle

Der letzte des Stammes von hinnen ging
Und verließ die Burg seiner Ahnen,
Verweht im Winde ein altes Geschlecht,
Zerrissen des Ruhmes Fahnen.
Im Hofe, wo sonst nur Rüdengebell
Und des Hifthorns Lieder erklangen,
Da rauschte die Linde ein altes Lied,
Und leise die Vöglein sangen.

Und wie ich die Treppe, die steile, erstieg
Und ging durch des Kreuzgangs Hallen,
Da hing an den Wänden manch Ahnenbild,
Und wundersam hört ich es schallen:

„Uns sah man vor Zeiten herrlich und kühn
Durchs Leben, durchs wechselnde, wandern,
Du letzter Sproß, du einsamer Mann,
Komm her, komm her zu uns andern.

Wir waren an Höfen in Gold und Glanz,
Jetzt sind wir von Moder zerfressen,
Wir zogen zum Kriege mit Roß und Mann,
Jetzt sind wir verschollen, vergessen,
Wir liebten und sangen so manches Lied,
Wie schnell die Lieder verklangen!
Wir glaubten, wir hätten für ewig gelebt,
Und alles vergangen, vergangen! —

Du letzter Sproß, du einsamer Mann,
Steig nieder zur Gruft, zur kühlen,
Du wirst in unserer stillen Reih
Verlassener nicht dich fühlen! —
Sie werden dir über der Gruft den Schild,
Das Wappen zerspalten in Trümmer,
Und rufen dem Letzten das letzte Wort:
Noch heut, doch von heute an: Nimmer!" *)

Der Sünder.

Er war ein Stürmer, der nach Licht verlangte,
Und dessen Geist vor keiner Regel bangte.

Er ging durchs Leben rauh und wild, — und immer
Lag über seiner Stirn ein düstrer Schimmer.

Er stürzte hundert blasse Ideale
Und fand den Weg doch nicht zum hellsten Strahle.

*) Alte Sitte beim Aussterben eines Geschlechtes.

Er starb. Und seine Seele trat gelassen
Vor Gott, gewiß, er werd sie büßen lassen.

Doch Jahve sprach: „Geh ein zu den Gerechten
Du warst ein Feind den Kleinen und den Knechten,

Die Flüche derer, die du hast zertreten,
Sie haben deine Seele freigebeten!“

Auch einer.

Er schrie zur Sonne mit verdorrter Kehle:
„Hilf mir im Kampf du meine große Seele!“ —
Sie haben gelacht.

Um ihn war Licht, wohin er sich gewendet
Sein großes reiches Herz hat er verschwendet, —
Sie haben gelacht.

Auf seinem Grab die Marmorplatte sprach:
Ein großes Volk weint seinem Dichter nach . . .
Hat es geweint?

Rache.

Es ist im Sommer gewesen,
Die Felder wogten so schwer,
Da bin ich von der genesen,
Die ich geliebt bisher.

Da sprang die Lieb in Stücken,
Die Treue brach entzwei,
Und nun kann mich beglücken
Kein Weib, wie schön es sei.

Ich kann mirs nicht verhehlen:
In mir ein Teufel wacht,
Der lauert und fängt sich Seelen
Zerbricht sie und lacht und lacht.

Die Else.

Nein, was die Else plaudern kann!
Von Malerei und Theater,
Von ihrer Pension, von dem Ponygespann,
Von der Lora und ihrem Kater.

Nein, was die Else lachen kann!
Ueber Stücke, die ihr gefielen,
Und übers Vielliebchen, das sie gewann,
Und die Kugeln beim Bocciaspielen.

Nein, was die Else fragen kann!
„Was ist eine gute Geschichte?"
„Und welches Versmaß wenden Sie an?"
„Wann dichten Sie Ihre Gedichte?"

Nein, was die Else tanzen kann!
Herüber den Saal und hinüber,
Sie sieht mich mit leuchtenden Augen an, —
Und ich, — da schweige ich lieber!

Ich weiß ein Lied.

Ich weiß ein Lied,
Ein süßes, klingendes Lied!
Von einer holden Blüte im Mai,
Von zwei lachenden Augen blau und licht
Voller Güte und strahlender Schelmerei,

Von einem rosigen Angesicht —
Weiß ich ein Lied!

Ich weiß ein Lied,
Ein süßes, klingendes Lied!
Von einer Liebe verschwiegen und treu,
Die tief in zwei jungen Herzen wohnt,
Von einer Liebe so zart und scheu,
Wie der Elfen Reigen im scheinenden Mond —
Weiß ich ein Lied!

Der Abschied.

Wir gingen zu zwein
An des Feldes Rain,
Wo Knospen die Schlehe trägt,
Er hatte den Arm
Und die Hand so warm
Mir traut um die Schulter gelegt. —
Und die Sonne stand tief.

Und wir blieben stehn,
Auseinander zu gehn,
Und gaben uns leise die Hand, —
Und waren so stumm, — —
Und er wandte sich um, —
Die Thräne im Auge ihm stand, —
Und die Sonne wie rot!

Der letzte Sang
Der Lerche verklang,
Und die Nebel stiegen im Grund,
Und der Wind wie kühl,
Meine Stirne wie schwül,
Und das Herze, so heiß und wund; — —
Und die Sonne versank.

Ein traurig Lied.

Ich hör des Abends Weise,
Die Welt verblaut ganz leise.
Fern blitzt im Abendstrahl die Stadt.
Am Waldsaum droben stehen
Zwei die ins Weite sehen,
Und deren Herz so wenig Frieden hat.

„Viel besser wärs geschehen,
Ich hätt dich nie gesehen,
Wo uns doch keine Hoffnung blieb!" —
In thränenbangem Schweigen
Ein müdes Hauptesneigen
„O du, und ich hab dich ja doch so lieb!"

„„Was kümmern uns die andern,
Komm, Herzlieb, laß uns wandern
Tief in die blaue Welt hinein,
Bis wir nach Thule kommen
Dem Eiland dunstverschwommen,
Wo unser Herz von allen Sünden rein!"

Der Andere.

In den weichen Brüsselteppich sinken
Lautlos seine scheuen, raschen Schritte, —
Ineinander sich vier Augen trinken . . .
Zögernd steht sie in des Zimmers Mitte.

Zitternd vor Erwartung liegt ihr Finger
Auf den feuchten Lippen: „Leise, leise!!"
Ihrer Hände Wehren wird geringer;
„„S' ist das letzte Mal, du, eh ich reise!""

Hastge Arme sehnend sich verflechten,
Liebedurstig sich die Glieder dehnen;
Und als ob sie sich verwunden möchten,
Kämpfen weiche Lippen mit den Zähnen.

Schritte auf dem Corridor. Ein Degen
Streift die Möbel in dem engen Gange —
Öffnen Armes fliegt sie ihm entgegen:
„Liebster Mann, heut bliebst du aber lange!“

Meiner Mutter.

Mein Haupt will ich bergen wie einstens
In deinem Schoß,
Ich that es vor Zeiten als Knabe, —
Nun bin ich groß.

Von der Stirne streich mir die Locken
Leise fort
Und sprich mir wieder wie damals
Ein zärtlich Wort.

Und küsse die brennende Wange
Deinem Kind
Und trockne am Auge die Thräne,
Die heiß mir rinnt.

So will ich liegen und träumen
Wie einst ich that
Und vergessen, daß ich ins Leben,
Ins wilde, trat.

Letzter Wille.

Wenn einst die Lippe zum letzten singt,
Wenn ich fühle der Sichel Stunde,
So kommt, meine frohen Freunde, und schlingt
Eine heitere Tafelrunde.

Zum Tische führt meinen wankenden Fuß
Und füllt mir die Schale mit Wein
Und drückt auf die Wange den Abschiedskuß
Und lasset uns fröhlich sein!

Mit frischen Blumen schmückt mein Haar,
Wir sind bei edelem Feste,
Drum haltet die Augen auch hell und klar,
S' ist euch und mir ja das beste!
Und laßt uns reden von alter Zeit
Und schwärmen, als wären wir jung,
Es sei meine letzten Stunde geweiht
Liebsel'ger Erinnerung.

Und wenn ich dann tot, so leert den Pokal,
Bringt nicht mich in die Kapelle,
Ihr sollt mich geleiten zum letzten Mal
Zu des Waldes schattigster Stelle,
Dort gebt mich der Mutter, und streut aufs Grab
Viel Rosen, wie Purpur so rot,
Zerbrechet die Laute, den Wanderstab
Zum Zeichen, ich sei nun tot!

Carl von Arnswaldt †.

(Gestorben am 26. Oktober 1897.)

Die stummen Augen todesschwer,
So liegt er da im kühlen Leinen,
Den Mutteraugen nimmermehr
Ins Leben weinen. —

In seinen Liedern lag so viel,
So ahnungsbanges Todestrauern,
Wie Gottgedanken fremd und kühl
Durch Kirchen schauern.

Er saß so gern mit läſſiger Hand
Und lauschte auf den Ton, den bangen
Wenn rings ihr Lied im Ernteland
Die Sicheln sangen.

Drum ist auch, als ein Sommer schied,
Sein scheues, zartes Herz zersprungen
Und war des Jahres Abschiedslied
Auch ihm gesungen.



Georg Freiherr von Ompteda.

Georg Freiherr von Ompteda, wurde am 29. März 1863 zu Hannover als der Sohn eines königl. hannov. Hofmarschalls und Kammerherren geboren. König Georg V. war sein Pate. Nach der Annexion Hannovers durch Preußen 1866, lebte die Familie erst in Oesterreich, dann in Dresden. Hier besuchte O. das Kadettenhaus, trat in das 1. königl. sächs. Königshusarenregiment ein, bezog als Fähnrich die Kriegsschule und stand seit 1883 nachdem er zur Reitschule in Dresden kommandirt gewesen bei seinem Regimente in Großenhain. In den Jahren 1889—92 besuchte er in Berlin die Kriegsakademie, nahm dann aber als Premierlieutenant den Abschied und widmete sich der Schriftstellerei. Als solcher lebte er erst in Berlin und seit einiger Zeit nun in Dresden. — Freiherr von Ompteda ist namentlich Romanschriftsteller und Novellist. Von seinen Werken seien hier erwähnt: „Freilichtbilder" (Nv.), 1891, „Die Sünde", (Geschichte eines Offiziers), 1891, „Drohnen" (Modern. Rom.), 1892, „Vom Tode", (Nv.), 1893, „Unter uns Junggesellen" (Freie Geschichten), 1894, „Nach dem Manöver" (Drama), 1894, „Unser Regiment" (Ein Reiterbild), 1895, „Die sieben Gernopp", (Eine lustige Geschichte), 1895, „Leidenschaften" (Nv.), 1896, „Sylvester von Geyer" (Roman 2 Bd.), „Maria da Caza" (Rom.), 1897, „Der Zeremonienmeister" (Rom.), 1898. Seine Dichtungen erschienen 1889 unter dem Titel: „Von der Lebensstraße und andere Gedichte".

Entnahme aus „Von der Lebensstraße" und aus „Moderne Lyrik".

Freiherrenlied.

Als Junker frei geboren:
Freiherr von, und Baron;
So standen meine Väter
Zunächst dem Königstron!

Doch meiner Väter Väter,
Auf freiem Grunde frei:
Sie beugten nie den Nacken,
Vor wem es immer sei.

Dem Kaiser Heerbann zollten
Sie nur in Krieg und Not.
Den Heimatboden färbten
Mit ihrem Blut sie rot.

Nun kamen andre Zeiten:
Die Geister wurden frei!
Sind wir, die „freien Herren",
Denn jetzt nicht mehr dabei?

Die Zeit verstehen suchen,
Weitab von der Partei,
Die Brust dem Neuen offen,
Das nenn' ich wirklich frei!

Von Vorurteilen frei sein,
Für alles weit das Herz,
Und mitgefühlt die Freude,
Und mitgefühlt den Schmerz.

Nur ungebeugt den Nacken,
Nicht Speichelleckerei!
Nach oben stolz, doch freundlich
Der Blick nach unten sei!

Kein Mensch kann mehr mir gelten,
Als was ich selber bin,
Doch unter mir steht immer
Gemeiner Sklavensinn!

Nur wenn sich einer brüstet,
Und dumm sich überhebt:
In mir der alte Freiherr,
Der Ahn, von neuem lebt.

Doch wer ganz freien Geistes,
Ist Freiherr so wie ich!
Den grüße ich mit Handschlag
Als Bruder sicherlich!

Bruderstolz.

Es war auf dem Balle ....

Ich könnte nicht sagen,
Wer die Schönste gewesen!
Schön waren sie alle ......
Da begann ich zu lesen
Der Schönheit Gesicht:
Dort stand viel geschrieben
Von Verstellung und Dunst
Von genossenem Lieben
Und von Heuchelkunst.
Doch eins fand ich nicht:
Der Wahrheit Augen!
Was sollten die auch
Auf dem Balle taugen?
Da dachte ich Dein,
Mein Schwesterlein!
Häßlich bist Du!
Hast grobe Züge!
Doch Deine Seele ist klar und rein:
Ein Paradies! Noch nie trat hinein
— Die Lüge! —

Erster Kuß.

Weißt Du noch, wie wir zusammen standen,
In der kleinen Stadt, im stillen Haus?
Stumm sich unsre Hände langsam fanden,
Da wir sahen in die Nacht hinaus.

Offen stand das Fenster und gezogen
Kam von drüben Tannenduft herein!
Und ich sah die Brust Dir atmend wogen,
Da Du sogst den Waldesodem ein!

Wie ein Seufzer klang es tief und bange!
Fragend blickte ich Dir ins Gesicht,
Zögernd küßte ich Dir heiß die Wange,
Zitternd, zagend, und Du zürntest nicht!

Weiter wagt' ich nicht, ich legte schweigend
Mein Gesicht nur an das Deine an,
Und Dein Haupt zu meinem leise neigend
Gabst Verzeihung Du dem kühnen Mann!

Lange starrten wir hinaus ins Dunkel,
Regungslos, ein Doppelbild von Stein!
Schwarz die Nacht, nur mattes Sterngefunkel
Fiel auf uns mit halberloschnem Schein!

Und nun denk' ich der verflossnen Stunde,
Jener, die zusammen uns geführt:
Da mit schüchternem, verschämten Munde
Ich zum erstenmale Dich berührt!

Jahre gingen drüber hin, wir küßten
Heiß und brennend uns viel tausendmal!
Doch vergaß ich nimmer unter Lüsten
Jenes ersten Kusses Glück und Qual!

So wie damals kehrt es nimmer wieder:
Einmal währt nur erste Seligkeit!
Einmal erster Kuß und erste Lieder,
Frommer Glaube, Mai und Jugendzeit!

Der alte Weg.

Da bin ich neulich zum ersten Mal
Des alten Weges gegangen,
Den einst ich schritt so oft voll Qual,
Voll Glück, in heißem Verlangen!

Ich weiß nicht, wie es grade kam,
Daß ich ihn wieder geschritten:
Ich fand mich plötzlich, wundersam
In Eures Gartens Mitten!

Die Bäume rauschten noch im Wind,
Wie sie einst früher rauschten,
Die Lüfte wehten noch so lind,
Als wie wir Küsse tauschten!

Der Springbrunn plätscherte noch laut,
Wie einst in alten Zeiten,
Nach Deinem Fenster hab' ich geschaut
Scheu im Vorüberschreiten!

Das kleine Fensterlein stand auf,
Die Läden zurückgeschlagen!
Mir war's, als müßte der Wind hinauf
Den Schall der Schritte tragen!

Und sinnend blieb ich im Schatten stehn,
Der alten geliebten Rüstern,
Die einst so oft mit ihrem Weh'n
Betäubt der Liebe Flüstern!

Mir war's als müßte Dein liebes Bild,
Wie einst da droben erscheinen,
Und über mich kam's so weh, so wild:
Ich mußte weinen . . . . . . weinen!

Lebensregeln.

I.

Wenn sie belachen, was sie nicht verstehn:
    Laß sie gehn!
Du mußt Dich über Pöbel nicht ereifern:
    Laß ihn geifern!
Das ist doch alt, was in den Kopf nicht geht,
    Nicht besteht!
Zwar das, daß hinter den Bergen noch wohnen Leute . .
    Glaubt man heute!
Daß hinter den Leuten wieder Berge in Sicht . . . . . .
    Glauben sie nicht!
Sei also klug und sprich vor jenen Zwergen
    Nicht von den Bergen!

II.

Was wirst Du zeigen
Dem Pöbel Gefühl,
Der nüchtern und kühl,
Vor Edlem stumm!

Sei nicht dumm:
Sie, die sich nur vor dem Geldschrank neigen,
Werden schweigen! .
Oder vielleicht auch werden sie lachen!
Laß die Erbärmlichen, Faden, Flachen!
Laß sie doch schachern, zoten und schrei'n,
Laß sie sich gegenseitig bespei'n!
Misch' Dich nicht drein!
Freu' Dich am Schönen!
Du kannst es bekrönen,
Im Kämmerlein!

In der Sommernacht.

In der Sommernacht, in der Sommernacht,
Da ist die Liebe, die Liebe erwacht!
Sie schlich sich lange um Hof und um Haus
Und wußte nicht ein und wußte nicht aus!
Sie suchte nach Namen, nach bergendem Kleid
Und nannte sich Oede und Einsamkeit.
Und war doch Leben und Lebensdrang
Und war doch Lachen und Becherklang!
Sie borgte der Freundschaft mildes Licht
Und war doch alles, nur Freundschaft nicht!
Und wußte nicht ein, und wußte nicht aus!
Da schlich sie sich endlich in Hof und Haus:
Da ist die Liebe, die Liebe erwacht,
In der Sommernacht, in der Sommernacht!

J. D. Plate.

Johann Dietrich Plate, (Ps. Lüder Woort) wurde am 18. Januar 1816 zu Masen in der früheren Grafschaft Hoya geboren, bildete sich im Seminar zu Stade zum Lehrer aus und wirkte als solcher an verschiedenen Orten im Regierungsbezirke Stade und im Gebiete der Stadt Bremen. Im Jahre 1847 nahm er wegen Krankheit seinen Abschied und zog nach Amerika, kehrte aber schon im folgenden Jahre zurück und erhielt zuerst im Lande Wursten und nachher im Lande Hadeln wieder Anstellung. 1886 trat er in den Ruhestand und lebt noch jetzt in Groden bei Cuxhaven.

Entnahme aus „Plattdeutsche Dichtungen", Bremen 1880.

De Mael.

Dat Maelrad dreiht versteken
Im Busch sik ahne Rau,
Dar wahnt en hartleev Mäken,
Dat dreiht sik mal so gau.

Ik leet dat Korn dar mahlen,
Dat worr so fin un witt.
Se hett dat Hart mi stahlen;
Ik weet nich, wo dat sitt.

Ik hör de Mael dar klappen,
De hätt son dumpen Klang;
Ik much den Bek verstoppen,
De drift den Maelengang.

Ik seh dat Water fleten
Tor groten See hendal
Un much dat Water möten,
Denn wee'rt mol still eenmal.

Ik much as Vagel flegen;
Ik weet nich, wat ik much.
Ik wull, se weer min egen,
Denn harr ik eenmal nog.

De arme Deern.

Dar steit vaern Dörp up Wegen,
De krüzend got tor Feern,
Des Nachts bi Störm un Regen
To manche Tid en Deern.

Se kikt nich nach de Steeren,
Se kikt nich na de Maan;
Dat is, as wenn de Deeren
Wat ganz Bedröftes ahn.

Se is as Schatten swebend
Un üm de Tähne weiht
Er Haar; Keen weet, wenn lebend
Wenn spökwis se dar steit.

Man hört tor Spöktidsstunne,
Wenn se sik glövt alleen,
En Klang ut eren Munne,
De jammern much en Steen:

„Wo büst du Rüter bleben
„Mit din swartbrune Per?
„Du kumst woll in din Leben
„To mi nich wedder her

„O! harrn se di doch schaten;
„Denn raust du as en Held,
„Könnst mi nich sitten laten
Ton Spott vaer alle Welt.

„Du heſt mi Tröe ſwaren
„An düſſen Schedeweg.
„Min Unſchuld is verlaren;
„Min Ehrenkranz is weg.“

Dröſcherleed.

Klipp un klapp!
Dreih de Flaegelkapp.
Lat den Knüppel rüuner batſchen
Un de Garwenhalme quatſchen.
Dreih de Flaegelkapp.
Klipp un klapp.

Klipp un klapp!
Mak den Arm nich ſlapp.
Baben Kopp den Arm ſlank rögen,
Is de Dröſchers ehr Vergnögen.
Mak den Arm nich ſlapp
Klipp un klapp.

Klipp un klapp!
Dat gift Brod int Schapp.
Aarn wi Früchte, dröſch wi Garwen,
Bruk wi Winters nich to darwen.
Gott gift Brod int Schapp
Klipp un klapp.

Klipp un klapp!
Klütjen füllt dat Napp.
Dröſchen makt dat Eten ſöte,
Gift uns recht geſund Geblöte.
Klütjen füllt dat Napp.
Klipp un klapp.

Klipp un klapp!
Geit dat Annern knapp,
Kün wi jüm to eten geben;
Denn wi hebbt genog to leben,
Steit uns gar nich knapp.
Klipp un klapp.

Klipp un klapp!
Nich na'n Athen snapp.
Eben Mate will wi kloppen;
Sünd wi mö, denn lat uns stoppen.
Nich na'n Athen snapp.
Klipp un klapp.

Inn Winter.

De Vagel in de Luft sünd still
Un hebbt keen gode Lunen;
Se freert un feddert bi de Küll
Un schüttelt af er Dunen.
De fallt tor Eer, holt warm de Saat;
Doch fleegt se, wenn wi buten stat,
Uns kolt üm Näs' un Ohren.

Dat is en harte Winterstid,
De fruchtbar is nich minner.
Isschrackel hangt ant Dack so sit
Bet up de Eer herünner.
Warüm se in de Höch nich waßt?
Wat upwarts stiggt hett ok sin Last:
Dat mark di, wenn du grot büst.

Denn sett di man bin Aben dal
Un lat et sneen dar buten,

Un wenn du Blomen sehn wullt mal,
De waßt an Fensterruten.
Doch wenn de Vagel lustig weert,
Denn röster dich nich mehr bin Heerd,
Du warst sonst week as Botter.

Up de Bramster Heide.

Up de Bramster Heide geit en steenern Mür
Uem den Barg, wo binnen liggt de Hüne Lür.
Tüten lopt bin Grabe, schreet dar awerlang,
Dat de Heide wackelt. Kinner ropt dar mank:
Tür Lür
Bött Für!

Doch am düstern Abend holt sik Jeder feern;
Denn mit Dodesschatten spaßt en Minsch nich geern.
Na de ole Sage spökt dat awerlang
Up den Hünengrabe, roppt mit dumpen Klang:
Tür Lür
Bött Für!

Mal ins broch en Junge Abends Per nae Weid,
Wull den Hünen tarren, grael in wille Freid;
Bi sin Ropen baller lud de Swaepenknall,
Gräsig klung vann Barge trügg de Wedderhall:
Tür Lür
Bött Für!

Un dat Maanlicht schimmer achtern Barg herut
Mal dar Risenschatten up dat Heidekrut.
Aengstlich jag de Junge trügg mit sine Per,
Un am annern Morgen lev he al nich mehr.
Tür Lür
Bött Für!?



Friedrich Plettke.

Friedrich Plettke, Sohn eines Landwirts und Bienenzüchters in der Lüneburger Heide, geb. 2. Januar 1864 zu Flinten, Kreis Uelzen, besuchte 1881—84 das Seminar zu Bederkesa, war darauf 2 Jahre Lehrer zu Engeo bei Bremervörde, seit 1886 Volksschullehrer in Geestemünde. Wurde 1884 mit Hermann Allmers bekannt, dem er seine ersten dichterischen Versuche zeigte und der ihn zu weiterem Schaffen aufforderte. Im Laufe der Jahre entstanden nun wohl viele Dichtungen von Plettke, aber gelegentlich nur erfolgten einige Veröffentlichungen. — Da kam der Dezembersturm von 1894, in welchem sechs Dampfer mit ihrer ganzen Besatzung untergingen und Plettke schrieb seine Dichtung: „Die Sturmflut raste übers Meer“. In wenigen Tagen ging diese durch sämmtliche nordwestdeutsche Zeitungen.

Für den jungen Dichter folgte nun eine reiche Schaffenszeit. Im Herbst 1896 erschien bei Henke in Geestemünde seine Gedichtsammlung „Strandgut“, die sehr günstige Beurteilung fand, so z. B. von Allmers in der Weserzeitung und von K. im „Hamburger Correspondenten“. —

Plettke lebt z. Zeit noch als Lehrer in Geestemünde.

Entnahme aus: „Strandgut“ und Orignalbeiträge.

Sonett.

Aus wackerm Bauernstamm bin ich entsprossen;
Ich trank mit Muttermilch gesunde Kraft,
Die weder Sturm noch Sonnenbrand erschlafft,
Die zäh' am Streben festhält unverdrossen.

Und treue Liebe hab' ich reich genossen.
Sie war es, die der Unrast mich entrafft',
Sie ist's, die höchstes Erdenglück mir schafft;
Als Heiligtum halt ich sie treu verschlossen.

So lange Kraft und Liebe mich verbleiben,
Soll nie nach schnödem Golde mich verlangen
Und nie nach Ehr' und Ruhm und gleichem Tande.

Der Liebe will ich meine Kraft verschreiben!
Sie trieb die erste Glut in meine Wangen;
Ihr weih' die letzte ich am Grabesrande.

Ein Dichter nur will ich sein.

Kein Denker voll tiefer Gedanken,
Ein Dichter nur will ich sein,
Nicht glänzen mit Schlußpointen
Und anderem falschen Schein!

Wenn mir in geweihter Stunde
Ein Lied der Feder entglitt,
Da floß statt tiefer Gedanken
Mir nur das Herzblut mit.

Der Tag ist trüb'.

Der Tag ist trüb', der Regen streicht
Am Fenster triefend nieder;
In meine Seele aber schleicht
Der stille Gram sich wieder.

Was ich geträumt, zerrann in nichts;
Mein Hoffen ging zu Rüste.
Kein Strahl des reinen Himmelslichts
Noch meine Seele küßte.

Im Herzen Gram, die Seele Nacht;
Mein Glück thät all zerrinnen.
Und soll das Sein, trotz Mut und Macht
Zum Schluß, noch weiter spinnen? —

Düster sinnend stehn die Föhren.

Düster sinnend stehn die Föhren
Wie in tiefes Leid versenkt.
Leises Wimmern! Bang erschauern!
Und mein Herz im stillen Trauern
Wehmutweich der Heimat denkt.

Dunkle Föhren, laßt mich träumen
Von der fernen Jugend mein!
Wie viel Glück und Träume haben
Ach die Jahre schon begraben!
Möchte selbst begraben sein!

Engel oder Dämon.

Als ich gestern ging zu scheiden,
Nahe wars um Mitternacht;
Eingehüllt in Schnee und Mondlicht
Lag die Welt in hehrer Pracht.

Standest da in Schönheitsfülle
Wie ein Engel hold und licht,
Weiche Lockenflut umrahmte
Schwarz Dein bleiches Angesicht.

Doch aus dunklen Demantaugen
Im belebten Marmorbild
Blitzt' und sprühte mir entgegen
Ein Verlangen glutenwild.

Halb ein Engel, halb ein Dämon!
Mich verfolgt ein Doppelbild!
Ob dem Dämon, ob dem Engel
Meine heiße Liebe gilt?

Gruß.

Stiller Mond, hast uns belauscht,
Wo der Bach im Thale rauscht.
Heute ziehst du wieder hin;
Grüß' und sag' ihr, wo ich bin!

Sag' ich sei ihr stets noch treu,
Meine Lieb' sei ewig neu.
Sag' ich send' ihr einen Gruß,
Freut sie sich — auch einen Kuß.

Im Thal am stillen Teich entlang.

Im Thal am stillen Teich entlang
Da sind wir einst gegangen.
Die Bäume rauschten, die Nachtigall sang;
Mein Arm hielt dich umfangen.

Du schautest still beglückt empor
Ins weite Reich der Sterne.
Das Traumreich erschloß Dir sein glänzend Thor
In weiter Himmelsferne.

Du sprachst und schautest mich sinnend an:
„Dort droben wohnet Frieden.“ —
Ich sprach und küßte Dein Auge dann:
„Doch das Glück, es wohnt nur hienieden!“

Du klagst, daß ich so ruhig bin.

Du klagst, daß ich so ruhig bin,
Als wär' die Lieb' erstorben.
O klage nicht! Es hat mein Sinn
Die Ruh' sich schwer erworben.

Ein Spielball meiner Leidenschaft,
Hab ich im Bann gelegen,
Bis ich der Fessel mich entrafft,
Mir selbst und Dir zum Segen.

Nun haben ausgeglüht in mir
Die ungewissen Funken,
Und rein're Liebe weih' ich Dir;
Die alte ist versunken.

Die Seele ist so willensbar.

Vielleicht, wenn Du die lieben Hände
Mir legtest auf die heiße Stirn,
Vielleicht, daß dann der Wahnsinn wiche,
Der einziehn will ins kranke Hirn.

Wie soll ich ihm den Eingang wehren,
Die Seele ist so willensbar;
Sie hat an einer heimlichen Wunde
Sich still verblutet ganz und gar.

Am Strande.

Die Wellen rollen zu Lande;
Es schwillt herauf die Flut.
Am fernen Wolkenrande
Hängt letzte Sonnenglut.

Aus tiefem Meeresgrunde
Tönt dumpfes Murmeln herauf,
Als stiege grollende Kunde
Von toten Lippen auf.

Wo ist Frieden?

Klar und rein erstrahlt der blaue Himmel,
Mild und goldig scheint die Herbstessonne,
Und es fluten ihre lichten Strahlen
Spielend durchs Gezweig der dunklen Tannen,
Ruhen sinnend auf den grünen Wiesen,
Ruhen sinnend auf dem gelblich grünen
Rasen unterm Lindenbaum im Dorfe.
Und der Wind erhascht sich gelbe Blätter,
Läßt sie fallen, und sie sinken müde
Nieder auf die Bank am Fuß der Linde.
„Stille Bank, o laß mich niedersitzen,
Daß sich Aug' und Seele hier erlaben
An dem stillen Paradiesesfrieden!

Allen Glanz der bunten Welt da draußen,
Gold und Ruhm und all' die falschen Gaben,
Allen Taumel ihres falschen Glückes
Hat mein friedensel'ges Herz vergessen.
Hier wohnt Frieden, hier das Glück des Lebens!" —
Frieden? — Sieh die Männer, schwarz gekleidet —
Langsam öffnen sich des Hauses Pforten —
Kerzenschimmer! — Männer mit entblößtem
Haupte tragen einen Sarg, und stille
Beter folgen andachtsvoll und trauernd. — —
Leises Schluchzen klingt zu ihm herüber,
Und der Wand'rer steht in sich versunken,
Schweigend starrt er nach dem stillen Zuge,
Sinnend steht er, bis der Sarg entschwunden.
Eine Thräne stiehlt sich heimlich ihm vom
Antlitz und er ziehet schweigend weiter.

Im Nebel.

Novembernebel hüllt die Fluren ein,
Und tiefe Stille waltet rings umher.
Ich wandele allein;
's ist Sonntagmorgen, und der Pfad ist leer.
Zu mir herüber klingt der Glocken Klang;
Gar seltsam feierlich
Ertönt mir fragend der Gesang:
„Wo treff ich Dich?
Treibt kein Verlangen Dich ins Gotteshaus?
Wie sangst Du sonst andächtig mit!
Und heute lenkst in Nebel Du hinaus
Den irren Schritt?"
Und warm steigt's auf im Herzen mir,
Und eine Thräne quillt gar heiß empor.

„O blinder Thor,
Wie war doch einst so selig Dir,
Als Du noch sangst andächtig mit im Chor!
Nun irrst im Nebel Du umher,
Wo Unglücksraben Dich umschrei'n.
Lenk' um den Schritt und kehr'
Im Gotteshause wieder ein!" —
Sei still, o Herz! Ich wandele allein,
Und brächt' die Wahrheit mir noch mehr der Pein,
Nie lenkt sich meine Bahn
Zurück zum Wahn!

Die Sturmflut raste übers Meer.

I.

Sylvester war's!
Zum letzten Mal im alten Jahr
Rief Glockenklang zur Kirche die Gemeinde.
Da saß ich denn im dichtgefüllten Raum
Und lauschte still der Orgel hehrem Klang,
Und war so ganz in mich versunken,
So ganz im Banne der Sylvesterstimmung
Und der Erinn'rung an das alte Jahr.
Da weckte mich ein leises Schluchzen,
Zur Seite sah ich —
Und sieh, da saß ein altes Mütterchen
Im schlichten Kleide neben mir,
Im Antlitz Falt' an Falte,
Die Hand schwielhart vom Fleiß,
Gebeugt der Rücken von der Jahre Last.
Und schluchzen hört' ich sie und weinen
So herzergreifend und so bitterlich,
Wie nur die Mutter weint.

Wenn ihr der Tod ein blühend Kind geraubt.
Da wußt' ich, was sie weinte:

Die Sturmflut raste übers Meer,
Sie harrt des Sohnes Wiederkehr;
Sechs Schiffe sind ausgeblieben! —

II.

Zwei Tage später! Gegen Abend war's,
Da ging ich einsam den gewohnten Pfad
Am Strand der Weser,
Des Tages Unrast zu beschwicht'gen
Im Hauch des Meeres.
Und wie ich fürder schreite zum Pierhead,
Mein Aug' von Schiff zu Schiff
Und weiter bis zum finstern Fort
Die Weser abwärts schweift,
Da seh' ich plötzlich
Dicht neben mir am Kai ein junges Weib,
Des Aug' mit starrem Blick
Die Nebelbank durchbohrt,
Die drohend lagert ob dem fernen Kimm.
Die Lippen herb geschlossen,
Das Auge thränenleer,
Und nur ein leises Zittern
Verräth des Herzens bange Qual;
Von meiner Nähe hat sie nichts geahnt.
Ich wußt' wonach sie schaute:

Die Sturmflut raste übers Meer
Sie harrt des Gatten Wiederkehr;
Sechs Schiffe kehrten nicht wieder!

III.

Und wieder war ein Tag verflossen;
Von den Verschollnen keine Kunde!

Zur Geeste ging ich, hoffend,
Daß endlich Nachricht eingetroffen,
Und forschte wiederum vergebens.
Und als mit einem greisen Schiffsmann,
Der selbst des Meeres Ungestüm geschaut,
Ich nochmals jede Möglichkeit erwog,
Da war ein Kind, ein blasses Mädchen,
Ganz unbemerkt zu uns herangetreten;
Ich sah zwei blaue Kinderaugen,
In Thränen schwimmend, ängstlich
Am Mund des Alten hängen.
Er merkt' es nicht;
Ich wollt' ihn schnell bedeuten,
Zu schweigen, doch zu spät!
„Sie kehr'n nicht wieder!" sprach er düster;
Da wandte sich die Kleine schluchzend um,
Griff schüchtern nach dem Korb mit Kohlen,
Die mühsam sie gesammelt,
Und schlich von dannen.
Wer wüßt' es nicht, warum sie friert und hungert,
Warum sie ängstlich unf'rer Rede lauschte:
  Die Sturmflut raste übers Meer,
  Sie harrt des Vaters Wiederkehr;
  Sechs Schiffe gingen zu Grunde!

IV.

Die Bilder, die mein Aug' geschaut,
Der Mutter, des Kindes Wehelaut
Verfolgen mich bei Tag und Nacht
Und haben mich um den Schlaf gebracht.
Wo sechzig brave Männer starben,
Da giebt es Wittwen und Waisen, die darben!
  Die Sturmflut raste übers Meer,
  Wir hoffen vergebens der Wiederkehr;
  Nun gilt es, die Thränen zu trocknen!

Moses.

Auf einem Felsenvorsprung Nebos,
Der ob dem Abgrund drohend hängt,
Steht gleich dem altersgrauen Fels im Meer,
Der tausend Stürmen trotzte,
Moses, der Führer Israels.
In mächt'gen Fluten wallt sein Bart;
Die weißen Locken flattern wirr im Wind.
Sein ehern Angesicht umspielt
Ein milder Schein, als grüßt'
Ein Sonnenstrahl ein winterlich Gefild,
Und sehnsuchttrunken schweift sein Blick
Nach Kanaan hinüber.
„Dort liegst du, meines Lebens Sehnsucht!
Hier gähnt des toten Meeres Abgrund;
Dort strömt in felsgehemmter Bahn
Der Jordan rauschend hin zu Thal,
Und drüben scharen sanfte Hügel
Um blaue Felsenriesen sich.
Am Hange reift die edle Traube;
Im Thale rauscht geheimnisvoll
Der kühle Terebinthenhain;
Hoch steht und stolz der Palmenwald;
Des Ölbaums Frucht neigt sich zur Erde,
Und Rosen hauchen süße Düfte.
Ja, du bist schön und reich gesegnet,
Du heiß ersehntes Kanaan!
In dir zu wohnen einst,
Geliebt von meinem Volk —"
Doch plötzlich sinkt der ausgestreckte Arm.
Er seufzt, als wälzt' sich eine Schmerzenslast
Auf seine wonndurchbebte Brust.

Ein dunkler Schatten überzieht sein Antlitz,
Und sinnend schweift sein Aug' zurück. —
Vor seinem Geist ragt auf
Ein stolzer Bau mit königlichen Hallen. —
Und weiter träumt er sich zurück
Bis in die fernste frühe Jugend.
Ein liebend Mutterauge neigt
Sich über ihn.
Voll Inbrunst drückt den Liebling sie ans Herz;
Dann trägt sie weinend ihn hinauf zum Schloß. —
Dort hegt mit liebevollem Herzen
Die neue Mutter ihn.
Er wächst heran.
Ihm quillt der Weisheit Born.
Wie schwellt die Hoffnung seine Brust!
Welch kühne Thaten plant sein Geist! —
Und weit're Bilder noch beschwört
Erinn'rung ihm herauf;
Wie einst dem unterdrückten Volk er naht,
Von Freiheit spricht, durch eine starke,
Gewalt'ge That an seinen Ketten
Zu rütteln wagt, dann die Enttäuschung,
Der Selbsthohn, der vernichtend scharfe,
Der seines Geistes eh'rne Kraft
Auf lange Zeit zerbrach. — —
Und doch gelang's!
Stolz reckt er sich empor.
„Dies Volk ist mein! Ich selber schuf es mir!
Wer gab ihm sein Gesetz?
Wer gab das Höchste ihm,
Wer gab ihm seinen Gott? War ich es nicht? —
Was grinst ihr, grabentfloh'ne Schatten,
Ihr Tausende, die einst im Sand
Der Wüste ich begrub? Klagt mich nicht an!
Wahr ist's, ich opfert' hin ein ganzes Volk.

Mit einem Volk von Knechten,
Das Sklavenketten sich gewöhnt zu tragen,
Ließ sich kein Land erzwingen!
Ihr Memmen, weicht! Ich will's!
Bezwang umsonst ich vierzig Jahr euch? —
Ich widerstand dem Tod,
Der oft verderbendrohend mich umschlich,
Bis ich ein neu Geschlecht gegründet,
Durch vierzigjähr'ge Zucht erstarkt zu Männern. —
Nur der Vollendung noch, der letzten,
Harrt jetzt mein Lebenswerk.
Dort liegt das Land, in dem,
Was ich gesät, zur Frucht soll reifen,
Wo Glück und Segen meinem Volk
Erblühen werden bis zur fernsten Zeit.
Doch schwer wird mir der letzte Sieg.
Das Volk, das drinnen wohnt, ist stark,
Und nur mit Mühe trag' ich meine Jahre.
Wohl hab' ich's oft bedacht mit Sorgen,
Des jüngern, kampferprobten Helden
Bedarf mein Volk zum letzten Siege,
Und längst schon traf ich meine Wahl.
Doch ach, wie gern, wie gerne führt' ich selbst
Zum letzten schönen Ziel mein Werk! —
Und wenn's mißlänge meiner morschen Kraft?
Zurückgeworfen in die Wüste,
Wer glaubte noch an meine Sendung?
Und meines Lebens treugepflegtes Werk
Verschläng' der Wüstensand!" —
Sein Arm erlahmt,
Die Hand, die kampferprobte, zittert.
Er wankt und jäh entkräftet sinkt er hin. — —
Und sonnenmüde hüllt
In Dunkel sich die Erde. Schwül
Und still ist's, fürchterliche Stille!

Nur ein verirrtes Lüftchen huscht vorbei,
Als gähnt' die Nacht, und wieder eins,
Dann zuckt ein mattes Leuchten auf
Am fernen Firmament,
Und finsteres Gewölk verhüllt
Den letzten Stern der dunklen Nacht. —
Mitternacht ist's! Der Sturmwind braust
Und heult und packt die Felsenriesen,
Und grelle Blitze zucken nieder
Und bohren sich ins Mark der Cedern,
Gewalt'ge Donnerschläge dröhnen,
Der Erde Eingeweide zittern,
Und ihre Felsengründe wanken,
Und wie im Fieber schüttelt sich der Fels
Und wankt und bebt. —
Erwacht ist Moses! Feuer sprüht sein Auge!
Und hoch und stolz, ein Gottmensch, steht er da
In Nacht und Graus. —
Vom mächt'gen Seelenkampf
Aufs neu durchbebt, erzittert seine Brust,
Und starr durchbohrt sein Aug' die Nacht.
Da hellt ein Blitz noch einmal auf
Das weite Berggelände,
Der Donner kracht, als gält's,
Zu Staub die Felsen zu zermalmen.
Dann tönet laut als letzter Gruß
Ins dunkle Thal hinab
Des greisen Führers Ruf:
„Fahrwohl, mein Volk!
Zum Heile Dir, zum Segen Deinen Kindern,
Bleib' ich, um einsam hier zu sterben.
Das Schicksal will's!
Fahrwohl! Fahrwohl!“ —
Um seinen größten Führer weint das Volk
Und hält die Totenklage,

Doch nur die ewgen Sterne sahn
Des Helden einsam Felsengrab.

Moorrauch.

Der Lenz ist da, der schöne Monat Mai!
Jauchz' auf, mein Herz, nun endlich bist du frei
Vom Bann des Winters, der uns lang' geplagt;
Hinaus in die Natur! Zum Mitgenuß
Lädt alles, was da kriecht und fliegt. Nun muß
Die Sorge weichen, die am Herzen nagt.
Ich will genießen, was der Frühling heut'
In reicher Fülle mir zur Wonne beut! —
Ist das der Mai, der Wonnemonat? — Grün
Ist freilich rings die Flur, und Blumen blühn;
Doch nirgend tönt ein jubelnder Gesang.
Welch' schwüle Stimmung lagert heute bang
Ob Flur und Wald! Der Himmel grau! Die Luft
So trüb' und atembannend! Scharfer Duft
Quillt mir entgegen. Weh! Der Moorrauch zieht!
Und rasch jedwede frohe Hoffnung flieht,
Jedwede Hoffnung auf den Lenzgenuß,
Die wir so lang' und bang gehegt. Ach, muß
Denn immer sich auf uns're Maienflur
Der graue Schleier senken? Selten nur
Erblühn im Jahr uns schöne lichte Tage!
Ach, selbst im Mai! 's ist uns're alte Klage! —
Ja, dort im nahen Moor, das eng sich schmiegt
An uns're reiche, fette Marsch, dort liegt
Der Herd, dem dieser vielverfluchte Rauch
Entsteigt in jedem Lenz, mit gift'gem Hauch
Uns jede Freud' und Wonne zu verleiden! —
Ja, dort im Moor! Hast Du noch nie gesehn,

Wie wenig gleich es unsern fetten Weiden?
Nur dürre Heide rings! Die Armut haust
Alldort! Und sahst Du nie die Männer stehn
Im heißen Sonnenbrand, mit harter Faust
Den Torf zu graben? Sahst Du nie in Wind
Und Wetter sie die schweren Kähne ziehn?
Sahst nie mit kargem Lohn zu Weib und Kind
Heimkehren sie von unsrer Stadt? Laß fliehn
Die Klage ob dem Moorrauch! Laß sie brennen
Den Boden ihrer Scholle, Korn zu sä'n!
Es sind die Ärmsten, die wir weitum kennen. —
Wahr ist's, ein Moorrauch breitet seine Schleier
Oft hüllend um die schönste Freudenfeier!
Ist Dir's noch nie im Freudenrausch geschehn,
Daß Du der Armut denkst, die hungernd sich
Ersehnt die Krumen, die wir freventlich
Mit Füßen treten in den Staub? Nicht eher
Tritt uns die reine Daseinsfreude näher,
Bis nirgend mehr noch Not und Elend hausen! —
Wie schwül es wird! Wohl könnt's ein Wetter
geben! —
Wer weiß, ob nicht einmal mit Sturmessausen
Ein Wetter auch durchtobt das Völkerleben,
Zu Boden stürzend das System der alten
Gesellschaft, um ein neues zu entfalten!
Längst weht ein schwüler Hauch, und Wetterleuchten
Zuckt auf bald hier und da am Firmament.
Begier und Haß, die einmal aufgescheuchten,
Sie stehn und schüren, wo es schwelend brennt.
Doch auch ein milder Engel zieht hinaus,
Das stille Mitleid, jede Not zu lindern,
Und wo der eintritt, löscht die Flamme aus,
Und die Gefahr, wir hoffen's, wird sich mindern.
Es darf im Lenz, wo alle Blüten offen,
Ein Menschenherz ja wohl auch dieses hoffen!

Zwei Bremervörder Geschichten.

1. Die Hünen.

„Schön ist's auf der ganzen Erde,
Doch am schönsten in Bremervörde!“
Sagt das Sprichwort und mit Recht!
Wer es leugnet, meint es schlecht.
Denn das legt ganz offenbar
Uns die Weltgeschichte dar.
Zum Exempel! Als die Hünen
In dem deutschen Land erschienen,
Kam just von der größten Sorte
Auch ein Trupp nach unserm Orte.
Und die großen langen Kerle
Sahn sich um nach den vier Winden,
Riefen dann: „Ha, welche Perle!
Was wir brauchen, ist zu finden.
Wasser reichlich! Fische köstlich!
Und im Lande dort südwestlich
Braune Erde gar zum Brennen!
's ist ein Wunderland zu nennen!
Und die Steine dort, wie prächtig
Taugen die zum Hünengrab!“
Riefen's, daß es hallte mächtig,
Warfen weg den Wanderstab.
Und ein alter Hün', der faktisch
Schon ein bißchen petrefaktisch
Angehaucht war, sprach bedächtig:
„Diese Steine sind vermutlich
Alt und gar schon vorsündflutlich.
Sie sind tauglich“, sprach er kritisch,
„Zu den größten Hünenbauten;

Denn Ihr seht, sie sind granitisch."
Und die andern Hünen schauten
Ganz vergnügt darein und blieben;
Und sie haben hier im lieben
Bremervörde Hünenwirtschaft
Manch' Jahrhundert noch getrieben.

2. Die Entdeckung.

Als vor mehr als tausend Jahren
Man die Hünen trieb zu Paaren,
Nahmen die Chauken, wie bekannt,
Ein das ganze Hünenland
Und auch Bremervörde.

Und die Chaukenhauptstadt wurde,
Sagt man, „Midlistanwaderfurde".
Korn ward nun hier angebaut
Und das erste Bier gebraut
Hier in Bremervörde.

Jahre waren so verflossen,
Die in Ruhe man genossen;
Da kam auf dem Ostefluß
Eines Tags Herr Plinius
Langsam angefahren.

Denn nach Herrn von Humboldts Weise
Macht' er 'ne Ertdeckungsreise
Fern von Rom her; mit Genie
Trieb er schon die Geographie
Und Naturgeschichte.

Als man's in der Stadt vernommen,
Daß ein Ewer käm' geschwommen
Mit wildfremden Menschen d'rin,
Lief natürlich alles hin;
Denn das war was Neues.

Weil die Landung niemand wehrte,
Stieg ans Land der Hochgelehrte.
„Leute!" sprach er feierlich,
„Plinius aus Rom bin ich;
Ist dies Bremervörde?"

Wie das gleich die Ruhe störte,
Als man solche Worte hörte!
Und ein Weib rief ganz erschreckt:
„Wodan, hilf! Wir sind entdeckt
Hier in Bremervörde!"

Als der Herzog dies vernommen,
Wurde es ihm ganz beklommen,
Und er gab dem Knecht die Ordr',
Daß Herrn Plinius er fordr'
Zu 'nem Früstücksschoppen.

Und er tischte auf das Beste
Für die vornehm-fremden Gäste,
Und Wachhilde, seine Frau,
Dachte bei sich pfiffig-schlau:
's ist ein Bücherschreiber!

Und bei diesem Frühstücksschoppen
Trank Herr Plinius manchen Troppen,
Bis er ward kanonenschwer,
Bis er rief: „Ich kann nicht mehr,
Beste Frau Wachhilde!"

Rühmte dann von Deutschlands Frauen,
Daß sie könnten Braunbier brauen. —
Doch das ist schon lange her,
Und man braut kein Braunbier mehr
Hier in Bremervörde.



Friedrich Seebode.

Friedrich Seebode, geb. am 27. Juni 1861 zu Lehrte, Kreis Celle; bildete sich auf der Präparanden-Anstalt Mittelnkirchen und auf dem Seminar zu Bederkesa zum Lehrer aus und ist seit Ende 1885 1. Lehrer in Upphusen, Kr. Achim. Gedichte und Erzählungen, hoch- und plattdeutsch, in Zeitungen und Zeitschriften; ein Band Gedichte: „Unterm Flieder" und ein Band Erzählungen erscheinen demnächst. —

Entnahme aus „Niedersachsen," und Originalbeitrag.

Mein Dörfchen.

Mein Dörfchen traut an Hügels Rand
Ist meine ganze Welt,
Darin es mir im weiten Land
Am besten stets gefällt.

Durch dichtes Laub zur Sommerzeit
Grüßt freundlich jedes Haus,
Und Mann und Frau und Bursch und Maid
Gehn friedlich ein und aus.

Fernab vom lauten Weltgewühl
Liegts in der Stille traut;
Doch wenn die Lüfte heiß und schwül,
Lebendig wird's und laut.

Es rasseln Wagen hin und her
Feldwärts zum Dorf hinaus
Und kornbeladen voll und schwer
Heimwärts zurück nach Haus.

Und wenn im goldnen Sonnenstrahl
Mein Dörfchen freundlich winkt,
Der Abend sanft auf Berg und Thal,
Aufs Dörfchen niedersinkt:

Dann steh ich wohl auf Bergeshöh
Und schaue rings ins Land,
Vergessend alles Erdenweh,
Des Lebens rauhe Hand.

Ein selger Gottesfrieden ruht
Ringsum auf Feld und Flur,
Und weit die Seele auf sich thut
Der Predigt der Natur.

De Harst.

Wenn't buten kolt ut Osten weiht,
Un von den Bömen fallt dat Low,
De Sünn so siet an'n Häwen steiht,
De Vagels swiegt un allens dow,
Wenn nahrens bleiht en lüttje Blom,
Un morgens witt is Gras un Bom,
Wenn buten Du to schudern warst:
Denn, glöw't mi Fründ, denn is dat Harst.

Wenn diene Lewsten von di gaht,
Un du se leggst in't deepe Graw,
Wenn wenig Frünn' di noch ümstaht,
Een Glück starft na den annern af,
Wenn up'n Kopp witt ward dat Haar,
Du öller warst un kröpplich gar:
Min Fründ, denn brickt sacht un geswinn —
Ok vör di sülfst de Harst herin.

De Winter sitt in sienen Schoot
Witt is he, ahne Sang und Klang.
Doch Fründ, lat fahren nich den Moth,
He bringt us Rauh, wäs' jo nich bang!
Et is keen Winter noch vergahn,
De nich en Fröhjahr leet upstahn,
Drum jo nich bang, datt dunkle Graw
Slut lang datt Lewen noch nich af!

Winterdag up'n Dörpen.

Nu sneet dat buten wedder,
De ganze Welt werd witt.
De Snee gillt ünnern Föten
Bi jeden Tritt un Schritt.

De Feller un de Wischen
De seht so isig ut.
Un still is allens buten,
Keen Vagel makt en Lut.

De Wind steiht stuhr ut Osten,
Pitscht vör sick her den Snee,
Warm inlurt gaht de Minschen,
Vör Küll lopt Voß un Reh.

Bien Aben in'r Dönßen
Sit hüt de meiste Mann,
De Vadder smökt sien Piepen
Un slöppt ok dann un wann.

De Mudder sitt bien Wocken
Un spinnt den ganzen Dag,
De Magd sitt up'n Wewstohl
Wewt, watt se kann un mag.

De Knecht steiht up'r Deelen
Un fauert Pär un Keih
Un up'n Hof dar lungert
De Huslünk un de Kreih.

De Kinner blot sünd buten
Un balgt sik in'n Snee, —
Watt scheert jem Frost un Winter
Un all dat Alldagsweh

Doch wenn de Abend lagert
Sick öwer't Dörp tor Nacht
Sitt allens in'r Dönßen
Bien Aben, klönt un lacht.

Albert Schaper.

Albert Schaper wurde im Jahre 1871 in Mehle im Reg. Bez. Hildesheim geboren; besuchte bis zum 12. Jahre die Schule des Ortes und dann 4 Jahre die höhere Bürgerschule im nahen Elze. Er trat dann in den Postdienst ein und fand dadurch Gelegenheit, zahlreiche Orte der Heimatsprovinz kennen zu lernen. Der aufreibende, unbefriedigende Dienst brachte ihm ein schweres Nervenleiden, welches sich zwar durch die in Aussicht gestellte Nichtgewährung der festen Anstellung und durch Schwermut, Sorge, und Hoffnungslosigkeit verschlimmerte, aber auch der Seele die ersten dichterischen Schwingungen gab. Sch. lebt in Elze.

Originalbeiträge.

Gebet.

Erbarmen! Schicksal, hab' mit mir Erbarmen,
Zertrümm're nicht ein kaum gebautes Haus!
Laß mich an Deiner Milde Gunst erwarmen,
Stoß' mich nicht in des Grames Nacht hinaus!

Raub mir doch nicht, was eben erst errungen:
Den Funken Zuversicht und Seelenruh. —
Ach, kaum war ich zur Hoffnung durchgedrungen,
Und wieder schreit' ich grausem Abgrund zu.

Ich sehe wieder düster mir erstehen
Ein Zukunftsbild, das mir der Wahn entrollt:
Das kühn gesteckte Ziel von Ferne sehen,
Doch nicht erreichen habe ich's gesollt.

Gieb Kraft, o Gott, und Licht zum Tageswerke,
Mach' mich von schweren Fesseln wieder frei!
Zu edlem Thun gieb mir des Geistes Stärke,
Damit ich Mensch nur unter Menschen sei!

Hannoverland.

Heimatsruhm, den vielbesung'nen,
Neid' ich keinem fremden Mann,
Darf ich stolz doch jeden fragen:
„Wer ist, der sich messen kann?"

Traut und reizvoll ist Hannover
Mit der Wälder würz'gem Grün,
Wo am Hang der lieben Berge
All die duft'gen Blumen blüh'n.

Reiche Felder, üpp'ge Wiesen
Schmücken manch idyllisch Thal,
Und im muntern Lauf der Flüsse
Spiegelt sich der Dörfer Zahl.

Auf den friedevollen Heiden
Wohnt noch Treue, Ernst und Glück;
Reich umsäumt der Marschen Borde
Ur-Germaniens kernig Stück.

Meeresbranden, Sturmessausen
Stählt gewaltig Mut und Kraft,
Und der Mühen reichster Segen
Ist's, den unsre Küste schafft.

Wer Hannovers Volk nicht kennte,
Merke nur das Elternpaar:
Hermann ist's, der Volksbefreier,
Und Thusneld' in blondem Haar.

Der Telegraph.

In Kummer und Leid
Sind eilends bereit
Die blitzenden Funken zu jeglicher Zeit.
Durch flüchtige Zeichen in Drähte gebannt
Wird völkerverbindend die Nachricht gesandt
In's fernete Land.
Es poltert und rasselt und klappert das Wort
Behende vom surrenden Räderwerk fort,
Und nur der Gedanke, von Fesseln befreit,
Dem Fortschritt geweiht,
Ist mächt'ger als Technik und eilende Zeit.

Der Reim.

Klingt mir des Reimes reizende Reinheit
Wundergefällig in's Ohr,
Ist er, zu weihen die rhytmische Feinheit,
Silberner Glöcklein Chor.

Vereinsamt.

Vorüber, schmerzend hingeschwunden
Ist meines Glaubens letzter Rest.
Von übergroßem Weh gepreßt
Entrinnt aus tausend Herzenswunden
Das karge Glück von wen'gen Stunden.

Verlassen steh' ich, gramverloren.
Kein Freund, kein liebend Weib ist mein,
Drum kann ich nimmer fröhlich sein.
Die Eine nur, die mich geboren,
Wahrt heil'ge Treu, wie sie geschworen.

Oskar Schlemm.

Oskar Schlemm, geboren am 22. Februar 1850 in der Villa Schlemm bei Wolfsburg auf hannoverschem Gebiete als Sohn des in Fallersleben verstorbenen Amtsrichters Hermann Schlemm. Er besuchte die lateinische Schule in Bremen und das Gymnasium in Göttingen, studierte dort die Rechte, trat bei Ausbruch des französischen Krieges als Freiwilliger in das 56 Infantrieregiment, betheiligte sich an der Belagerung von Metz und an dem Zuge gegen Le Mans, war Referendar in Gifhorn, Ilfeld und Göttingen, Gerichtsassessor in Osnabrück, Amtsrichter in Isenhagen und ist jetzt Amtsgerichtsrath in Uelzen. Von seinen lyrischen Gedichten erschien 1880 eine Sammlung in der früher Erich Schlemm'schen jetzt Fregeschen Buchhandlung in Greiz („Mußestunden") und ebendort sind verlegt „Drei Dramen, zur Composition geeignet, mit einer ästhetischen Studie über das musikalische Drama".

Entnahme aus: „Mußestunden".

Der Lindenbaum.

Und wieder hör' ich rauschen
Die Blätter am Lindenbaum,
Es war, als sprächen sie leise
Von altem, vergessenem Traum.

In jedem Lenze sprießen
Sie üppig fort und fort,
Mir fiel das Haar vom Haupte,
Die Kraft ist mir verdorrt.

Ich zog in ferne Weiten
Zu Kampf und blut'gem Strauß,
Du grünst in friedlicher Stille
Um meines Vaters Haus.

Mir ist so viel entfallen,
Was du an mir geschaut,
Das junge Sehnen und Lieben,
Die süße, herzige Braut.

Nun hör' ich's wieder rauschen
In deinem Blätter Zelt,
Da träum' ich mich so selig
In meine Jugendwelt.

Am Meeresstrande.

Wir standen am Strande des Meeres
In weicher Sommernacht,
Da hat mein krankes Weib
Zuletzt mich angelacht.

Sie freute sich der Welle
Und lauschte dem sanften Laut
Und hat auf dunkler Flut
Das grüne Glüh'n geschaut,

Ich hab' es ihr verschwiegen,
Wie dunkel meine Noth,
Daß keine Hoffnung glüht', —
Nun —, ach, mein Weib ist todt.

Die blutigen Rosen.

Mein Lieb, es ruft der Kaiser,
Ich zieh' in's Feld hinaus.
Ich pflückt' in meinem Garten
Dir diesen Rosenstrauß.

O Liebster, jene Rosen,
Die sät' ein blut'ger Mann.
Behüt' dich Gott, mein Trauter,
Daß ich dich küssen kann.

Mein Lieb, die blut'gen Rosen,
Sie machen mein Herz so schwer.
Nimm diesen Kuß, mein Liebchen, —
Ich muß zu des Kaisers Heer.

Der Mond.

Die Wolken jagen am Monde vorbei,
Wild stürmen die Winde von Bai zu Bai,
Am Strande die Woge stürzt über den Grund,
Rück schlingt sie des Meeres gähnender Schlund.
Doch über dem Toben —
droben —
thront —
Hehr der Mond.

Heinrich Schriefer.

Heinrich Schriefer, geb. 22. Januar 1847 zu Schlußdorf im Teufelsmoor, besuchte dort bis Ostern 1861 die Dorfschule, war bis Pfingsten 1865 Landmann, Torfschiffer und Musicus und trat dann in die Präparandenanstalt zu Daverden bei Verden, um Lehrer zu werden, besuchte das Stader Seminar, war zwischendurch Lehrer in Sottrum und Otterstein, ward 1874 Lehrer in Hagen und ist seit 1877 Lehrer in Cassebruch bei Hagen. 1878 gab er eine Sammlung von Skizzen und plattdeutschen Gedichten „Aus dem Düwelsmoor“ (Schulzesche Hofbuchhandl. in Oldenburg) heraus und 1892 sein „Aus dem Moor“ mit dem Roman „Der rothe Gerd“. Im Druck ist jetzt „Hagen und Stotel, Geschichte der beiden Häuser und Aemter“, ein umfangreiches Special-Geschichtswerk“. Im Druck erschienen ist ferner seine Bearbeitung des Halenbeckschen Nachlasses „Geschichte Scharmbecks“. Außerdem harren verschiedene größere Sachen der Veröffentlichung.

Entnahmen aus: „Niedersachsen“ und anderen Sammelwerken.

Schloß Tannensee.

„Wohin, Du Wandrer, noch so spät?
„Dein Weg verläuft im wilden Moor,
„Wo nachts der Geist des Ritters geht,
„Und Dämmerstunde steht bevor.
„Ich treibe heim die Herde hier
„Zu meiner Mutter Hüttchen klein;
„Du kannst nicht weiter, — komm mit mir:
„Das Lager räum ich gern Dir ein.“

‚Dank, Knabe, Dir, und dann ade!
‚Nicht weil' ich unter Menschendach.
‚Mich führt mein Pfad zum Tannensee,
‚Dort hab' ich selbst ein kühl' Gemach.
‚Und willst Du, Kleiner, mit mir gehn, —

‚Das Händchen her und folge mir!
‚Viel tausend Wunder sollst Du sehn
‚Und goldne Gaben geb' ich Dir!'

Der Hirtenbub im Tannengrund
Sieht groß dem Wandrer ins Gesicht.
„Zum Tannensee? — zu dieser Stund? —
„Du fremder Mann, das wag' ich nicht."
Und jauchzend schwingt er seinen Stab
Und kehrt mit seinen Ziegen um
Bis zu dem grauen Hünengrab, —
Da steht er staunend still und stumm.

Das Moor erglänzt im Abendrot
Ein weiter See, krystallenklar,
Und von der Insel mitten loht
Ein Schloß herüber wunderbar.
Der Fremde steht am flachen Strand, —
Ein Nachen naht von drüben her, —
Der Fährmann reicht ihm rasch die Hand
Und rudert rauschend übers Meer.

Noch sieht er's glühn, da schwindet's hin:
Ein Trug, von Nebeln aufgebaut.
Der Hirt mit traumverwirrtem Sinn
Kommt heim, wo Mutter nach ihm schaut.
Und sinnend setzt er sich ans Mahl,
Der sonst von lauter Leben sprüht,
Indeß der letzte Dämmerstrahl
Im Hüttenfenster schwach verglüht.

Die Mutter horcht und hört ihn aus,
Und fragt so lang und forscht und quält,
Bis er ihr endlich frisch heraus

Vom Tannensee den Spuk erzählt.
Da seufzt die Mutter schwer und weint
Und ihrer Brust entringt sich's bang:
„Schloß Tannensee! — Wem das erscheint,
„Erfahrung lehrt's, der lebt nicht lang!

„Mein Sohn, es wird aus alter Zeit
„Von einem Ritter hier gesagt,
„Der Gott und Welt und Obrigkeit
„Zu trotzen freventlich gewagt.
„Das war der Ritter von der Borch,
„Heinrich der Eiserne genannt.
„Und nun enthebe mich der Sorg',
„Mein Kind, und geh nicht mehr zum Strand.

„Im Tannensee da stand sein Schloß,
„Mit Gold und Silber reich geschmückt.
„Der Ritter aber hat mit Roß
„Und Troß die Menschen hart gedrückt.
„Im dunkeln Kerker seiner Burg
„Da stöhnten der Gefangnen viel,
„Sie, deren Gut er Nächte durch
„Verschlang bei Wein und Würfelspiel.

„Sein eignes Weib — o grause Wuth! —
„Hat er um ein gering Vergehn
„Geworfen in des Ofens Gluth,
„Und sich nach andern umgesehn.
„Es scholl im Schlosse Tannenborg
„Zu Todeswinseln Tanz und Klang. —
„Nun bitt ich Dich, mein Sohn, gehorch!
„Und geh den See nicht mehr entlang!

„Doch endlich ward ihm rechter Lohn. —
„Nach Thaten, wild und unerhört,

„Die jedem Rechte Hohn um Hohn
„Gesprochen, ward sein Schloß zerstört.
„Ihn selber man in Banden schlug
„Und tilgte seinen Namen aus;
„Jedoch die Wundermäre trug
„Die Sage fort von Haus zu Haus.

„Und seit der Zeit, wenn still und stumm
„Der Nebel auf dem Moore liegt,
„Dann geht der Geist des Ritters um
„Und sich an Menschen freundlich schmiegt,
„Und lockt sie fort zu später Stund
„Tief in des Moores Schlund hinein.
„Am Tannensee der Tannengrund
„Birgt auch schon manches Kind's Gebein."

Der Knabe lauscht und schleicht sich fort
Zu seinem Lager ärmlich klein.
Ihm nach erschallt der Mutter Wort:
„Gehorch, mein Sohn!" Dann schläft er ein.
Da träumt er einen tollen Traum
Vom Schloß des Ritters von der Borch,
Das hell entsteigt dem Wogenschaum,
Indeß die Mutter warnt: „Gehorch!"

Und bei der Sonne nächsten Licht
Treibt er die Ziegen zögernd aus —
Und treibt und treibt und merkt es nicht
Bis weit von seiner Mutter Haus;
Er irrt umher bis Abends spät,
Ihm ist um's Herz so sehnsuchtsweh,
So bang — — und unvermuthet steht
Er plötzlich an dem Tannensee.

Er sieht im See das Zauberschloß,
Die Fenster glühn im Kerzenglanz;

Er sieht den Ritter, sieht den Troß,
Ihm schallt Musik und Sang und Tanz;
Er sieht und kann nicht satt sich sehn;
Ihm winken Dirnlein lieblich her — — —
Die Ziegen abends heimwärts gehn, —
Ihn sah die Mutter niemals mehr! — —

De trorige Brut.

Mien Vader sprök sien leste Woort:
Nu mut ik von mien Moder foort;
Man wenig Dage sünd dat mehr,
Denn 's mien Vergnögen all darher!

Se segg't, denn is mien Ehrendag —
Wat dat wol eenmal wesen mag!
Se heet't mi Brut, staht un vertellt
Un weet't nich, wor dat Hart mi kellt!

Ade, mien' Kamer un mien Bett!
Ade, mien Fürherd un mien Flett!
Ade, mien Strom *), den ik blot fo'r!
Noch korte Tied, — denn hebbt ji Tro'r!

Ade, mien Jung, mien beste Jan!
Nu kiek mi nich so trorig an!
'Tis eenmal nu jo doch vörbi!
Nu mak' mi't Hart nich swar un Di!

Kumm, drög dien Oog un giff di to!
Nemm Di nu bald man ok en Fro. —
Gott geew, dat Ji denn glücklik werrt,
Wenn ik uk ween an'n frömmen Herd!

*) Hundename.

Verschollen.

Ob er noch wiederkommen mag? —
Er zog in fernes Land hinaus:
Nun träum' ich düster Jahr und Tag,
Und keine Botschaft kommt ins Haus,
Und noch hat mich kein Traum belehrt,
Ob er noch einmal wiederkehrt.

Ob er noch einmal wiederkehrt? —
Ach, oder modert sein Gebein,
Indeß mein Herz sich stumm verzehrt,
Schon längst auf fremder Flur allein? —
Ich lausche träumend seinem Schritt —
Ob er noch einmal zu mir tritt? —

Ob er noch einmal zu mir tritt
Voll Lieb', mit frohem Glücksgesicht? —
Erinn'rung nimmt mein Sehnen mit
Und malt die Jahre schön und licht,
Daß mir's im Hirne tollt und schwirrt! —
Ob er wohl wiederkehren wird? —

Ob er wohl wiederkehren wird? —
Er that mir einst so großen Harm —
Doch ob er tausendfach geirrt,
Hätt' ich ihn wieder nur im Arm:
Vergessen wollt' ich alles Weh! —
Ob ich ihn wohl noch wiederseh? —

Ob ich ihn wohl noch wiederseh?
Ja, wenn auch sündig, arm, verzagt!
Doch träumt' ich schon von weißem Klee, —
Der Eulenruf hat's auch geklagt,
Daß hin wohl meiner Hoffnung Glück! —
Ob er noch einmal kehrt zurück? —

Ob er noch einmal kehrt zurück? —
O, käm' er bald doch, käm' er bald!
Mein Leben rinnt schon Stück auf Stück,
Mein Aug' ist trüb', mein Herz wird alt,
Vielleicht thut's bald den letzten Schlag. —
Ob er noch wiederkommen mag? —

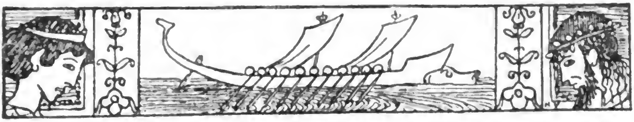
De Verkoppelung.

„Hört, Kinners, hört! — wes't all' mal still, —
„Wat ik Jo nu vertellen will,"
Röp Ammann Dusig achter'n Disch
Un rück' den Brill und mak' sick risch. —
Vör em versammelt seet in 'n Saal
Bi'n Werthsmann Blau dat Buermal.
All' stek'n se nu de Köpp vörut
Un lüstern, wor dat wull hennut.
„Ja, Kinners!" röp ol' Dusig wedder
Un pul de Näs' un kau de Fedder,
„Ja, Kinners, ja! — 't is gans wat Wichtigs! —
Nehmt man gliek an, — dat is dat Richtigs."
De Buern keken her un hen
Un sä'n: „Herr Ammann, na, wat denn?" —
„Ganz wichtig, wichtig!" anter lief'
Ol' Ammannsvader, nöhm en Pries'
Un kreeg den Dook un snöf sik mal.
„Ganz wichtig!" klung dat dör den Saal,
Un Harm stött Hinnerk in de Rippen
Un Dierk tock Jürgen bi de Slippen.
Ol' Dusig stünd un wrung de Hann'
Un nöhm en Pries' un keek jüm an:
„Ja, Kinners, — Wichtigs is it wat!
Doch seggt mi blots eerst: Wüllt Ji dat?" —

„Wat denn? — Wi weet nich, wat't bedütt!“ —
„Ja wat!“ röp Dusig, „dat 's de Knütt!
Na denn! — Ji liegt all' een dört ann'r —
Jk meen: Jo Grundbesitz, — man kann'r
Nich dörfinn'n. — Dat mut anners werrn;
Un darvon wull ik Jo belehrn. —
'T is nu jüst Tied: 't liggt all in Stoppeln, —
Mit eenen Wor': Ji schüllt verkoppeln!“ —
Dat Burmal mak en lang Gesich:
„Verkoppeln? — Nä, dat doht wi nich!“ —
„Wat? -- nich verkoppeln? — Schulln Jo schämen!
Schall 'k Jo mal all' to Bröke nehmen? —
Ji schüllt verkoppeln! -- Gliek seggt ut!“
Röp Ammann Dusig, witt vör Wuth.
De Buern keken hen un her
Un kek'n am lesten nah der Eer;
Se worrn bi littjen all' wat still. —
Dat wör nu 'n Vorsteh'r nich sien Will';
De dach: „Wor gah 'k wol an mien' Sak',
Dat 'k jem wat mehr Kuraje mak'?“ —
Jüst seeg he nu den Werthsmann Blau;
He wenk em 'ran un sä: „Breng gau
Den Buddel her und giff mi 'n Sluck!“ —
„Us uk en Sluck! — Us uk! — Us uk!“
Röp Kunz un Klaus un Hein un Harm,
„Us uk!“ brüll' do de ganze Swarm. —
„Wat? Snaps wüllt Ji?“ schree Vader Dusig,
„Jk segg' Jo: makt Jo nich to musig,
Ans nehm 'k dat gliek mit to mien Acken!“
„Gelt nix! wi könt denn beter snacken!“
Sä Burvagtsva'r un drunk gliek twe,
De meisten annern ok foort dre.
Jan Blau wör knapp de Reeg hendal,
Do güng't Spitakel los noch mal:
„Jan Blau, kumm hier! — Jan Blau, kumm, geet

Mi noch een'n in! — Noch een'n up neet!" —
„Herr Ammann, wi wüllt nich verkoppeln!
Wi plögt hier jüst herüm de Stoppeln!"
Schree nu dat Volk, as wör't nich klook.
Foorts klapp ol Dusig to sien Bok
Un güng marts nah der Saaldör hen. —
Do köm jüst de Dörpschäper 'ren,
Keek sik verwunnert rund üm rund
Un sä ganz lut: „Hier geiht't jo bunt!"
„Dumm geiht dat hier!" sä Dusig glieks.
„Dat Volk weet von sien'n Vördeel nix!
Wi sünd hier, dat s' verkoppeln schulln, —
Doch kann 'k wat anfang'n mit de Knulln?" —
„Wat? nich?" sä nu de Schäper. — „Jüst!
Herr Ammann, darto harr ik Lüst!"
„He!" röp ol Dusig forrts. „Still mal!"
Un ruhig worr de ganze Saal.
Ol Dusig sett sik wedder hen
Un prahl in de Versammlung 'nen:
„Hier twüschen Jo — man sütt Jo't an —
Is blot man een'n vernünftig'n Mann,
Un dat is diss' hier, will mi schienen." —
De Buern fungen an to grienen.
„Ja, grient Ji man!" gnurr Ammansva'r,
„Wi kriegt den Anfang mindstens klar. —
Nu kumm mal her, mien littje Mann,
Un giff mi gau Dien Namens an!"
„J, Herr! ik bün de Schäper hier,
Ik hö' de Bu'rn ehr olen Thier'!"
„De Schäper?" frag ol Dusig. — „Blitz!
Wat hest Du denn vör Grundbesitz?" —
„Ja, Grundbesitz! — wenn't dar nah geiht! —
Ik harr bi diss' Gelegenheit
Mal endlik wat to kriegen dach!" —
Dat ganze Buermal dat lach.

Ol Dusig sä keen Woort nich mehr
Un dat Verkoppeln wör dar her. —
Von Dag lurt se nu jeden Dag,
Dat't wedder 'n Anfang nehmen mag.



Julius Schultz.

Julius Schultz, geboren am 16. April 1862 zu Göttingen als Sohn des damaligen Privatdozenten der Theologie Hermann Schultz, verlebte seine Jugend in Basel, wohin der Vater als ordentl. Professor berufen wurde, war später in Straßburg, Heidelberg, und seit 1876 in Göttingen wo der Vater noch heute als Prof. und Konsistorialrat wirkt. Von 1880—1885 studierte er in Berlin, Basel, Göttingen und Jena Historie und Philosophie; schrieb daneben einige dramatische Versuche. 1885—88 lebte er als Hauslehrer im Orient, seit 1888 als Gymnasiallehrer und dramatischer Schriftsteller in Berlin; wo er sich 1895 verheiratete. Von seinen Schriften seien genannt: Pinsel und Kutte 1890, (Künstler-Tr.) Du sollst nicht töten 1891, (Dr.) Altgriechische Lyrik in deutschem Reim, [zusammen mit Johannes Geffcken]. Als Pseudonym verwendet Sch. gelegentlich „C. G. Bruno," so in einem Sammelbändchen: Deutsche Lyrik von 1891, zusammen mit Servaes und Montanus.

Entnahme aus: „Deutsche Lyrik" und Originalbeiträge.

Violenblau.

Violenblaues Leuchten,
Wo flammende Röte lag!
Violenblau im Föhrenwald
Stirbt der verblutete Tag.

Dein Köpfchen lehnt an meiner Brust,
Dein Blick schweift träumeweit:
Des Tages lodernde Küsse sind tot, —
Und die lodernde Fröhlichkeit!

Nun späht Dein Aug' in die Nebel der Nacht
„Wann tagt es wieder? — oh — wann?" —
— — — Der ewigen Sehnsucht Violenblau
Wogt durch den dämmrigen Tann.

Rom.

Wenn der weiße Mond aufs Forum scheint
Und weiße Frau'n im Corso gehn
Und traurige weiße Gedanken
Wie Wolken durchs Herz mir wehn:

Dann kommt die heiligste Stunde
Ueber das heilige Rom.
Dann steigen die alten Götter
Noch einmal vom blauen Dom —

Und setzen sich alle zum kühlen Sorbet
All, alle um mich her!
Und außer mir sieht sie keiner —
Es kennt sie ja keiner mehr!

Und Jupiter schüttelt mich freundlich am Schopf
Und mahnt mich väterlich:
„Bleib treu Deinem Stolz, Deinem einsamen Trotz,
„Bleib treu Deinem siegreichen Ich!"

Und Mars greift kräftig nach meiner Hand
Und drückt sie kräftig und spricht:
„Bleib treu Deiner siegreichen Fahne
„Und Deiner Soldatenpflicht!"

Dann trinkt Apoll mir lachend zu:
„Bleib meiner Sonnenkraft
„Und Deinen sonnigen Liedern treu — — —
„Und der fröhlichen Wissenschaft!"

Und Venus rückt dicht an mich heran;
Das thut wie ein Hexenschuß —
„Sitz still! Und bleib Deiner Liebe treu!
„Und schick' Deinem Schatz diesen Kuß!"

Und der ehrliche tapfre Herkules
Hebt zuletzt sein funkelnd Glas:
„Bleib treu Deinem tapfern Heidensinn,
„Deinem ehrlichen Christenhaß! —

„Die Christen mögen, was muskelarm,
„Demütig und niedrig bloß!
„Wir aber an unserm runden Tisch,
„Wir meinen, was siegreich und groß!

„Und meinst Du nicht jetzt, was siegreich und groß,
„So hast Du's nie gemeint:
„Jetzt, wo die Götter im Corso gehn
„Und der Mond aufs Forum scheint!"

Veder Napoli e poi morir!

An Feuerberg und Sonnenglühn
Und Lüfte, die sonst geblaut,
Und an die Goldstadt, die ich kühn
Mir einst ins Herz gebaut;

An ihre Paläste marmorschwer,
An manches Marmorbild,
An Tänze rauschend und rauschend Meer:
Was denk' ich scheu und wild?

Die Stadt ist Schutt; so wär's ja gut;
Warf selbst die Fackel hinein!
Nun soll auch ruhig und kühl mein Blut,
Mein Herz soll nordisch sein!

Eine Stadt will ich bau'n, wo die alte stand,
Von wuchtigem Wall umringt,
Wo Flotten rasten an flachem Strand
Und Hammer auf Amboß klingt;

Wo im Marktgewühl die Freude verhallt
Und im Lärm ein Seufzer zerrinnt
Und von Regen schimmert der graue Asphalt
Und Nebel tropft im Wind!

Und nebelgraue Gestalten gehn
Durch die Gassen schlicht und still;
Und keiner, der andere Gassen gesehn
Und keiner, der andere will!

Nur ein irrer Greis sitzt am Strand allein,
Der wiegt sein Haupt so schwer!
Von Marmor träumt er und Maienschein
Und wogendem Mittelmeer! —

Sankt Hieronymus.

Am Prebischthor, wo der Fels sich zackt
Und der Wind am tollsten weht,
Da peitschte sich einst und schlotterte nackt
Ein heiliger Anachoret.

— — — — — — — — — — — —

Ich war bei Dir gegangen
Als Bruder Tag und Nacht;
An Deine weichen Wangen
Hatt' ich verlangend gedacht.

Du hattest mir Alles, Alles erzählt,
Wie Dein Frühglück kam und zerrann;
Das hat mich wie Geißel und Feuer gequält,
Der Neid auf jenen Mann.

Mit Eifersucht verbranntest Du mich;
Ich forderte keinen Kuß;
Und traurig lächelnd nanntest Du mich:
„Sankt Hieronymus!“

— — — — — — — — — — — — — —

Der heil'ge Hieronymus,
Der war vom Denken alt,
War grau von Lieb und Ueberdruß
Und war in die Wüste gewallt.

Nun saß er in flimmernder Sonne,
Saß auf flimmerndem Sand
Und schrieb der schönsten Nonne
Mit sonnenwelker Hand:

„Heil Dir, daß Du der Welt entflohst!
Was bringt sie zuletzt dem Weib?
Für Minnequal ein wenig Trost,
Dann Schmerzen an Seel und Leib!

Mit dem Manne tägliche Plage,
Sorgen um Kinder und Geld,
Siechthum und Todtenklage:
Das sind die Gaben der Welt! —

Hab' sie gekostet selber
Ueber und übergenug;
Und die Wüste ist heller und gelber
Als Gold und Goldestrug.

Und auf Steinen ruh' ich schon lange,
Der weichren Pfühl gewöhnt,
Und lache der alten Schlange,
Wenn sie mich geifert und höhnt!

Nur manchmal zeigt mir ein Traum der Nacht
Weltbilder süß und blaß,
Und bin ich dann am Morgen erwacht,
Sind mir die Augen naß."

— — — — — — — — — — —

Meine Augen sind naß, meine Lippen verbrannt,
Ich durste nach Deinem Kuß!
O sand'ge Wüste, o wüster Sand!
Oh —! Hieronymus!

Altgriechische Lyrik in deutschem Reim.

Minnermos aus Kolophon.

Ende des 7. Jahrh.

Nur Aphrodite, die lichte,
Kann Licht und Leben verleihn!
Würd mir dies Glück zu nichte,
Begraben möcht' ich sein:
Der Kypris süße Spende,
Dies heimliche Buhlen und Glühn,
Ach! bald nimmt's leider ein Ende!
Die Jugendblumen verblühn
Bald, bald den Männern und Frauen:
Dann schleicht das Alter heran,
Und häßlich anzuschauen
Und schwächlich wird der Mann.
Stets zerrn ihm böse Sorgen
Am Herzen hin und her,

Der hellste Sommermorgen
Erquickt sein Aug' nicht mehr.
Den schönen Knaben ist er verhaßt,
Den Weibern ist er ein Spott;
So hat uns das Alter zur schweren Last
Gemacht der höchste Gott.

Sappho.

(um 600.)

Pleiaden und Mond versunken ins Meer,
Und Mittnacht bricht herein,
Und Stunde kommt und Stunde her,
Ich aber liege allein!

Die Braut.

Siehst du im Baum den Apfel
Mit roten Backen glühn,
Hoch an dem hohen Zweige
Im allerhöchsten Grün?
Der Gärtner hat ihn vergessen —
Ach nein, vergessen kaum!
Er konnt' ihn nur nicht brechen,
Saß viel zu hoch im Baum!

Anakreon aus Teos.

(6. Jahrh.)

Ergraut schon ist meine Wange
Und weiß mein Scheitel schon,
Und die Zähne mürb, und lange
Die liebliche Jugend entflohn.
Und mir blieb von des Lebens Schöne
Ach! nur der kurze Schluß.

Drum wein' ich laut und stöhne,
So oft ich denken muß
An Hades trübe heimliche Nacht,
Der Weg ist so schmerzlich und schwer,
Und wer einmal den Abstieg gemacht,
Fand nie den Aufstieg mehr.

Theognis.

(2. Hälfte des 6. Jahrh.)

Nicht alle Lumpen sind Lumpen
Vom Mutterleibe her;
Sie hatten nur mit Lumpen
Freundschaft und trauten Verkehr;
Da lernten sie Bubenthaten,
Schandworte und Uebermut;
Und meinten, was jene geraten,
Wär' alles wahr und gut!

Aischylos.

(525—456.)

Aus dem „Chor der Erinyen, dem Orestes drohend".

(Eumeniden 303.)

Wohlauf, wohlauf nun, schließt den Reih'n!
Denn ein grausiges Lied will gesungen sein,
Verkündet unser Walten!
Verkündet auch, wie unser Schritt
Zu den Menschen tritt —
Recht müssen wir behalten.
Wer reine Hände zeigen kann,
Nicht faßt ihn unsre Rache an,
Frei darf er die Welt durchwallen;
Doch wer wie dieser mit Mord sich befleckt
Und die blutbesudelten Hände versteckt,
Ist unserer Rechte verfallen;
Wir zeugen den Toten mit Fug und Recht,
Und denen, die freveln am eignen Geschlecht,
Verderbend nah'n wir allen!

O Mutter, die mich geboren!
O Mutter Nacht,
Die zur rächenden Macht
Mich für Wache und Tote erkoren:
Höre mich an!
Phöbos Apoll
Raubt mir den Zoll,
Der mir gebührt!
Aus meinem Bann
Hat er entführt
Diesen verfluchten flüchtigen Mann,

Der seine eigene Mutter erschlug,
Der nun unser mit Recht und Fug!
Unsrem Altare
Nie er entflieht!
Wo er auch fahre,
Tönt unser Lied!
Wahnsinn klingt's
Ohnmacht bringt's
Geist zersprüht,
Herz verglüht,
Seelenkraft
Stirbt in dumpfer, würgender Haft,
Harfenmelodie verhallt,
Wo der Erinyen Lied erschallt.

Sophokles.

(496—406.)

Electras Klage.

(Electra 145.)

Nein, das verschmerzten nur Thoren,
Solch eines Vaters Fall!
Ich hab als Freundin erkoren
Einzig die Nachtigall!
Ach, die Himmlische, Scheue,
Wie um ihr Kindchen sie stöhnt,
Wie ihre ewige Reue
„Itys — ah — Itys!" tönt! —
Hab' als Göttin erkoren,
Niobe, Dulderin, dich —
Tief im Gesteine verloren
Weinst du ja ewiglich!

Volkspoesie aus unbekannter Zeit.

Skolion 22.

Freu dich mit mir am Gelage
Und an festlicher Zier!
Koste die Jugendtage,
Koste die Liebe mit mir!

Mit mir sei unbändig,
Wenn mir unbändig zu Sinn,
Mit mir still und verständig,
Wenn ich nüchtern bin!

Timotheos aus Milet.

† 357.

Alte Geschichten
Mag ich nicht dichten:
Denn mich erfreut
Einzig das Heut!
Kronos des Alten
Fürstlicher Thron
Stürzte doch lang!
Jugendlich Schalten
Liebt sich sein Sohn. —
Weg denn einmal mit dem alten Gesang!

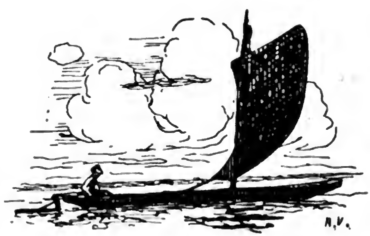
Ptolemaios aus Alexandrien.

(2. Jahrh. n. Ch.)

Anthol. IV. 577.

Ja! ich gehör' der Stunde!
Dies Leben währt nicht lang;
Doch wenn ich dann erkunde
Der Sterne ew'gen Gang,

Klebt nicht mehr an der Welt
Mein Fuß — — — ich bin entronnen — —
Dem hohen Zeus gesellt
Kost' ich Ambrosias Wonnen.



Fritz Schultze.

Karl August Julius Fritz Schultze, geb. am 7. Mai 1846 zu Celle, absolvierte das dortige Gymnasium und besuchte dann die Universität zu Jena, Göttingen und München zuerst Jurisprudenz studierend, dann aber Philosophie, Philologie und Naturwissenschaften. Nachdem er die Doktorwürde erlangt, war er zuerst ein Jahr lang Hauslehrer in einer engl. Familie, dann zwei Jahr Lehrer am Zenkerschen Institut in Jena; hier habilitierte er sich 1871 als Privatdocent für Philosophie und wurde 1875 dort außerordentl. Professor. Im Jahre 1876 erhielt er einen Ruf als ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik an die Technische Hochschule in Dresden. In dieser Stellung lebt er noch jetzt. — Außer zahlreichen wissenschaftl. Fachschriften veröffentlichte er: „Liebe und Arbeit“, (Gedichte,) 1890.

Entnahme aus: „Liebe und Arbeit“.

Maienmorgen.

Ich war mit schweren Sorgen
Im Herzen aufgewacht.
Der ros'ge Maienmorgen
Hat alles gut gemacht.

Ich träumte viel von Sterben
Und von verlorner Lieb,
Und wie mir beim Erwerben
Blutwenig übrig blieb.

Du goldnes Morgenleuchten,
Wie preis' ich deine Pracht!
Die frischen Strahlen scheuchten
Den bangen Traum der Nacht.

O gieb, daß nichts geschehe
Davon zu dieser Zeit!
Der Frühling bringt mir Wehe,
Und Winter ist noch weit.

Mein Herz.

Mein Herz ist ein bewegter See,
Drauf ziehet leicht und leise
Ein weißer Schwan mit schlankem Hals
Die feingeschwungnen Kreise.

Der Schwan bist du, mein süßes Kind!
Es spiegelt sein Gefieder
Sich tief im See. O hüte dich,
Der See zieht dich noch nieder!

Der See ist schwarz; dem Grund entströmt
Ein Siedequell, tückisch und reißend.
Und du vertraust dich arglos ihm,
Erlösung dem wilden verheißend.

Wenn ich von Dir müßt scheiden.

Wenn ich von dir müßt scheiden
Für eine lange Zeit,
Ich thät's nicht ohne Leiden,
Doch ohne Bitterkeit.

Denn wie die Sonne blinket
Mir auch in weiter Fern,
Und in der Fremde winket,
Manch heimatlicher Stern —

So zieht dein Bild mir immer
Voran, so unverwandt,
Wie einst des Sternes Schimmer
Den Dreien aus Morgenland.

Weihestunden.

Wenn dich ein Strahl von Hochgefühl
Bei großer edler That durchschießt,
O widerstehe nicht der Glut
Der Heiligung, die dich durchfließt.

So selten ist der Augenblick,
So selten bist du so gefeit!
Drum wach, daß keine freche Hand
Dir solche Seligkeit entweiht.

Und kommen andre Zeiten dann
Mit ihrer Erdenqual und Not,
So stärke dich an jener Stund,
Die frei dir Himmelsmanna bot.

Sonst und Jetzt.

Das war eine heldengewaltige Zeit,
Eine Zeit von Herzblut und Stahl.
Da standen, die Brust gewölbt und breit,
Als Hünen die Männer im Thal,

Und pflückten sich Kraft auf der Berge Höhn,
Bekämpfend den Adler im Horst.
Ihr Schlachtruf brauste wie tosender Föhn,
Ihr Lied wie Rauschen im Forst.

So Hand und Sitte war rauh wie Fels.
Mit einfachem Ja oder Nein;
Und die Treue so rein wie Wasser des Quells
Und stark wie alternder Wein.

Und die Frauen so frisch wie Milch und Blut,
Wie Alpenschnee, sonnenbeglüht,
In der Brust den freien, schier männlichen Mut
Und die Liebe im keuschen Gemüt.

Heil ewig dem Freund, weh ewig dem Feind!
So sprach das einfache Recht.
Nur Nacht kann es sein, oder Sonne scheint,
Nur Herr kannst du sein, oder Knecht.

Das war eine heldengewaltige Zeit.
Eine Zeit von Herzblut und Stahl.
Doch nun sind die Gipfel der Berge verschneit,
Und die Auen und Wälder sind kahl.

Nicht streift mehr durch harzigen Waldesduft
Der Mann, noch ehe es tagt.
Jetzt hält er in dumpfiger Stubenluft
Auf sieche Gedanken die Jagd.

Die Frauen sind nun wie Blümelein hold,
Mit Sorgfalt im Garten gepflegt.
Doch nimmer das Prunkkleid von Sammet und Gold
Die waldige Wildnis verträgt

Jetzt mußt du zierlich gehen einher
Und nimmer reden zu laut.
Es starben dahin der Leu und der Bär,
Und uns macht bang schon die Haut.

Karl Tannen.

Karl Heinrich Theodor Tannen, (Ps. Karl Eichwald), geb. am 27. Juli 1827 zu Leer in Ostfriesland als Sohn eines Schiffskapitäns, widmete sich dem Buchhandel. Als solcher lebt er seit 1849 zu Bremen und hatte daselbst eine Buch- und Verlagshandlung. Er ist Verfasser oder Herausgeber zahlreicher Werke über Sprichwörter, Sagen, u. s. w. in plattdeutscher Sprache; wie er denn auch Mitarbeiter an der von Dr. Karl Fromann herausgegebenen Zeitschrift „Deutschlands Mundarten" war. Von seinen Werken seien hier genannt: Reinicke Voß (Plattd. nach der Lüb. Ausgabe von 1498), 1861; Cumplementeerbook vum't Johr 1572, 1862; Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten, 5. Ausgabe, 1880, Dichtungen un Spreekworden up syn Moermerlander Oostvrees, 1892; Niederdeutsches Haupt- und Heldenbuch; II, 1893; Tyl Ulenspeegels eerste weltvaart in 6. Historien, 1894. Die „Koninklyke Vlaemsche Academie voor tael- en letter-Kunde te Gent", ernannte Tannen 1897 zum Ehrenmitgliede.

Entnahme aus versch. Zeitschriften und Anthologien.

Alldagsgebed.

Du leeve God!
In Dyner Hand
Ligt week un warm
Dat Vaderland

Slaa up Dyn Oog'!
Süü gnädig neër *)
Up Land un Volk,
Up Strom un Meer.

Lenk' Hart un Hand
Von Förft un Raad;
Dat Hart up Döögd **),
De Hand up Daad.

---

*) Sieh gnädig nieder. **) Tugend.

Gif Jedereen
Wat deenen mag
Vör dysse Tyd
Von Dag toe Dag.

Gif Förſt un Raad
Gerechtigkeit,
Un Stad un Dörp,
Toevreedenheit!

Hermann auf Teut.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutſchen;
Steht bald im Standbild
Standhaft auf Teut.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutſchen,
Ringt noch mit römiſcher
Raſender Meut'.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutſchen,
Hält hoch erhob'nen
Schwertes die Wacht.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutſchen,
Fürchtet nicht Feinde,
Die froh er verlacht!

Das deutsche Helgoland.

Im Meer, im herrlich deutschen Meer,
Klagt Wind und Woge laut und schwer,
Und jede Welle trägt es fort
Von dem verlornen Kind das Wort.
  Roth is de Kant,
  Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Germania, du Mutter mein!
Du sammelst deine Glieder ein;
Vergiß auch nicht dein kleinstes Kind
Umbraust von Wogendrang und Wind.
  Roth is de Kant,
  Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Und wie das Meer im Wandern schwillt,
Und wie die Fluth die Ströme füllt;
So schwillt das Wort und füllt das Herz
Mit Sehnsucht und mit tiefem Schmerz.
  Roth is de Kant,
  Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Bist Du auch arm, bist Du auch klein,
Denk' ich als gute Mutter dein,
Bis ich dich sicher weiß da drauß,
Verlornes Kind im Vaterhaus.
  Roth is de Kant,
  Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

What can a young lassie do wi' an auld man.

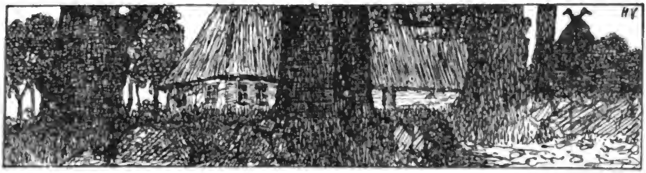
(Nach Rob. Burns.)

Wat kann en jung Meisje, wat schall en jung Meisje,
Wat kann un wat schall se mit'n olen Mann?
Vöör en paar Stüver verkoff se er nüver,
Er nüvere Dochder, de Moder er Ann'.

Den Dag över stennt'e vun Ende to Wende,
Hosten un Hiemen is all' wat he kann;
He's doof un he's nölig, sien Bloot 'is so köhlig,
O, trurige Hochtied mit so'n olen Mann!

He knurt un is lekker, warrt alle Dag' gekker,
Ik do to Gefallen em all' wat ik kann.
He's niedig un neidig up Alles wat freidig,
De dowe, de ole, de nölige Mann!

Mien' ol Tante Kathe, de troff ik to Rathe,
Er Plan is, mi dünkt woll, ok nich ganz miß;
Ik kniep un ick krabb em, will breken dat Hart em,
Un nehmen en jungen Mann, datt is wol wiß!



Friedrich Tewes.

Friedrich Tewes, geb. als Sohn des dortigen Pastoren am 7. Juni 1859 zu Posthausen, Kr. Achim, verlebte seine Jugend in Lorstedt und Verden, war erst Kaufmann und studierte dann in Leipzig und Berlin Altertumskunde. Nachdem er darauf zwei Jahre unter dem Studienrat J. H. Müller am Provinzialmuseum in Hannover gearbeitet, wurden ihm nach dessen Tode die Arbeiten an der vorgeschichtlichen Abteilung und 1887 auch die Geschäfte des Konservators der Landes-Altertümer, die er bis zur Uebernahme dieses Amtes seitens der Provinz verwaltete, übertragen. Er lebt jetzt als Bibliothekar und Herausgeber des „Numismatisch-sphragistischen Anzeigers“ und der „Hannoverschen Geschichtsblätter“ in Hannover. T. verfaßte: „Unsere Vorzeit“ (1888), „Die Steingräber der Provinz Hannover“ (im Druck befindlich) und „Gedichte“ (1896).

Entnahme aus: „Gedichte“ (1896).

Heimatlieder.

So lange noch die Eichen wachsen
In alter Kraft um Hof und Haus,
So lange stirbt in Niedersachsen
Die alte Stammesart nicht aus!

Meine Heimat.

Wo Heide und Moor mit sandigem Rain
Um Felder und Wälder sich breiten,
Und des Hünengrabes bemooster Stein
Erzählt von vergangenen Zeiten;

Wo die Föhre von Dünen und Hügeln grüßt
Und die Birke die Pfade säumt: —
Dort hat mich die Mutter zuerst geküßt,
Dort hab ich die Kindheit verträumt!

Drum liebt auch mein Herz diese Erde so sehr
Und vor Allem die rotbraune Heide,
Die immer, gleich einem verschwiegenen Meer,
Ein Freund mir im Glück und im Leide!
Und wenn Euch die Heimat auch nimmer gefällt,
Weil des Südens Schöne Euch bannt: —
Mit keinem anderen Lande der Welt
Vertauscht ich dies heilige Land!

An die Heimat.

Du bist mir eng ans Herz gewachsen
Mit Deiner Vorzeit reichem Buch,
Mein Heimatland, mein Niedersachsen,
Das schon so manche Ehren trug;
Du Land in Lied und Sag gepriesen,
Umworben oft von Feind und Flut,
Wie einst den Sachsen und den Friesen
Bist Du auch mir das höchste Gut!

Ich kenne Dich! seit Kindertagen
Durchstreifte ich Dich kreuz und quer;
Mich hat der Ströme Flut getragen,
Ich grüßte tausendmal Dein Meer;
Ich freute mich an Wald und Fluren,
An Deiner Heide Farbenpracht
Und an der Städte stolzen Spuren
Von längst versunkner Tage Macht!

Wohl zog auch mich, den Wanderfrohen,
Die schönre Fremde mächtig an,
Und dort, wo Herzen heißer lohen,
Ich manche Stätte lieb gewann;
Doch, was man mir an Glück und Ehren
Geboten auch an fernem Strand: —
Die Sehnsucht zwang mich, heimzukehren
Zu Dir, zu Dir, mein Heimatland!

Und als dann erst mein irrend Leben
In Deinem Port vor Anker ging,
Und vollends nun, wie heilges Weben,
Dein Bann, o Heimat, mich umfing;
Als ich in reicherfüllten Stunden
Mich Dir mit Herz und Hand verschrieb: —
Da hab ich erst so recht empfunden,
Wie ich Dich über Alles lieb!

Hildesheim.

Dort wo in leicht geschwungnem Bogen
Aus Wälder- und aus Wiesengrün
Der Innerste verschämte Wogen
Ein lieblich Erdenthal durchziehn, —
Dort breitet sich im Bergeskranze
Die schönste Stadt im Heimatland:
Alt-Hildesheim, mit altem Glanze,
Des Nordens Nürnberg zubenannt.

Ja, aus der Jugend goldnen Tagen,
Geschmückt mit köstlichem Geschmeid,
Wies wenig Städte einst getragen,
Trägt Hildesheim ein Ehrenkleid;

Und sind die Mauern auch zerfallen,
Die Zeugen der versunknen Macht,
Sie strahlt noch um der Dome Hallen
Und um der Bürgerhäuser Pracht.

Denn früh schon, zu der Kirche Ehren,
Die sie mit ihrer Gunst umfloß,
Die Bischofsstadt der Kunst, der hehren,
In reichem Maße sich erschloß;
Und wie St. Bernward, ihrem Sohne,
Ergänzt des Künstlerruhmes Kranz,
So schmückt auch sie die Ehrenkrone
In unvergänglich reinem Glanz.

Und als die Kunst Gemeingut worden
Und sie des Bürgers Streben hegt,
Da wird die Stolze an den Borden
Der Innerste zumal gepflegt:
Der Häusergiebel reiche Glieder,
Das bunte Schnitzwerk am Portal: —
Sie spiegeln jene Tage wieder,
Zugleich ein prächtig Ehrenmal.

So war die Stadt zu allen Zeiten
Die treue Pflegerin der Kunst;
Und um die alten Herrlichkeiten
Schlang sich der neuerblühten Gunst;
Was einst im Sturme der Gewalten
Dem Untergange nicht geweiht,
Das sucht sie treulich zu erhalten
Als ein Vermächtnis alter Zeit!

Nordische Liebe.

Was gilt mir Walhalls Götterwonne
Und der Einherier Seligkeit,
Wenn mir nur Deiner Liebe Sonne
Das Leben hellt, Du holde Maid;
Dann ruft man mich umsonst zum Streite,
Ob Feinde rings mir auch erstehn: —
Ich bleib bei Dir, an Deiner Seite
Werd ich dereinst nach Hela gehn!

Geständnis.

Ich sah Dich einst in trüber Jugendzeit,
Als noch mein Leben schnöde Fesseln trug,
Und damals schon, Du viel umworbne Maid,
Mein Herz für Dich in heißer Liebe schlug;
Doch jener Liebe mußte ich entsagen,
Weil mir das Leben keine Rechte lieh, —
Dein Bild indes, Du Glück aus armen Tagen,
Dein holdes Bild vergaß ich nie!

Lebenswahrheit.

Wohl dem, der froh in Amt und Würden
Genießt den sicheren Gehalt,
Ihn machen nicht des Dienstes Bürden
Schon vor dem Lebensabend alt;
Ihn drücken keine Zukunftssorgen,
Denn wie ihm der verdiente Lohn,
So winkt ihm heute oder morgen
Auch einst die sichre Pension.

Doch wehe, wehe, — wer im Leben
Allein sich auf sich selbst verläßt,
Dem bricht man gar zu leicht das Streben,
Ist auch sein Wille noch so fest;
Denn jene Zeiten sind vergangen,
Da noch das Schicksal bog der Mann, —
Heut wird zum Ziele nur gelangen,
Wer sich — gehörig biegen kann!

Zu jung — zu alt!

Er war ein Jüngling, wilde Kraft
Durchlohte ihn in heißem Brand,
Und Großes hätte er geschafft,
Wenn er am rechten Platze stand;
Doch als das Streben ihm entflammt
In wirklicher Begeisterung,
Und er gebeten um ein Amt, —
Da sagten sie: er sei zu jung!

Der Jugend Feuer bald verraucht! —
Er ward ein stiller, ernster Mann,
Wenn auch noch frisch und unverbraucht
Die Kraft durch seine Adern rann;
Nun hoffte er von früh bis spat,
Daß er fürs Amt geeignet bald,
Doch als er wiederkam und bat, —
Da sagten sie: er sei zu alt!

Es war einmal.

Es war einmal! Du Märchenwort,
Wie oft hast Du mich einst beglückt
Und über Raum und Zeiten fort
Mit Deinem Zauberklang entrückt;
Noch lag die Welt so licht und weit
Vor mir wie eines Edens Thal,
Umglänzt von eitel Seligkeit,
O goldne Zeit! es war einmal! —

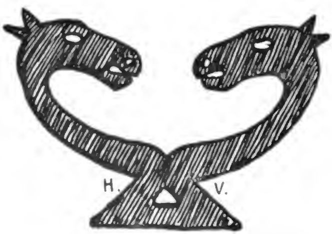
Nun ist der Tugend Traum verrauscht!
Ein müder Mann am Pilgerstab,
Der Weh und Leid genug getauscht,
Steh ich an der Erinnrung Grab;
Und nun bereitet mir Dein Klang
Nur neues Weh und neue Qual,
Nun tönst Du mir wie Grabgesang,
Du Märchenwort! Es war einmal! —

Zu spät.

Noch einmal — eh das Abendrot
Im Nebeldunst versinkt
Und alles, was der Tag mir bot,
Die dunkle Nacht verschlingt —
Noch einmal möcht ich frank und frei
Hinaus in Sturm und Drang
Und jubeln in den jungen Mai
Des Lebens Hochgesang!

Noch einmal jenem Fluch entfliehn,
Der mich aufs Neue hält,
Und wieder kühnen Mutes ziehn
Zum Kampfe in die Welt;
Und eh sie weiter mir erschlafft
Und müde wird und träg, —
Mich werfen mit der ganzen Kraft
Dem Schicksal in den Weg!

Doch ach, die Rast schon lang verdarb
Das heiße wilde Blut,
Im Karrendienst des Alltags starb
Der frohe Wagemut;
Der Sturm, der mir umtobt das Haus,
Hat meinen Flug verweht . . . .
Und zög ich zehnmal auch hinaus,
Ich weiß: es ist zu spät!



Heinz Tovote.

Heinz Tovote, geb. am 12. April 1861 zu Hannover, besuchte das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt um dann zur Bühne zu gehen; gab aber diesen Plan auf und studierte in Göttingen Philologie und Philosophie. Von Göttingen ging er nach Berlin. Hier studierte er ausschließlich allgemeine Litteraturgeschichte, mit der Absicht, sich auf diesem Gebiete als Docent zu habilitieren. Bald wandte er sich indessen ganz der Schriftstellerei zu und lebt seit 1889 als unabhängiger Schriftsteller in Berlin. — Von seinen zahlreichen Novellen und Romanen seien hier aufgeführt: „Im Liebesrausch" (R), 1890, „Fallobst" (Wurmstichige Geschichten) 1890, „Frühlingssturm" (R), 1891, „Ich" (Nervöse Novellen), 1892, „Mutter", (R), 1892, „Das Ende vom Liede" (R) 1893, „Heißes Blut" (Novellen) 1895.

Beiträge vom Autor zur Verfügung gestellt.

Schneenacht.

Es schimmern so frostig die Sterne herab,
Und es weht so schneidend der Wind.
Er fegt den Schnee durch die Heide,
Er singt von schmerzlichem Leide,
Von meinem verlorenen Kind.

Gerassel und Flüstern im schwarzen Strauch,
Und Seufzen im Föhrenwald. —
Es brechen die Zweige der Bäume.
Die jagenden Wolken, wie Bäume,
Verändern im Sturm die Gestalt.

Der Himmel sieht aus wie ein Totenkleid;
Es heulen die Winde ihr Lied.
Das klingt so todestraurig. —
Entsetzen, bleich und schaurig.
Ueber die Heide zieht.

Wo blickt Dein süßes Angesicht
In dieser Sturmesnacht? —
Ich höre die Windsbraut klagen
Von alten verklungenen Sagen,
Und habe Deiner gedacht.

Sonett.

Schwarz liegt das Moor — die blutge Sonne trank
Den Nebel der die Heide übergossen,
Von mächtgen Schwingen kam herabgeflossen,
Daß Licht und Leben im Gewölk versank.

Die dunklen Fichten stehen stumm und schlank,
Als wären sie des Lebens schier verdrossen,
Das sie in diese Einsamkeit geschlossen. —
Sie welken hin von Sommersehnsucht krank.

Und trübe wandr' ich durch die stille Heide
Durch die der Wind hinstreift mit mattem Fluge,
Daß kaum sich vor ihm neigt die stolze Fichte.

Und ich allein mit meinem tiefen Leide,
Und mit den Raben die in schwerem Zuge
Hinflattern wie zu einem Hochgerichte.

Vergessen.

Ich sah's an andern, die du gern gehabt,
Wie schnell du sie vergessen. — Der Gedanke
Erfaßt mich jäh: auch mich wirst du vergessen! —

Kein Leid auf Erden ist so riesengroß —
Es kommt die Zeit, den herben Schmerz zu lindern . . .
Kein Glück auf Erden ist so riesengroß —
Es kommt die Zeit, und macht das Glück zu nichte.
Sie ist gewaltig. — Hab' ich es doch selbst
An mir erfahren mannigfalt.

Es kommt die Zeit,
Und mit ihr das Vergessen. Wie in Nebel,
Der sich am Abend von den Wassern löst,
Hüllt sich Vergang'nes, daß die müden Augen
Nichts mehr erkennen. Gegenwärtiges
Drängt sich mit Allgewalt vor unsre Sinne,
Und farblos, matt und nichtig wird Entschwund'nes.
Die Woge war — die Woge ist nicht mehr,
Versunken in das Grab: Vergessenheit. —

Einst schien mir jegliches Gefühl gestorben,
Da nahtest du dich mir in Lieb und Güte,
Und lehrtest mich, daß ich dich lieben mußte,
Daß ich mit jeder Faser meines Leibes
Mich an dich klammerte, um dich zu halten. —
Dann kam der Sturm; verweht ward alles wieder,
Dein Lieben starb. —

Und wie ein welkes Blatt,
Das herbstlich von dem dürren Zweige bricht
Und niederflattert zu der nassen Erde,

Irrt unsre Freundschaft haltlos in dem Winde. —
Nur eine Welle war's im Lebensmeer,
Die schäumend sich am Fels des Todes bricht,
Und dann in Nichts zerschellt . . .

Denn tausend Wellen
Vernichtend drängen ringsum auf sie ein,
Und tilgen ihre Spur für ewig aus.

Dein Lieben starb, der Welle gleich im Meer,
Im leichten Wind' zerflatterte die flüchtige . . .
Ist deine Freundschaft stärker vor dem Wind?
Frag' ich zu allen Stunden mich voll Leid's. —
Und sieh: Das ist's, was mich so traurig macht! —

Adolph Tronnier.

Adolph Tronnier, geboren am 20. Mai 1875 in Meine (Kreis Gifhorn), besuchte das Gymnasium zu Celle und Braunschweig und studiert jetzt in Göttingen Philosophie, Sprachen und Litteratur.

Originalbeiträge.

Liebesklänge.

I.

Anders sind die Zeiten geworden;
Schal klingt die alte Weise und leer,
Schwellen muß sie jetzt in Akkorden,
Wie im Sturme das rauschende Meer.
Aufgewacht sind die träumenden Seelen,
Trinken jauchzend die Morgenluft
Und vergessen der Philomelen,
Wenn die schmetternde Lerche ruft.

Ausgelöscht sind des Mondes Kerzen,
Tot und begraben die ewige Pein,
Taufrische Wälder entzücken die Herzen
Und der blitzende Sonnenschein.
Endlich ist er auch mir erschienen,
Endlich der wonneverheißende Tag,
Und im innersten Herzen dadrinnen
Ward die schmetternde Lerche wach.

Lieder hab ich genug gesungen,
Nachtigall-, girrenden Taubenton,
Haben sich nicht in die Ferne geschwungen,
Sind nicht gekehrt mit dem holden Lohn.

Nur ein Oelblatt konnten sie bringen,
Nur die Verheißung von seliger Zeit,
Nicht die Liebe, die wahre, erringen,
Liebe für jetzt und die Ewigkeit.

Jetzt aber steigen sie über die Grüfte
Nichtigen Hoffens und lassen den Tand,
Höher hinaus in die schwindelnden Lüfte,
Näher der Liebe himmlischem Land.
Um mich wogen die Lieder der Sphären,
Freudiger wird mir der freudige Mut,
Alle muß ich sie wiedergebären,
Lieder der höchsten, der feurigsten Glut.

Stimmet ein, in wallenden Locken,
Mädchen und Bursche nun im Verein,
Ihr in des Haares Silberflocken,
Würdige Alte, stimmet ein!
Denket der Jugend Wonne und Leben
Kehret im Liede euch zurück;
Denket die Liebe giebt Kraft nur und Leben,
Nur die Liebe das holdeste Glück!

II.

Das lebet und das webt im Feld
Als wie zur Zeit des Maien:
Der Käfer brummt,
Die Biene summt,
Die Grille spielt Schalmeien,
Und um die blaue Wasserflut
Libelle tanzt den Reihen.

Das lebet und das webt im Feld
Als wie zur Zeit des Maien:
Die Sonne hält

Am Himmelszelt
Und scheint sich baß zu freuen;
Den Herbst allein verkündet rauh
Der Wandervögel Schreien.

Die treibt die wilde Sehnsucht fort,
Nach Süden fort, nach Süden,
Wo immer lacht
Des Sommers Pracht
Und nie vergehn die Blüten;
Da steht die Hoffnung und erfüllt
Mit neuer Kraft die Müden.

Auch meine Kraft ist schwach bestellt.
O komm, du goldnes Hoffen,
Mein Herz laß sein
Dein Schlößlein fein,
All Thore stehn dir offen.
Und ihr, ihr Vöglein grüßt mein Lieb
Habt ihr es fern getroffen.

Singt ihr ein Lied voll süßer Lust,
Von Frühling und von Lieben,
Von Sonnenschein
Und Sehnsuchtpein,
Die euch von dann getrieben;
Und sagt ihr, liebe Boten mein,
Sagt, ich sei treu geblieben.

Herausforderung.

Die Kraft ist hin, es stocket mein Beginnen;
Ein neues Etwas reißt mich jach von hinnen,
Unsäglich rauh aus der gewohnten Bahn.

Die Kindertage sanken in die Grüfte,
Mit ihren Blumen sind verweht die Düfte,
Mit ihrem Sein verweht der holde Wahn.

Jetzt dämmert auf ein neuer Lebensmorgen.
Folg' ihm ein Tag mit Leiden und mit Sorgen!
Dann ist mein tiefster Herzenswunsch erfüllt.
In diesem Alltagsleben muß vergehen
Die stärkste Kraft; denn wer kann widerstehen,
Wenn sich kein Feind den Blicken je enthüllt?

Ein Alltagsmensch soll, da ich mich erwählet
Zu Großem glaubte, daß ich kühn beseelet
Das Ziel ersah, nur der mein Schicksal sein?
Nein! Nur durch Kampf gelanget man zum Siege —
Ich fürchte nicht, daß ich ihm unterliege:
Auf, Schicksalssturm, brich über mich herein!

Eislauf.

Freud'ge Blicke, lieblich Lachen,
Ein verschämter Händedruck;
Und darüber blauer Himmel
Und der hellste Sonnenschein
Und darunter spiegeleben
Des Gewässers Eiskristalle —
Sagt, — wer sollte sich nicht freuen?

Vor einem Bilde.

Epigramm.

Grobe Steine im Wasser — ein Stillleben ist es am Strande.
Manchem werden sie auch Steine des Anstoßes sein.

Bernard Wieman.

Bernard Wieman, geb. am 31. Mai 1872 zu Osnabrück, besuchte das Gymnasium Carolinum seiner Vaterstadt bis 1892, studierte darauf in Lausanne, Leipzig, Berlin, Edinburgh und Göttingen Rechtswissenschaft, Sprachen und Litteratur. Seit 1885 ist er Referendar in preußischen Diensten und lebt als solcher in Osnabrück.

Im „Göttinger Musenalmanach“ erschienen seine ersten Veröffentlichungen.

Originalbeiträge.

Darum.

Das ist das alte Lied, Marie,
Vom Suchen, Finden und Scheiden,
Das ist das alte Lied, Marie,
Vom lieben und sich meiden.

Ich weiß es ja, wir sind uns gut
Und können uns selig küssen,
Doch unser junges, rasches Blut
Das darf davon nicht wissen.

Wir könnten vergessen das kalte Gebot
In dämmernden stillen Stunden;
Das brächte Dir bittre Herzensnot,
Mir schlüge es tiefe Wunden,

Denn ich hab Dich zu lieb, zu lieb, Marie,
Ich kann Dich leiden nicht sehen,
Drum gieb mir noch einmal die Hand, Marie,
Und laß mich weitergehen.

Beim Singen der Nachtigall.

Das war ein glückliches Schlagen,
Als heute die Nachtigall schlug,
Ein wonnigliches Behagen
Durch sonnige Lüfte es trug.

Es war ein Jauchzen und Singen
So ganz aus des Herzens Grund,
Das machte die Welt erklingen
Und Menschenseelen gesund.

Die flogen hinaus zu zweien
In die Lande der Seligkeit,
Dort wollte die Welt sich erneuen,
Und jubelnd ward sie befreit.

Sommertreue.

Gelt, Schätzle, ich komme ja wieder,
Bin nicht so ein loser Gesell
Wann duftet der nächste Flieder,
Dann bin ich wieder zur Stell,

Dann zupf ich Dir wieder am Zöpfchen,
Du sagst mir halt: „Sei doch gescheit!"
Ich nehm dann dein herziges Köpfchen
Und behalt's für — die Sommerzeit.

Resignation.

Vorbei ist wieder mal ein Glück,
Es ist vorbei gezogen!
Und wieder war's ein leuchtend Stück
Von einem Regenbogen.

Schon im Genießen war's getrübt
Durch kalte Nebelregen;
Doch wird gelitten, wo geliebt,
Und wann giebt's lauter Segen!

Drum freu ich mich an diesem Stück
Von einem Regenbogen,
Es war für mich ein leuchtend Glück,
Wenn's auch vorbeigezogen.

Trauerchor der Engel.

Alles taucht im lichte Schöne,
Was wir sehen und besingen,
Und des Weltalls Riesentöne
Einen sich zu reinem Klingen,
Und es zieht in gleicher Weise
Ewig maßvoll und gemessen
Ihre großen stillen Kreise
In Vergangenheitsvergessen,
Eine Ewigkeit.

Steigernd nicht sind unsre Freuden
Über allem Leid erhaben,
Und wir dürfen uns an beiden
Nicht vertrauern und nicht laben;
Ewig leuchtet uns die Sonne,
Ewig blüht die weiße Blume,
Ewig bleibt uns Menschenwonne,
Die da zehrt vom eignen Ruhme
Trübe Nichtigkeit!

Zwischen Dunkelheit und Klarheit,
Und Entbehren und Genießen.
Zwischen Trug und zwischen Wahrheit,
Herbstverfall und Frühlingssprießen
Schaun wir keine tiefen Klüfte.
Alles ist uns lichtvoll offen,
Und durch ewig klare Lüfte
Rauscht kein ahnungsvolles Hoffen
Uns in Seligkeit.

Theodor Zimpel.

Theodor Zimpel, geb. 1842 zu Elsdorf, Kreis Zeven, als Sohn des Pastoren Theod. Zimpel, ging nach Amerika, war dort lange Zeit Mitredacteur der „Plattdeutschen Post“ in New-York und gab den „Plattdeutschen Volkskalender“ daselbst bis 1897 heraus. Herbst 1897 wurde er Redacteur der in New-York erscheinenden Zeitung: „Deutsche Eiche“. — Gedichte und Geschichten, hoch- und plattdeutsch, in Zeitungen und Zeitschriften.

Entnahme: aus amerikanischen Blättern.

Deutsche Heide.

Noch einmal möcht' ich schauen Dich,
Du braune deutsche Heide!
Noch einmal möcht' ich lagern mich
Auf deinem Blütenkleide!
Noch einmal schlürfen deinen Duft
Und atmen frische freie Luft
Auf brauner deutscher Heide!

Das Heidenröslein winkt mir zu:
„Komm wieder heim, komm wieder!“
Es schmettert in die tiefe Ruh
Die Lerche ihre Lieder;
Der Kiebitz ruft den alten Schrei,
Und aus dem Walde rauschts herbei:
„Komm wieder heim, komm wieder!“

Noch gestern Abend sah im Traum
Das Heideland ich wieder — —
Es grüßte mich ein jeder Baum
Und rauschte Sehnsuchtslieder.
Und Heideblüten auf der Flur,
Sie winkten alle, alle nur:
„Komm wieder heim, komm wieder!“

Uns' plattdütsch Vaderland.

O, uns' Vaderland, di willt wi priesen,
Leewe Heimath, so herrlich, so schön!
Wo kann rieker en Land sick woll wiesen
Vuller Saaten un Weiden, so grön!
Dor wo Stormwind un Bulgen umbrusen
Siet Jahrdusend den norddütschen Strand,
Ward en kräftiget Volk ümmer husen.
Hurrah för dat plattdütsche Land!
Hurrah för dat plattdütsche Land!
Hurrah för dat plattdütsche Land!

So lang waßt noch un grönt unse Eken,
So lang Möwen un Kiwitt noch schreen,
So lang ward ok üm plattdütsche Mäken
Ummer plattdütsche Jungens noch freen;
Un de Husfro ehr flietiget Streben
Schafft dat Glück un den Wollstand dato.
Unse Froens un Deerns schöllt leben,
Hurrah för de plattdütsche Fro!
Hurrah för de plattdütsche Fro!
Hurrah för de plattdütsche Fro!

Un hebbt wi ok uns Heimath verlaten,
Uem to söken dat Glück in de Feern,
Unse Sprak holt uns Alle umslaten,
Unse Modersprak hört wi alltids geern.
Ja, ehr alltid to hegen un plegen
Schall uns blieben een hillige Sak;
Lat' uns strieden för ehr allerwegen.
Hurrah för de plattdütsche Sprak!
Hurrah för de plattdütsche Sprak!
Hurrah för de plattdütsche Sprak!

(Anmerk. Obiges Lied ist Bundeslied aller Plattdeutschen Vereine Nordamerikas geworden. — Mel. „O, Columbia the Gem of the Ocean“.)

Carl von Arnswaldt †.

Während des Druckes des „Hannoverschen Dichterbuches" hat der unerbittliche Tod einen unserer Mitarbeiter plötzlich abberufen; am 26. October 1897 starb zu Berlin der junge Dichter Carl v. Arnswaldt.

Der Entschlafene hat mit großem Interesse das Entstehen des „Hannov. Dichterbuches" verfolgt und der Unterzeichnete verdankt ihm vielfache Notizen und Hinweise und manche Einzelheit wurde gemeinsam durchberathen. „Ich freue mich sehr auf Ihr „Dichterbuch"", schrieb C. v. Arnswaldt mir nahe vor seinem Tode; — nun lesen wir still seine wehmütigen „Lieder vom Tode", in denen es wie Ahnung seines jungen Sterbens liegt. . . . . .

Auf Seite 343 ist in diesem Buche der poetische Nachruf nachgefügt den Börries von Münchhausen seinem entschlafenen Freunde gewidmet hat. — Einen hochbegabten Dichter hat der Tod hinweggenommen, — treues Gedenken sei dem Heimgegangenen gewahrt!

Hans Müller-Brauel.

Inhaltsverzeichnis.

Die Namen der Dichter mit welchen der Herausgeber wegen ihrer Vertretung in Beziehung stand, sind mit einem Stern vor dem Namen bezeichnet, ein Stern vor den biographischen Notizen bedeutet, daß diese nach Originalmitteilungen gegeben sind; zwei Sterne vor einer Dichtung zeigen einen Originalbeitrag an.

Seite

Vorwort IX
Heimatwege, von Franz Evers XVII
Min Heideland, min Heimatland! von Hans Müller Branel XVIII
Plattdütsche Sprak, von Friedrich Freudenthal XIX
Der Heimat, von Georg Freiherr v. Ompteda XX

*Hermann Allmers.
*Biographie 1
Friesengruß 1
In der Fremde 3
Feldeinsamkeit 5
Die Heimatglocken 6
Ostern in Rom 9
Bernolef 10
Wahlspruch 12
Letzter Wunsch 12

*Carl von Arnswaldt.
*Biographie 13
**Mondnacht 13
**Seelen 14
**Sommerglut 14
**Schweigen 15
**Nächtliche Stille 15
**Schöne Stunde 16
**In Sommerschwüle 16

Seite

**Abendstimmung . . . 17
**Stimmen . . . 17
**Abendfriede . . . 17
Frühlingslied . . . 18
Mittagsschwüle . . . 18
Dolce far niente . . . 19
Mittag . . . 19
Haidezauber . . . 20
**Wende . . . 20
**Das Publikum . . . 21
Sanftes Entschlummern . . . 23
**Nächtens . . . 23
**Lied der Freude . . . 24
Liebe . . . 25
Sommergang . . . 25
Am Abend . . . 26
Vom Tode . . . 27
Umschau . . . 27
**Bangen . . . 27
In schlafloser Nacht . . . 28
Hochzeit . . . 28
An ihrem Grabe . . . 28
Zwiesprache . . . 30
Ahnung . . . 30
**Gewißheit . . . 30
Wunsch . . . 32
Mein Ende . . . 33

Terburg Arminius.
*Biographie . . . 34
*Die Strandnelke . . . 34

*Wilhelm Becker.
*Biographie . . . 39
Blütenflocken . . . 39
Regenbogenpracht . . . 39
Fürchtest Du? . . . 40
Darf ich Dir zürnen . . . 40

Fritz Bente.
*Biographie . . . 42
Die Straßen such ich auf und ab . . . 42
**Gründonnerstag . . . 43

Seite

Adolf Bessell.
*Biographie 44
Abendglocken 44
Täuschung 45
Gesicht auf der Haide 46
**Wodans Gesang 47
**Sardanapal 50

Hans Biermann.
*Biographie 52
Schicksal hau zu! 52
**Ungebeugt 53
In der Schicksalsschmiede 54
**Leidenschaft 55
**Erste Sünde 56
An den Sturm 57
Zu spät 57
Entsagung 57
Nächtlicher Ritt 58
Die Spinne 60
Nebeltag am Meer 60
Frischer Mut 61
Abschied 62
Im herbstlichen Forst 63
Gebrochener Mut 63
**Gerd Friesens Abschied 64
Junge Leew 65

Georg Blickslager.
*Biographie 67
Friesland 67
**Sommerabend am Waldrande 68
**Ehre 69
**Kinder 69

*Franz Diederich.
*Biographie 70
Homo sum! 70
**Glückauf du erlösende Zeit! 71
**Erkenntnis 72
**Glück der Liebe 73
**Junge Mutter 73
**Vorboten 74

Seite

**Kindheitzauber 74
Lieder von Worpswede 75
**Der Tag will schlafen gehn 75
**Lichtfunken wandeln durch die Höhen 75
**Linnenweiß im Sonnenglänzen 76
Glattgemähte Wiesenflächen 77
Torfbraune Flächen dehnt das Moor 77
Der Himmel spannt sein leuchtend Dach 77
**Traumgrauen 78
**Ersehnter Frühling 79
**Wogenklage 80
**Neuer Glaube 80
**Verkündigung 81

Clara von Dincklage.
*Biographie 83
Ick un use Trienke 83

Johann Friedrich Dirks.
*Biographie 87
**Min Deern, nu lat uns wannern 87
**De Steerns de blinkern an'n Hemel 88
**Glück un Leed 88
**Bi Störmsweer 91
**Sehnsucht 94

Adolf Ellissen.
*Biographie 95
Gedenke zu leben 95
Der Jugend heit'rer Morgen 96
Die Kunst 97

*Franz Evers.
*Biographie 98
Seelenjubel 98
Sommer 99
Am Teufelsmoor 100
Das Deutsche Meer 101
**Der Rachereiter 102
**Der Selige 103
Der Kranke 104
**Ein Begräbnis 104
Präludium 105
Traumland 106

Seite
Sonnensegen 106
Die Gnadennacht 107
Herbstabend 107
Wanderlied I. u. II. 108
Segen 109
Volksreim 109
Amor tonans 110
Junges Glück 110
Feldweg 111
Erinnerung 112
**Himmlische Tage 112
Der Abend will sich weiten 113
Im Korn 113
Träume 114
Eine Rose 114
**Garten der Liebe 115
Erfüllung 115
So seh ich ihn 116
**Glocken 117
**Mein Lied 118
Schöpferspruch 119

*Ludwig Evers.
*Biographie 120
Selbstschau 120
Sehnsucht im Frühling 121
Es geht ein Grüßen durch den Wald 121
Wär' ich beglückt wie Du 122
Ueber die Haide 123
Abendruhe 124
Hilf dir selber 125
**Das Meer 126

*Albert Falkenberg.
*Biographie 127
**Haideabend 127
**Sensenschärfeklang 127
**Wahnsinn 128
**Fahre wohl 129
Um fremdes Leid 129

Christian Flemes.
*Biographie 131

Seite
Dat Calenbarger Land 131
**De Lerke un de Poggen 133

*August Freudenthal.

Biographie 135

Aus der Heimath.

1. I. Pfingstmorgen in der Lieth bei Fallingbostel . 135
II. Und höher führt der Pfad hinan 136
2. Zur Blütezeit 137
Hinaus auf die braune Heide 138
Liebesnacht 138
Weiße Heide 139
O schöne Tied, o selge Tied! 140
Mit dem Sommer zog die Schwalbe 141
Einsam 141
Im Gewitter 142
Irrlicht 143
Das Kreuz bei Heidenhof 144
Die Heidenschlacht 146
Jugend 148
Traumglocken 149

*Friedrich Freudenthal.

*Biographie 150
Dat is alles noch wi vör Jahren 151
Dat Dorp in stille Heide 152
Dat Brutpaar 153
Marie 154
Der Heidewirt 155
Min arme Deern, du büst nu dod 156
De Happbocksjagd 157
De Helljäger 159
Am Hünnengrabe 160
**Gedenkst du noch an jene Nacht 161
**Die alte Liebe 162
**An deiner Mutter Grab 162
**In wenig kurzen Tagen 163
**Es war der Sonne letzter Strahl 164
**Immortalitas 164
**Am Sonntag früh 166
**Sprich nicht vor jeder großen Menge 166

Seite

*Franz Grabe.
*Biographie 168
Unschuld 168
Wo Enen dat Streiken afleert ward 169
Hans Hinnerk alleen 171
Wo se't makt hett 172
O geh' nicht vor mir aus der Welt! 173

Robert Grabe.
*Biographie 174
**Am Judenfriedhof 174
**Auferstehung 175

*Eduard Grisebach.
Biographie 177
Leuchtend aus dem Lindengrün 177
Hätt' ich bis zum letzten Tropfen 179
Ich liege am einsamen Hünengrab 179
Frau Venus, nun lachst du umsonst mich an 181

*Kuno Graf Hardenberg.
*Biographie 184
**Verliebt 184
**Große Wäsche 185
**Von den drei Marien 186

*Hermann Hartmann.
*Biographie 187
Jugenderinnerung 187
Die Eiche 189
Das Hünengrab und die Midgardsschlange 189
Am Darussee 190
Wittekinds Flucht und der Pferdesprung 191
Wodans Rabe 192
De Dubbelhochtied 192

*Otto Erich Hartleben.
Biographie 194
Die jubelnd nie den überschäumten Becher 194
Lied des Trotzes 195
Ein Erinnerungsblatt 196
Ellen 197
Funkelt dein Auge noch? 197
Gleichheit 198

Seite
Wir sind die Saat 198
Maria 199
Die Taube 200
Das welke Blatt 201
Wenn sich das Herz der Erde wieder löst 202
Das war der Duft der deinem Haar entströmt 202
Im Thal der Freude 202
Tristan Sonett 203
Süß duftende Lindenblüthe 203
Matrei 204
Im Arm der Liebe 205
Toscanischer Frühling 205
Elegie 206
Die Fackel 206
Der Abenteurer 207
Von reifen Früchten 207
An meine Frau 208

*Eduard von der Hellen.
Biographie 209
**Heimkehr 209
Herbst 209
Geduld 210
Drei Wünsche 211
**An Arnold Böcklin 212
**Spruch 213

Karl Henckell.
Biographie 214
Zwischensommer 214
Meiner Mutter 215
Heimfahrt 216
Heimatlieder I. II. III. 217
Trübe 218
Leise Klage 219
Matt gießt der Mond 219
Wand'rer 220
Ruhe meine Seele 220
Psalm der Freude 221
Frühlingsvorwitz 221
So will ich ziehn 222
Schon lag auf Erden dunkles Schweigen 222

Seite
Ostern 223
Sehnsucht 224
Heute in der Morgenfrühe 224
Rose der Sehnsucht 225
Die Sehnsucht träumte lange 225
Im Grase 226
Meine Geliebte 226
Maien-Opfer 227
Die ich gesucht 227
**Es ist ein Glück 228
Myrza Schaffy ist gestorben 228
Blindenklage 229
Ein Bündel Erica für Lilienkron 230
Zukunftsblüthe 231
Weltsturm 231
Moderne Barbaren 232
Trutznachtigall 233
Kunst-Proletarier 234
Aus „Glühende Gipfel“ 235

*Otto Hotzen.
Biographie 237
De Behr 237
Trina 239
Dietrich von Bern 242

*Hermann Kleinschmidt.
Biographie 244
**Im Gebirge 244
**Nach dem Wetter 245
Frau Lisbeth 246
Lied der Blinden 248
Der Balksee 249
Bodo und Brunhild 251

Friedrich Lange.
Biographie 254
Liebe strahlt mir nicht von Sternen 254
Die Fischerin 255

Gustav Lepler.
Biographie 257
Heimweh 257
Wursten 258

Seite

Lenz 259
Trübe Fahrt 259
*Sprüche I. II. III. 260

Luise Mayer.

Zur Abendzeit 261
Die Hütte am Moor 262
Nach der Schlacht 266

*Albert Möser.

Biographie 268
Einem Heimathsgenossen 268
Großvater 270
Traumglück 271
Besuch in der Heimath 273
Lied der Velleda 274
Aufbruch der Longobarden 275
Sonett 276
Johannis- und Jacobi-Friedhof in Göttingen 277

Gottlieb Müller-Suderburg.

Biographie 278
Heideland 278
**Das Lied der Mutter 281
**Die Pharisäer 281
**R. J. P 282
**Waldmärchen 283
Der Choral von Wörth 274

Hans Müller-Brauel.

Biographie 287
**Auf weiter Heide! 287
Herbst auf der Heide! 288
**Geschichte im Frühling 288
Lotte 289
**I. Abend an der Ilmenau! 289
**II. Een Drom vom Glück! 289
**III. Nachtfahrers Morgengruß 290
**IV. Abendfreden 292
**V. Stilles Glück 292
**VI. Vagantenlied 292
**VII. Ich bete zu meiner Madonne! 293
**VIII. Dir ins Buch 294

	Seite
**IX. Das Waldhorn	294
**X. Zu Ende!	295
**XI. Warum Du mir den Abschied gabst	296
**XII. Finale	296
Neue Lieder	297
I. Wohl weit vom Dorfe, der Schlehdornstrauch	297
II. Nimm Du mich doch hin	297
**III. Wir Beide!	298
**IV. Sündige Liebe	299
To Stenfild, opp'n Heidbarg!	303
Und als die Zeit erfüllet ward	305
An liebe Menschen	312
**An	312
**An meine Heilige	314
An min Moder	317

*Börries von Münchhausen.

*Biographie	319
Enak vor Gomorrha	319
Was der Zigeuner sang	322
Als mein Bruder geboren wurde	322
Als wir rasteten	323
Als Nehmèes erschlagen wurde	324
Hunnenzug	326
**Halfdan, Ragnars Sohn	327
**Also sprach Jesaia:	329
Harald	332
**Manon, die Geigerin	333
**Mein Zimmer. (Apelern)	334
Der letzte des Stammes	336
**Der Sünder	337
**Auch einer	338
**Rache	338
**Die Elfe	339
Ich weiß ein Lied	339
Der Abschied	340
**Ein traurig Lied	341
**Der Andere	341
Meiner Mutter	342
Letzter Wille	342
Carl von Arnswald †	343

Seite

Georg Freiherr von Ompteda.

*Biographie 345
Freiherrenlied 345
Bruderstolz 347
Erster Kuß 348
Der alte Weg 349
Lebensregeln I. II. 350
**In der Sommernacht 351

J. D. Plate.

*Biographie 352
De Mael 352
De arme Deern 353
Dröscherleed 354
Inn Winter 355
Up de Bramster Heide 356

*Friedrich Plettke.

*Biographie 357
Sonett 357
Ein Dichter nur will ich sein 358
Der Tag ist trüb' 358
Düster sinnend stehn die Föhren 359
Engel oder Dämon 359
Gruß 360
Im Thal am stillen Teich entlang 360
Du klagst, daß ich so ruhig bin 361
Die Seele ist so willensbar 361
Am Strande 362
**Wo ist Frieden? 362
**Im Nebel 363
Die Sturmflut raste übers Meer. I. II. III. IV. 364
Moses 367
Moorrauch 371
Zwei Bremervörder Geschichten 373
1. Die Hünen 373
2. Die Entdeckung 374

Friedrich Seebode.

Biographie 377
Mein Dörfchen 377
**De Harst 378
Winterdag up'n Dörpen 379

Seite

Albert Schaper.

*Biographie 381
**Gebet 381
**Hannoverland 382
**Der Telegraph 383
**Der Reim 383
**Vereinsamt 383

Oskar Schlemm.

*Biographie 384
Der Lindenbaum 384
Am Meeresstrande 385
Die blutigen Rosen 385
**Der Mond 386

*Heinrich Schriefer.

*Biographie 387
Schloß Tannensee 387
De trorige Brut 391
Verschollen 392
De Verkoppelung 393

*Julius Schultz.

*Biographie 397
**Violenblau 397
**Rom 398
**Veder Napoli e poi morir! 399
Sankt Hieronymus 400
Altgriechische Lyrik in deutschem Reim 402
Minnermos aus Kolophon 402
Sappho 403
Die Braut 403
Anakreon aus Teos 404
Theogenis 404
Aischylos.
Aus dem „Chor der Erinyen, dem Orestes drohend“ . 405
Sophokles.
Electras Klage 406
Volkspoesie aus unbekannter Zeit 407
Timotheos aus Milet 407
Ptolemaios aus Alexandrien 408

Seite

Fritz Schultze.

Biographie 409
Maienmorgen 409
Mein Herz 410
Wenn ich von Dir müßt scheiden 410
Weihestunden 411
Sonst und Jetzt 411

Karl Tannen.

*Biographie 413
Alldagsgebed 413
Hermann auf Tent 414
Das deutsche Helgoland 415
What can a young lassie do wi' an auld man 416

* Friedrich Tewes.

*Biographie 417
Heimatlieder 417
I. Meine Heimat 417
II. An die Heimat 418
Hildesheim 419
Nordische Liebe 421
Lebenswahrheit 421
Zu jung — zu alt! 423
Zu spät 423

Heinz Tovote.

Biographie 425
Schneenacht 425
Sonett 426
Vergessen 427

*Adolph Tronnier.

*Biographie 429
**Liebesklänge I. II. 429
**Herausforderung 431
**Eislauf 432
**Vor einem Bilde 432

Bernard Wieman.

*Biographie 433
**Darum 433
**Beim Singen der Nachtigall 434

Seite
** Sommertreue 434
** Resignation 435
** Trauerchor der Engel 435

Theodor Zimpel.
Biographie 437
Deutsche Heide 437
Uns' plattdütsch Vaderland 438

Carl von Arnswaldt 439

Inhaltsverzeichnis 441

Druckvermerk 456

Druckvermerk:

Das „Hannoversche Dichterbuch" wurde gedruckt in der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei in Göttingen. Das Papier lieferte die Firma Edm. Obst in Leipzig. Die Clichés nach den Vogelerschen Zeichnungen lieferte die Firma Carl Schünemann in Bremen, die Einbanddecke ward hergestellt in der Buchbinderei von Julius Hager in Leipzig. Das Papier für die Luxusausgaben lieferten: R. Wagner in Berlin das Japanpapier, E. Obst u. Co. in Berlin das Kupferdruckpapier, A. Pohlmeyer u. Co. in Bremen das deutsche Büttenpapier. Der Druck des „Hannoverschen Dichterbuches" begann am 10. Oktober 1897 und ward beendet am 15. Mai 1898.

Im selben Verlage erschien:

Gedichte von Carl von Arnswaldt.

In altdeutscher Schrift auf Büttenpapier gedruckt, 12°, 12¼ Bogen. Geh. 2,50 Mk. In originellem Einbande (nach einer Zeichnung von Kuno Graf Hardenberg) 3,50 Mk.

Stimmen der Presse über Carl von Arnswaldt:

Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und Musik vom 24. December 1896: Schließlich sei noch auf einen lyrischen Dichter, der sehr anmutige, geistvolle Schöpfungen bietet, hingewiesen. Carl von Arnswaldt führt sich mit „Gedichten" glücklich ein. Vor allem berührt die ungekünstelte, von reicher Empfindung zeugende Ursprünglichkeit sehr angenehm. Von den in fünf Abschnitten gegliederten, die verschiedensten Versmaße vortrefflich meisternden Dichtungen sind die Lieder „Vom Tode" entschieden die hervorragendsten, sie erinnern an ähnliche Schöpfungen erster deutscher Meister.

Der Westfale vom 13. December 1896: Der Verfasser zeigt sich in den Naturbildern als der echte Sohn der norddeutschen Haide; er liebt weltfernes Träumen im braunen Haidekraute oder an den stillen Wiesenteichen, seitab vom Lärm der großen Heerstraße. Die besten Stücke der Sammlung enthält unseres Erachtens die Abteilung „Vom Tode". In den Gedichten „Hochzeit und „Zwiesprache" hebt sich der Dichter zur Höhe jener herben Objektivität, die nur den Besten und Größten verliehen ist. Bewundernswert ist in allen Gedichten die Vollendung der Form, die hinter den besten neuen Litteraturerzeugnissen nicht zurücksteht. Neben den weitaus überwiegenden vierzeiligen jambischen und daktylischen Strophen, die in dem Fluß der Worte und der Einfachheit des Ausdrucks oft an Heinrich Heine gemahnen, findet sich in dem Werkchen eine Menge romanischer und selbst antiker Versmaße, Distichen, Triolette, Madrigale, Sizilianen, alcäische Verse, Ghasele, Ritornelle, Ottaverimen und Terzinen. Alles in allem ist das Buch der Beachtung und Empfehlung sehr wert. Es enthält ernste Gemütstiefe und wahre, warme Empfindung; es hält sich ebenso sehr entfernt von der widerwärtigen modernen Realistik wie von weltschmerzlicher Sentimentalität; aber es fesselt uns durch seine Beobachtung des Menschenherzens, der Natur und des täglichen Lebens, dem der Verfasser immer neue Seiten abzugewinnen weiß.

Ferner:

Göttinger Musenalmanach für 1896.

8°. $9\frac{1}{2}$ Bogen.

Redacteur: Carl von Arnswaldt.

Es sind hiervon noch etwa 20 broch. Exempl. à 2,50 Mk. vorhanden.

Göttinger Musenalmanach für 1898.

8°. 21 Bogen.

Redacteur: Börries von Münchhausen.

Geh. 4 Mk. Elegant gebunden (nach einer Zeichnung von Georg Lührig) 5,50 Mk.

Stimmen der Presse über den Musenalmanach für 1898:

Carl Busse schreibt in der Nation vom 14. Mai 1898 in einem „Studentenlyrik" überschriebenen Artikel, nachdem er zuvor den „Berliner" und „Leipziger" Musenalmanach besprochen hat, folgendes:

Der letzte Göttinger Musenalmanach übertrifft die beiden vorgenannten in ganz erstaunlicher Weise. Er ist poetisch nicht nur weitaus das Beste, was deutsche Studenten in letzter Zeit leisteten — er läßt auch in klare Augen und gesunde Herzen blicken. Hier diese Göttinger haben die Kraft und Kühnheit, die den Berlinern und Leipzigern fehlt. Sie sind nicht extrem-modern wie die einen, aber sie sind auch nicht innig-minnig-sinnig wie die anderen. Sie haben sich die jüngstdeutsche Bewegung und ihre Früchte gut angesehen, haben sich gern mit allem Gesunden darin bereichert, aber ebenso energisch auch gegen Greisenhaftigkeit und Décadence Front gemacht. Sie gehen nicht auf in „Rundgesang und Rebensaft", aber sie wissen, wie gute Dinge das sind und sagen frei heraus, daß sie sich ihrer Jugend und der goldnen Burschenherrlichkeit freuen. Sie sind als Dichter und als Persönlichkeiten ungleich, aber sie haben sich so böse Dilettanten, wie sie im Leipziger und Berliner Almanach herumspuken, scharf vom Halse gehalten. Jeder, der da spricht, hat wenigstens etwas zu sagen, und keiner sinkt je unter den Durchschnitt hinab, wenn manchmal gewiß auch gerade ein Balanciren noch stattfindet. Und weiter: Diese Göttinger haben die weitaus kräftigste Naturanschauung, sie stehen am sichersten auf dem Boden dieser Erde, sie sind am wenigsten mit Reflexionen beschwert.

Göttingen, Druck der Univ.-Buchdruckerei von W. Fr. Kästner.